E.J. REICHENBERGER



Besuch bei armen Brüdern

E. J. Reichenberger

BESUCH BEI ARMEN BRÜDERN

E. J. REICHENBERGER

Besuch bei armen Brüdern

VERITAS-VERLAG · MÜNCHEN 9

1951

Titelbild nach einer Zeichnung von Willy Damian, München





Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit

Soeben in München, auf meiner diesjährigen Europa - Reise, sehe ich mit Begeisterung den ersten Abzug Father Reichenbergers neuesten Buches

Besuch bei armen Brüdern.

Ich hoffe nur, daß dieses neue Buch sich desselben schlagenden Erfolges erfreuen wird wie seine drei früheren bahnbrechenden Bücher über die Nachkriegs- und Heimatvertriebenen-Probleme. Dieses Buch, basiert auf seine Europareise von 1950, schildert in spannender Weise seine Eindrücke und Beobachtungen und wird Millionen Trost, Hoffnung und Mut einflößen. Auch ist es eine neue Wahrheitsbombe gegen die Verschwörung des Schweigens!

A. J. App

Z. Zt. München, den 1. September 1951

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist irgendwie eine Fortsetzung zu ‚Fahrt durch besiegtes Land'. Ich habe lange überlegt, es herauszubringen und tue es nur auf Drängen vieler Freunde, besonders unter dem Eindruck mancher Entwicklungen der letzten Zeit. Es sollte unter dem Titel „Fahrt durch ‚befreites' Land" herauskommen, aber der Titel könnte empfindsame Menschen stören, die mit Atombomben spielen, aber Wahrheit und Gerechtigkeit nicht vertragen.

So wählte ich den Titel: BESUCH BEI ARMEN BRÜDERN. Es sind ja wirklich die ärmsten Brüder und Schwestern Christi, denen mein Besuch in Deutschland und Österreich im Sommer 1950 vor allem galt, die potsdam-vertriebenen Christen.

Die Fahrt hat auf mich selber einen tiefen Eindruck gemacht, meine Erfahrungen erweitert und meine Erkenntnisse geklärt. Die eindrucksvollen Kundgebungen, die Erlebnisse von Oberammergau bis Passau werden mir zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Hunderte dankbarer und begeisterter Briefe beweisen mir, daß die Kundgebungen auch die Teilnehmer tief beeindruckten, daß mein Wort weithin auf fruchtbaren Boden fiel. — Daß die Kundgebungen und meine Ansprachen auch mißdeutet wurden, kann nicht wundernehmen. Die Getroffenen schreien auf. Die Pharisäer haben es nicht gerne, wenn ihnen die Maske der ‚Kreuzfahrer' vom Gesicht gerissen wird. Auch die Selbstgerechten und Umerzieher in den Tagen Jesu hörten es nicht gerne, wenn der Meister sie ‚übertünchte Gräber', ‚Schlangen- und Natterngezücht' nannte. Andere können nur in Parteien, Vereinen oder Cliquen denken. Sie haben darauf vergessen, daß wir zuerst Menschen sind, Kinder eines Gottes, der im Himmel wohnt, berufen zur ewigen Anschauung Gottes.

Man hat versucht, meine Arbeit als un-amerikanisch hinzustellen. Ich bin überzeugt, daß ich nicht bloß auf dem Boden des Naturrechtes und des Christentums stehe, sondern auch Ehre und Ansehen des w a h r e n Amerika verteidige, das in seiner Unabhängigkeitserklärung einmal feststellte: „Wir halten diese Wahrheiten für selbstverständlich: Daß a l l e Menschen gleich erschaffen sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewis-

sen unabdingbaren Rechten ausgestattet wurden ...“ Es gibt nichts Unamerikanischeres als die Geheimabmachungen von Teheran, Jalta und Potsdam, vor allem die Massenvertreibungen von 15 Millionen deutscher Menschen aus einer Heimat, die zumeist Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas besiedelt war.

Man wird in diesem Buche nicht die heute übliche Hetze gegen den Kommunismus finden. Ich glaube nicht daran, daß Leute wirklich gegen den Kommunismus kämpfen, die den guten alten Joe gestern noch ans Bruderherz drückten, die heute noch Urheber und Exekutoren der Massenaustreibungen am Sender ‚Freies Europa‘ sprechen lassen. Den Kommunismus kann man nur überwinden, wenn man seine Ursachen beseitigt und ihm eine stärkere, lebensträchtigere, opferwilligere Idee gegenüberstellt, nicht aber durch Militarismus, Imperialismus, Dollars und Atombomben. Christus starb am Kreuz auch für die Kommunisten und man möchte nur wünschen, alle Christen hätten soviel Idealismus und Opfersinn wie viele Kommunisten, so irrig ihre Anschauungen vom Standpunkt des Christen aus sind. —

Das vorliegende Buch entstand aus Aufsätzen, die ich für eine Reihe deutscher Zeitungen Amerikas und Kanadas schrieb, vor allem für die ‚Nordamerika' (4537 N. Fifth Str., Philadelphia 40, Pa), die alle meine Artikel unverkürzt bringt, wozu auch in Amerika Mut gehört. Ich hoffe, es wird in vielen liebe Erinnerungen wecken an gemeinsame Stunden und vor allem den Vertriebenen Kraft und Mut geben, ihr Kreuz weiterzutragen, wie und solange Gott es will, von dem allein eine Lösung dieser Schicksalsfrage der Welt kommen kann. —

Ich hatte die Absicht, dieses Jahr wieder nach Deutschland und Österreich zu kommen. Bis heute wird mir der amerikanische Paß vorenthalten, ohne jegliche Begründung. Selbst wenn ich den Paß hätte, verweigert mir die Regierung in Bonn das deutsche Visum — unter Druck.

Es ist bitter, aus der Heimat verbannt zu werden; es ist ein sonderbarer Dank nach all dem, was ich Jahre hindurch, von niemand aufgefordert, von keiner maßgebenden Stelle gefördert, für die Deutschen, besonders für die Heimatvertriebenen, getan habe. Ich überlasse es gerecht denkenden Menschen, besonders den Heimatvertriebenen, aus der Verweigerung des Passes und des deutschen Visums die entsprechenden Schlüsse zu ziehen. Es ist ja klar, daß der Kampf nicht meiner Person, sondern meiner Arbeit und meinem Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit gilt. Mein Programm und mein Ziel mag falsch sein, was ich selber nicht glaube. Darüber müßte man in einer Demokratie debattie-

ren. Wenn aber mein Programm und mein Ziel falsch sind, dann haben Bonn und die Alliierten die Pflicht, endlich zu erklären, wie sie sich die Lösung des Problems vorstellen, wenn sie nicht einen unheilvollen Radikalismus züchten wollen. Die Zeit für eine gerechte, sittliche, menschliche und wirtschaftliche Lösung läuft aus.

Es ist ein gewisser Trost, daß Kardinal Mindszenty, einer der wenigen großen Vertreter der Menschenrechte, ein ähnliches Erlebnis hatte wie ich selber. Auch ihm wurden Paß und Visum bei verschiedenen Anlässen verweigert, wie man in der Dokumentensammlung ‚Cardinal Mindszenty spricht' nachlesen kann. Am 29. November 1946 bewarb sich der ungarische Kardinal um ein tschechisches Visum; am 21. Dezember erhielt er die Mitteilung, das Visum könne ihm nur dann ausgestellt werden, „wenn seine Reise einen strikt religiösen Charakter trüge und er keine andere Frage anschneide." Der Kardinal erklärte in einem Interview darüber: „Ich kann mir diese Antwort nur so erklären, daß sie (die Regierung Benesch) sich fürchten, die Meinung eines Mannes anzuhören, der im Namen der Menschlichkeit für die Rechte von 700 000 Magyaren eintritt. Sie wollen offenbar nicht, daß ich meine Landsleute sehe, die mit brutaler Militärgewalt aus ihren Heimen und Familien vertrieben wurden, beraubt ihrer nationalen Kultur und aller Menschenrechte, degradiert zu rechtlosen Sklaven."

Man kann einen Mann stumm machen, der im Namen der Menschlichkeit auftritt, man kann ihm Paß und Visum verweigern oder ihn einkerkern. Aber man kann nicht die Wahrheit und Gerechtigkeit verstummen machen, auch nicht dauernd Menschenrechte mit Füßen treten. Darüber wacht Gott.

Und GOTT LEBT NOCH UND SEIN TAG WIRD KOMMEN!

Chicago, am Feste Mariae Himmelfahrt, 15. August 1951.

(Father) E. J. Reichenberger.

Übers Wasser

Ich hatte nicht erwartet, so schnell wieder nach Deutschland und Österreich zu kommen, so sehr es mich mit dem Herzen nach der Heimat zieht, nach den alten, lieben Freunden. Wir Deutschen sind nun einmal „sentimental“. Darum kann die Welt das tiefste Leid der Heimatvertriebenen nicht verstehen und ihren immer dringlicher werdenden Ruf: Gebt uns die Heimat wieder!

„Nie war ich dir inniger verbunden
Als in diesen schweren, dunklen Stunden,
Da verschlossen mir dein gastlich Tor,
Da dein Wappen trägt den schwarzen Flor,
Heimat!

Nie fühlt ich das Wehen deines Windes
Mit der Muttersehnsucht eines Kindes,
Das im letzten bangen Angstgebet,
Fürchtet, daß ihr Atem stillesteht,
Heimat!

Deine Berge waren nie so nah,
Als ich sie mit sattem Auge sah,
Deine Wälder rauschten nie so sacht,
Wie in meine ferne Sehnsuchtsnacht.
Heimat!

Robert Hohlbaum.

Der Plan, in die ‚alte Heimat‘ zu fliegen, nahm konkretere Gestalt an, als mich schon zu Jahresanfang die Passionsspielgemeinde Oberammergau einlud, bei einer Sondervorstellung für Vertriebene zu sprechen. Zwei große also: Passionsspiele und Beisammensein mit den Vertriebenen!

Freilich war damit die Hauptschwierigkeit noch nicht aus dem Wege geschafft: die Beschaffung des nervus rerum. So ein Flug übers Weltmeer ist ja immerhin eine kostspielige Sache; die Schiffahrt nimmt zuviel Zeit, ist zudem nicht wesentlich billiger. Ein Rundflug Chicago—München kostet gegen $ 800. Das ist für einen gewöhnlichen Sterblichen ein unerschwinglicher Betrag. Nicht-deutsche und nicht-katholische Freunde, die von meiner Arbeit wissen, boten mir die Mittel an. Es fand sich

glücklicherweise ein anderer Ausweg. Ein Reisebüro (Held in Chicago) lud mich ein, die Führung einer Gruppe zu übernehmen und bot mir dafür eine freie Flugkarte. Dankbar nahm ich an.

Noch im letzten Augenblick kamen ganz unerwartete Schwierigkeiten, die wohl von „drüben“ ausgingen. Sie entdeckten auf einmal, daß ich ‚radikal‘ bin; sie scheinen zu fürchten, daß ich diese unglücklichen Menschen ‚radikalisiere‘. Wie sich doch die Zeiten ändern! Gegen den Nazismus konnte man nie radikal genug reden und schreiben; das verfängt noch heute — wenigstens in Amerika. Es gab eine Zeit, da schöpften auch gewisse Vertreter der Heimatvertriebenen Mut und Zuversicht aus meiner Sprache, da kamen täglich Zuschriften, die meinen Mut bewunderten. Anscheinend ist das Problem nun für gewisse Leute gelöst; es geht ihnen gut. Und was braucht es schon weiter! In Zukunft muß ich das Verbrechen von Potsdam, den Rassenmord an 18 Millionen Christen in lyrischen, süßen Phrasen behandeln: „Es war einmal ein sonniger Augusttag des Jahres 1945. Morgenthau lag auf den Fluren um Potsdam. Drei Weise aus fernen Landen waren mit großem Troß herbeigeeilt, um ein Füllhorn des Segens über die kriegsmüde Welt auszugießen. Ihre besondere Liebe und Sorge galt deutschen Menschen, sie kannten keinen Haß und keine Rachsucht, sie wollten eine neue Welt der Liebe im Sinne Christi errichten. Am Anfang ihrer Liebestat stand die tiefmenschliche geordnete Umsiedlung von 18 Millionen Christen. Sie sollten heim ins Reich, schneller als in den barbarischen Tagen, da Menschen ihrer Rasse wegen in Gaskammern geschickt wurden. Nachdem die drei Weisen so ihren Beitrag zum Frieden und zur Menschlichkeit geleistet, erklangen die Walzer von Missouri, der Mann aus dem Osten stimmte mit tiefem Baß das Lied von den Wolgaschiffern an. Der Mann von der Themse rieb sich die Hände in Erwartung des Geschäftes. Wein, Whisky und Wodka flossen in Strömen . . . Dienstbeflissene Chronisten wiederholten Ulrich von Huttens Worte: „O Jahrhundert! Es ist eine Lust, zu leben!“

Genug der Satire! Die Sache ist viel zu ernst. Ja, die Vertriebenen sind radikaler als letztes Jahr. Was sie radikalisiert, sind nicht Worte, sondern Tatsachen, die sie erlebten und erleben von Potsdam bis heute, die Verständnislosigkeit, die Passivität, der Bürokratismus, erst ganz zuletzt die Propaganda aus dem Osten! Ja, es wär sehr leicht, Menschen in Verzweiflung

zu radikalisieren. Dazu braucht es nur Gewissenlosigkeit und hohle Schädel. Mir haben jedenfalls verantwortungsbewußte Menschen bezeugt, daß meine Arbeit weder auf Radikalismus abzielt, noch dort endet. Vielleicht darf ich erwähnen, daß eine amerikanische, militärische Stelle mich dringend bat, eine Kundgebung nicht abzusagen, um Unheil zu verhüten. Vielleicht darf ich auch erwähnen, daß auf Veranlassung der britischen Behörden meine Grazer Rede zweimal über den Sender Alpenland übertragen wurde. Ein früherer Abgeordneter des Prager Parlamentes, der erst kürzlich aus der Tschechei freigelassen wurde, schrieb mir noch am 18. Juli d. J.: „Als die ersten Nachrichten von Ihrer Tätigkeit mich erreichten, war ich noch Strafgefangener in der CSR und arbeitete meine tägliche „Norm“ in einem Steinbruch . . . Aus den immer gehässigen, oftmals übernervösen Artikeln in den uns doch irgendwie zugänglichen tschechischen Zeitungen war es leicht möglich, die geschichtliche Bedeutung Ihrer Tätigkeit zu erkennen. Daß die Kenntnis davon oftmals einziger Trost und einzige Freude in unserem harten Schicksal war, stelle ich fest.“

Die Moskau-hörige Presse nennt mich einen „Agenten Wall streets und des Vatikans“. (Da Agenten in der Regel gut bezahlt sind, suchte ich in meiner Post vergebens nach dem Leistungsscheck!) Ich gelte also dort als radikal im Sinne der Demokratie und des Christentums.

Jetzt sitze ich wieder an meinem Schreibtisch und lasse all die Eindrücke und Erlebnisse an mir vorüberziehen. Freunde haben mich gebeten, sie niederzuschreiben und eine Fortsetzung zu „Fahrt durch besiegtes Land“ zu bringen.

Am Freitag, den 19. Mai, um 1 Uhr versammelten sich die 20 Teilnehmer unserer Gruppe, darunter auch einige Mitglieder der Kolpingfamilie am Flughafen in Chicago. Eine Reihe von Freunden war trotz der frühen Morgenstunde gekommen, sich zu verabschieden. Auf den meisten Gesichtern konnte man eine nervöse Spannung ablesen, auf anderen die Vorfreude des Erlebens der Heimat. Das große Flugzeug der United Air Lines, das uns bis New York bringen sollte, kam mit halbstündiger Verspätung aus Los Angeles an. Bald war es wieder flugbereit. Die Ansagen wurden diesmal nicht nur in englischer, sondern auch in deutscher Sprache durchgegeben. Der etwa dreieinhalbstündige Flug nach New York verlief ganz ruhig. Die meisten

Passagiere fühlten sich gleich „daheim", sobald sie das geräumige Schiff betraten, die Nervosität war verschwunden. Fast alle schliefen sorglos in den jungen Morgen.

In New York hatten wir Frühstück. Dann ging es in aller Eile unter strömendem Regen vom Laguardiafield zum internationalen Flughafen Idlewild. Rasch waren die Formalitäten für Paß- und Gepäckskontrolle erledigt; nur einer älteren Frau fehlte eine der Unterlagen, aber die Beamten ließen sich beschwichtigen. Der Clipper „Washington" der Pan American Airlines, ein Doppeldecker für 64 Passagiere und 10 Mann Personal lag startbereit. Um 11.30 vormittags gingen wir bei strömendem Regen in Boston, Mass., nieder. Eine Reparatur verzögerte den Abflug; als man die Stiege zurückbog, erlitt das Schiff neuerlich Schaden und so mußten wir bis 4 Uhr nachmittags warten. Niemand beklagte sich, obwohl man ja die Zeit hätte besser nützen können; besser warten als daß wir über dem Atlantik in Schwierigkeiten kämen! Wir konnten die Verspätung nicht mehr einholen und so kamen wir erst — eigentlich müßte man ja sagen schon! — Samstagnachmittag um drei Uhr am Flughafen Frankfurt am Main an.

Reges Leben und Treiben herrschte, Flugzeuge aus aller Herren Länder, selbst das kommunistische Jugoslavien war vertreten; nur Deutschland fehlte, ein Symbol, das man nicht übersehen kann. Deutschland muß vom Weltverkehr ausgeschlossen bleiben! —

Alte Freunde begrüßten mich, auch der Verleger meines Buches „Fahrt durch besiegtes Land" war aus Karlsruhe gekommen und so sah ich zum erstenmal das Buch. Ein Reihe von Briefen lag bereit: Grüße und Bitten. — Es war noch keine Zeit zum Plaudern: erst mußten die Paß- und Zollrevisionen vollzogen werden. Es ging alles rasch und mit ausgesuchter Höflichkeit. Ob man wohl die eigenen Landsleute auch so großzügig behandelt wie den amerikanischen Paß?

+

+ +

Landauf, landein in Deutschland und Österreich

Im Restaurant des Flughafens plauderten wir ein Stündchen und fuhren dann auf guten Straßen durch bezaubernd schöne Landschaft zur Wasserscheide bei Burbach in die britische Zone. Die Zonengrenze fällt heute niemand mehr auf. Gegen Abend kamen wir an. Pfarrer Künast, der mich am Flughafen erwartet hatte, war zuerst nach Wien ausgesiedelt worden. Man müßte eigentlich sagen, er hat das Wort erlebt, daß Wohltun Zinsen trägt. Er hatte nämlich während des Krieges evakuierte Kinder aus Deutschland bei sich. Die Angehörigen dieser Kinder dankten Pfarrer Künast seine Fürsorge, indem sie ihm, als er selber evakuiert wurde, zur Wasserscheide einluden. Und er kam nicht allein; er brachte viele mit sich und fand für sie Arbeit und Unterkunft.

Als es dunkel wurde, erwartete mich eine große Überraschung: Heimatvertriebene aus dem weiten Seelsorgegebiet waren in großer Zahl mit Fackeln und Lampions erschienen und brachten mir ein Ständchen. Ein Mädchen trug ein Gedicht vor und überreichte mir Blumen. Vertreter der Vertriebenen hielten Ansprachen; heimatliche Lieder klangen in die stille Nacht. Vor mir stand noch das Erleben der letzten Tage vor meinem Abflug, eine Verdemütigung wie kaum je im Leben und ich konnte kaum danken vor Ergriffenheit. Ich schüttelte diesen Männern und Frauen dankbar die Hände: Treue um Treue!

Am Sonntagmorgen hielt ich in dem überfüllten Kirchlein, das Pfarrer Künast inmitten einer andersgläubigen Bevölkerung aus einem ehemaligen Transformatorenhäuschen mit seinen Getreuen gebaut hatte, Hochamt und Predigt. Alle Herzen gingen mit, als ich vom Gottvertrauen sprach. Es mag schwer sein für die Menschen, die die Teufelei von Potsdam erlebten, den Glauben an Gott oder auch nur an die Menschheit aufrechtzuhalten. Die Heimatvertreibung ist eine Belastung des Glaubens, von der sich die Satten und Rächer keine Vorstellung machen. Ich wundere mich nicht, daß mehr als einer unter

dieser Last zusammenbricht, besonders dann, wenn er auf eine Umgebung stößt, die alles andere als christlich ist. Wer sagt: „Gott lebt und Sein Tag wird kommen!" bezeugt damit sein Gottvertrauen; man bekennt damit aber auch, daß auch die Heimatvertreibung, wenn schon nicht gottgewollt — Gott will keine Verbrechen — so doch gottzugelassen ist und darum auch einen Sinn in den Plänen Gottes haben muß, auch wenn uns Gottes Plan verborgen ist. Wer den Heimatvertriebenen dieses Gottvertrauen nimmt, raubt ihnen den letzten Halt. Ihr Leid und ihr Leben wird sinnlos!

Nach dem Mittagessen wurden wir abgeholt und mit dem Auto zur Kundgebung nach Siegen in Westfalen gebracht. Die Stadt ist weithin zerstört; merkwürdigerweise: ein Monument der Germania blieb von den Bomben unberührt. Etwa 8000 Menschen hatten sich zur Kundgebung auf der „Eintracht" eingefunden, die einen stimmungsvollen Rahmen bot. Jemand erinnerte an die Bergpredigt angesichts der Massen, die auf einem Hügel im Hintergrunde Platz fanden. Die Teilnehmer waren zumeist Schlesier. Vor mir sprach Rat Goebel und erörterte in klaren Worten die Forderungen der Vertriebenen. Ich selber konnte nur sehr schwer sprechen. Ich war wohl noch übermüdet von der Reise; es schien mir, daß ich meine Müdigkeit auf sie übertrug. Zudem stand ich unter seelischer Depression wie einer, der auf den Genickschuß wartet, oder mit dem peinlichen Gefühl, daß ein Pharisäer wache, ob man mich nicht mit meiner Rede fangen könnte. Ich kam über diese Depression nicht hinaus. Rat Goebel und Pfarrer Künast dankten in herzlichen Worten. Nach der Kundgebung kamen eine Reihe Sudetendeutscher, um mir die Hand zu schütteln. Ein altes Mütterlein brachte mir ein Kruzifix aus Karlsbader Sprudelsteinen, gerade am Tage ihrer goldenen Hochzeit, an dem sie besonders lieblos behandelt worden war. Schade, daß die Zeit fehlte, mit ihr den Tag zu feiern. Wie gern hätte ich ihr die Freude gemacht.

Der Vertreter der britischen Besatzungsmacht, Mr. Earthrowl, hatte sich eingehend nach mir erkundigt und ließ mich um eine Aussprache nach Abschluß der Kundgebung ersuchen. Er nahm an der Kundgebung teil und erwartete mich dann in seinem Auto. In seiner Kanzlei besprachen wir eine Reihe aktueller Fragen in freundschaftlichster Weise. Es wäre wenig taktvoll, den Inhalt der Unterredung wiederzugeben. Klar, daß

unsere Anschauungen nicht immer harmonierten: ich sprach als freier Amerikaner, er als Vertreter einer Besatzungsmacht, deren Standpunkt er zu verteidigen hatte, was wahrhaftig nicht leicht ist.

Nach der Rückkehr nach Würgendorf verbrachte ich einen schönen Abend bei Freund Künast und seinen Angehörigen. Viele alte Erinnerungen an gemeinsam verlebte Jahre wurden lebendig. Am Montagmorgen fuhr ich mit dem ersten Zug weiter nach Frankfurt am Main. Msgr. Büttner und Pfarrer Hruschk erwarteten mich am Bahnhof. Wir konnten eine Reihe Fragen besprechen, die uns allen am Herzen liegen. Msgr. Büttner, der frühere Leiter des Reichsverbandes der katholischen Auslandsdeutschen, ist heute besonders an dem Problem der Vertriebenen interessiert; von ihm ging die Anregung zur Errichtung der „Kirchlichen Hilfsstelle" und des Seminars in Königstein aus. Nachmittag flog ich weiter nach München, wo mich um 3 Uhr mein Bruder und mein Neffe am Flughafen erwarteten. Kaum war ich angekommen, setzten auch die Besuche ein und es blieb so, solange ich in Deutschland war, nicht bloß in München. Jeden Tag brachte die Post Bündel von Briefen und Telegrammen, darunter ellenlange Exposés. Das geht wirklich über die Kraft eines Einzelnen; ich habe es ja noch zu keiner Kanzlei gebracht.

„Fridtjof Nansens Saga"

Auf der Fahrt zum Sudetendeutschen Tag in Kempten erzählte mir einer meiner Begleiter, daß er durch das Buch „Fridtjof Nansens Saga" an der Arbeit für die Heimatvertriebenen interessiert wurde. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich von Nansen nicht recht viel mehr wußte, als daß er ein Polarforscher war. Auch der Nansenpaß war mir in Erinnerung. Ich fragte in einigen Buchhandlungen in München und Nürnberg nach diesem Buch, aber weder Verfasser noch Verlag waren bekannt. Schließlich erhielt ich es durch ein Antiquariat. Warum sollte sich doch auch der deutsche Buchhandel dafür interessieren, wenn man mit Churchill-Memoiren oder Eisenhowers „Kreuzzug in Europa" und den Übersetzungen etlicher Best-Smeller Geschäfte machen kann, genau so wie jetzt die edlen Briten den Bolschewismus mit Lieferungen an Rot-China „bekämpfen". „Erst kommt das Fressen, dann kommt

die Moral", heißt es in der Dreigroschenoper. Erst das Geschäft, dann Volkstum, Ehre, Würde und all das, was man Abendland nennt.

Vielleicht gibt es noch etliche Idealisten. Für sie sei vermerkt, daß „Fridtjof Nansens Saga" von Jon Soerensen in der Übersetzung von Wolfgang Sonntag 1942 im 5.—8. Tausend bei Hoffmann und Gampe in Hamburg erschienen ist.

„Nansen war das Gewissen Europas, sein Leben ist ein Trost für uns, die Bestätigung der Macht des Guten, der Wahrheit und der Liebe, und uns allen, die an die Wiedergeburt Europas glauben, wird er als Leitstern voranleuchten", schließt Soerensen seine Biographie.

Ich las das Buch mit tiefem Interesse und innerer Anteilnahme, vor allem das Kapitel „Auf den Spuren des Weltkrieges" (S. 203—295), weil sich hier meine Arbeit in den letzten Jahren mit Nansen begegnete, weithin auch meine Erfahrungen. Ich möchte damit keineswegs meine Arbeit zu der Nansens in Paralelle stellen. Nansen trat unter ganz anderen Voraussetzungen an seine Arbeit heran. Er hatte einen Namen voll Weltruf als Forscher und Wissenschaftler. Er spielte eine führende Rolle in der Politik Norwegens. Er hatte Zugang zum Völkerbund. Ich kam bettelarm als Flüchtling nach Amerika ohne auch nur einen persönlichen Freund. Acht Jahre lebte ich in der Prärie, fernab der Welt, in der die großen Entscheidungen fallen. Nur ganz langsam konnte ich mich durchsetzen und Freunde und Verständnis werben für meine Arbeit und meinen Kampf, der so ganz der herrschenden Republik und ihren Trabanten zuwiderläuft. Nur in einem Punkte möchte ich eine Paralelle zu Nansens Werk in Anspruch nehmen: Hinter meiner Arbeit steht derselbe Geist und dasselbe Ziel: Dienst an der leidenden Menschheit aus allgemein menschlichen und christlichen Motiven.

Es soll nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Soerensens Buch oder Nansens Lebenswerk zu kommentieren. Ich will nur etliche Gedanken herausgreifen, die auch für unsere Zeit, vielleicht mehr als damals gelten, Gedanken, die mich in meiner Arbeit bestärken und auch anderen Anregung sein können.

Aus dem Kapitel: Nansen hilft den Kriegsgefangenen: „Die Sieger in Versailles schienen vergessen zu haben, daß es eine Gefangenenfrage gab." Die Sieger von 1945? Noch heute schmachten über eine Million Kriegsgefangener in Rußland.

Die Zustände in den Lagern sind wie damals. Hunderttausende kamen ums Leben, hunderttausende kehrten, wenn überhaupt, als Krüppel zurück, zerbrochen an Leib und Seele. Ach ja, man redet heute von den Gefangenen in Rußland, besonders, seit in Korea auch amerikanische Soldaten den „guten alten Joe" von der wahren Seite kennenlernen. Man verschweigt aber auch heute noch, daß der Ober-Kreuzfahrer Eisenhower deutsche Soldaten, die sich im Vertrauen auf Amerikas feierliche Versprechungen ergaben, den Bolschewiken auslieferte. Karl von Wiegand schreibt in „Chicago Herald American" vom 31. Dezember 1950: „Während Bonn verhandelt, hören wir pathetische Apelle ‚Vergeßt uns nicht!' von deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich. Unter ihnen befinden sich 5 Generale und verschiedene Hauptleute, darunter General von Ramke, der Kommandant der Festung Brest, dessen Frau und sieben Kinder angeblich in Deutschland in bitterster Not leben. Dasselbe Frankreich schließt sich den Protesten gegen die Zurückhaltung deutscher Gefangener in Sowjetrußland an. Zur selben Zeit, da Amerika Adenauer ersucht, ein deutsches Truppenkontingent für die westeuropäische Armee unter Eisenhower zu stellen, erinnern deutsche Generale und Soldaten daran, daß Eisenhower 300 000 deutsche Kriegsgefangene, die von den Amerikanern gefangen genommen waren, an Frankreich „borgte" und daß selbst das Rote Kreuz in Genf vergebens gegen die Verletzung der Kriegsregeln protestierte." Und die Zustände in den französischen Lagern glichen denen in Rußland wie ein Ei dem anderen. Es ist bis jetzt die Wahrheit über die Behandlung deutscher Gefangener in vielen amerikanischen Lagern nach der Übergabe Deutschlands (als man keine Repressalien mehr zu fürchten hatte) unterdrückt.

Wo bleibt der Nansen unserer Tage, der den Mut hat, nicht bloß den Bolschewiken, sondern all den „Siegern" von 1945 die Wahrheit ins Gesicht zu schreien, nicht mit feigen phrasenhaften Verallgemeinerungen, sondern mit konkreten Namen und Tatsachen? Das ist nicht expedient. Das wird es erst, wenn unsere Boys die Lager füllen, wenn bei uns Frauen und Mütter und Bräute weinen und klagen über die, die auszogen und nie wiederkehrten.

Und nun erwartet man, daß deutsche Soldaten wieder ins Feld ziehen, deren Kameraden noch in den Lagern schmachten, und als „Kriegsverbrecher" behandelt werden?

Nansen schrieb im Juni 1916 in seinem Tagebuch: „Nie wieder wird es Frieden geben. In alles, was man sieht, mischt sich der Jammer und Millionen Frauen, die alles verloren haben, — Freund, Ehemann ... — Man sieht verzweifelte Mütter, die nach ihren Söhnen, ergraute, niedergebeugte Väter, die nach der Hoffnung ihres Geschlechtes suchen. Ein Alpdruck des Wahnsinns. Und niemand vermag ihn zu vertreiben. Die Völker Europas, die „Träger der Kultur", fressen einander auf, zertrampeln die Kultur, legen Europa in Trümmer ... und für wen?"

„Und wofür kämpfen sie? Um die Macht, nur um die Macht! Eine Kultur, die die Macht als höchstes Ziel der Völker hinstellt, kann die Menschheit nicht vorwärtsbringen. Sie muß zum Schluß zum Untergang führen."

„Der Untergang mußte kommen. Die Kultur Europas hatte versagt, sie war innerlich verrottet. Wie der kranke Baum im Walde sank sie zusammen, sobald der Sturm kam."

„Kultur? Ja, was ist sie denn, wenn sie die Bestie nicht zu bändigen vermag? Wenn sie uns nicht aus der Barbarei herausführen kann. Ohne das ist sie eine leere Schale. Das größte Unheil, das schlimmste Elend haben immer die Menschen selbst verschuldet. Eine entsetzliche demütigende Wahrheit!

„Es ist nicht die Kultur, es sind die uralten Bestieninstinkte, die die Massen irreführten und sie durch die Macht der Suggestion auf ihrem wilden Wege mitgerissen haben. Und die Masse, die in der immer rasender werdenden Hast unserer Zeit die eigene Meinung und Urteilskraft verliert, unterliegt sofort."

„Eine Wiedergeburt muß kommen, eine neue Zeit mit neuen Idealen, in der die geistigen Werte wieder geschätzt werden und die materiellen nur noch Mittel sind. In der Snobismus und die Mittelmäßigkeit nicht mehr die Welt regieren, sondern die großen Geister der Menschheit zu lichteren Höhen emporführen, wo jede geistige Errungenschaft, jeder Sieg in der Welt des Geistes mit derselben Begeisterung begrüßt wird, wie heute die materiellen, wo die Menschen für ein höheres, schöneres und einfacheres Dasein leben."

„Aber die Hast des Tages unter der Geißel des Geldes dort unten in den Städten verflacht die Menschen."

„Es war die Wüste, die Einsamkeit, die schlichte Tiefe der Natur, aus der zu jeder Zeit die neuen Menschen kamen.

„Ach dieser kraftvolle Ernst einer solchen Macht! Es ist, als höre man das Hohelied des Weltraums — so hoch, so weit, so rein, so wunderbar frei bietet es sich den Blicken und den Gedanken.“

„Aus dieser Welt müssen die Männer der neuen Zeit geboren werden, die Männer der großen einfachen Linie, die Männer aus einem Guß ohne den Januskopf der Doppelmoral. Aus dieser nachtstillen Größe müssen die Gedanken hervorsprießen, die dem kommenden Geschlecht Heilung bringen können.“ (S. 207 ff)

Nur noch eine Anmerkung zu diesem Kapitel: „England, das sich die deutsche Flotte angeeignet und die Schiffe in deutschen Häfen liegen hatte, wollte sie nicht für Gefangenentransporte freigeben. Sie sollten verkauft werden. Nansen machte das Angebot, die Schiffe in repariertem Zustand zurückzugeben. Er reiste selbst nach London und erreichte, daß man ihm 14 Schiffe überließ. (S. 217)

Aus dem Kapitel: Der Nansenpaß. „Der Krieg und die anschließende russische Revolution hatten hunderttausende Flüchtlinge im Gefolge. Kein Land wollte sie aufnehmen. Sie wurden wie ein Tennisball hin und zurückgeworfen“, berichtet Nansen. Es zählte nicht mehr der Mensch, auch nicht sein Kampf, nur das Stück Papier, das er in der Tasche trug, und diesem Menschen fehlte der Ausweis. Sie waren „staatenlos“.

„Sind die Gefühle der Menschen abgestumpft?“ fragte Nansen. Haben sie zuviel von Not und Elend gehört? Früher bedurfte es keines so großen Unglücks: Brand in einer Stadt, ein Erdbeben, eine Schar obdachloser Menschen — und alle sprangen den vom Unglück Betroffenen sofort bei. Tausend und aber Tausend heimatloser Flüchtlinge, leidende und sterbende Menschen in vielen Ländern rufen nun um Hilfe. Die Leute hören es und rühren sich nicht ...

Die Not ist so groß, daß privater Opferwille nicht ausreicht. Die Regierungen, vor allem diejenigen, die viele dieser Menschen ins Unglück gestürzt haben, müssen helfen. Aber wie schwierig ist das! Erst muß doch untersucht werden, ob die Papiere auch in Ordnung sind — ob die Hilfe nicht ungünstige Folge haben könnte — ob man riskiert, dadurch einer Sowjetregierung zu helfen — ob man die Rifkabylen als kriegführende Macht anerkennen kann, damit man den sterbenden Flüchtlingen helfen darf und dergleichen mehr — alles das

sind natürlich Fragen von großer diplomatischer Wichtigkeit! Inzwischen aber sterben die Leidenden und damit verringert sich ja die Zahl der Hilfsbedürftigen. Für uns, die wir in ruhigen bürgerlichen Verhältnissen leben, ist es wohl schwer, in vollem Umfang zu begreifen, was Flüchtlingslos heißen will — ganz abgesehen von den Grausamkeiten, denen sie ausgesetzt gewesen sind. Heimatlos, ohne Vaterland, ohne bürgerliche Rechte. Keine Regierung beschützt sie. Jederzeit können sie ausgewiesen werden, selbst wenn kein anderes Land sie aufnehmen will." (S. 222/3)

Im Juni 1922 erreichte Nansen, daß ein Identitätsausweis geschaffen wurde, der „Nansenpaß", der von 52 Regierungen anerkannt wurde. Er gab den Staatenlosen die Möglichkeit, in andere Länder zu übersiedeln, um sich Arbeit zu verschaffen.

Das Gespenst der „Staatenlosigkeit" geht noch heute durch die Welt. Die Kreuzfahrer von Potsdam, die 18 Millionen der Heimat beraubten, hatten bei Wein und Wodka keine Zeit für solche Bagatellen wie die Sicherung der staatsbürgerlichen Rechte der Vertriebenen. Menschen waren und sind ihnen weniger als Tennisbälle. Und nirgends ein Nansen — — —

Aus dem Kapitel: Die Hungersnot in Rußland und in der Ukraine. Am 30. September 1920 hielt Nansen vor der Völkerbundsversammlung in Genf eine große Rede: „Die Hungersnot in Rußland ist derart, daß sie an sich ein Appell ist, und kein Wort vermag diesen Appell zu verstärken. Das war mein Ruf an die Regierungen. Doch er fand keinen Widerhall ... Ist es möglich, daß Europa ruhig zusehen kann, ohne das geringste zu unternehmen? Ich kann es nicht glauben. Ich bin überzeugt, daß die Völker Europas ihre Regierungen zwingen werden, einen Beschluß zu fassen . . . wenn die anderen (d. h. die großen Staaten, die bisher nichts taten) nur das opfern wollten, was ein halbes Bataillon kostet, so würden wir genug Geld haben. Können sie das nicht tun? Sagen Sie es gerade heraus, aber berufen Sie nicht Komitees und Konferenzen ein und diskutieren Sie nicht Tag und Nacht, Monat auf Monat, während die Menschen langsam verhungern. Im Namen der Menschheit, im Namen alles dessen, was edel und heilig ist, beschwöre ich Sie, die Sie selbst Frau und Kind daheim haben, denken Sie daran, was es bedeutet, Frau und Kind zu Millionen sterben zu sehen. Von dieser Stelle aus appelliere ich an die Regierungen, an die Völker Europas, an die ganze Welt — helft! Beeilen Sie

sich und handeln Sie, damit Sie nicht zu bereuen brauchen, wenn es zu spät ist!" (S. 243)

Stürmisch applaudierte die Galerie, bemerkt Soerensen. Der einfache Mann mit dem Herzen auf dem rechten Fleck triumphierte über die Versammlung der Theoretiker und Zauderer. Nur einer wollte lieber eine Million verhungern lassen, als zu riskieren, der Sowjetregierung zu helfen — ein Serbe, ein Jugoslave, wie wir heute sagen. (Man denkt unwillkürlich daran, daß Amerika heute dem kommunistischen Jugoslavien hilft, ohne irgendwelche Bedingungen für den Diktator Tito, obwohl die Hungersnot in Jugoslavien nicht eine Naturkatastrophe, sondern in erster Linie die Folge eines Verbrechens ist, der Austreibung der fleißigen deutschen Bauern. An der Grenze weiß oder befürchtet zumindest jeder ernste Mensch, daß Hilfe für Tito doch letzten Endes Hilfe für Stalin ist.) Doch die Macht lag in den Händen anderer — in den Händen von Politikern und Diplomaten, deren ursprüngliches Gefühl für Menschlichkeit und Gerechtigkeit im Dienste der Ichsucht verborgen oder gar verdorrt war. (S. 245)

Mit allen Mitteln hatten die Realpolitiker gearbeitet. Weder Verdächtigungen noch Verleumdungen verschmähten sie. Sie verbreiteten das Gerücht, daß Nansen unter dem Deckmantel der Hilfsorganisation den Roten Waffen liefere und er selbst die Gelegenheit benütze, um sich zu bereichern. Es gab keine Grenzen für diese bösartigen Lügen, die nur dazu dienen sollten, Nansen einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Man glaubte wohl kaum, daß Nansen ein falsches Spiel spielte. Doch zuckte man verächtlich die Achsel über seine Einfalt, sich über ein paar elende Bauern aufzuregen, in einem Lande, wo neues Leben wie Rattengezücht aus der Schwarzerde hervorwachse, wenn man ihnen einen Augenblick zum Hecken ließe." (S. 245/6)

1945 bis zur Gegenwart hat sich dasselbe wiederholt an deutschen Heimatvertriebenen. Wie unendlich schwer war es durchzusetzen, daß die Erz-Kreuzfahrer endlich auch nur die Bewilligung gaben, das erste Gebot des Christentums, die Liebe, zu üben und den Weg freimachten für private Hilfe. Die amtlichen Hilfsaktionen, allen voran die UNRRA, die den Kommunismus in Europa aufbauen half, schlossen grundsätzlich deutsche Menschen von ihrer Fürsorge aus; lange, allzulange hatten auch ‚christliche' Stellen nur Verständnis für displaced persons,

nicht aber für die Millionen heimatvertriebener Christen. Bis heute wirken „schwere Lügen, erfunden von menschlichen Teufeln, die für ihre politischen Ränke ohne Bedenken Millionen von Menschenleben dem Hunger und Elend opfern." (S. 246.) Aber, da ich diese Zeilen schreibe, las ich im Look-Magazin (16. Januar 1951) einen Artikel von Don Cook über das Risiko, Deutschland als Bundesgenossen zu nehmen: „Doch die deutsche Nation und das deutsche Volk sind veränderlich (wie Quecksilber) und sogar schizophren. Sie können einen Tag Nazis sein und Demokraten den anderen — und sie nehmen jede Haltung aufrichtig und ohne Bedenken. Augenblicklich halten sie sich an unser Programm der Demokratisierung und an unseren kulturellen Austausch wie die Enten ans Wasser — aber das Wasser läuft auch wieder ab vom Rücken der Enten." Ich will darauf verzichten, diese rassistische Arroganz zu widerlegen. Die Deutschen sind neben den ebenfalls zurückgesetzten Spaniern das antikommunistischste Volk in Europa, nicht weil sie etwa seit der ‚Befreiung' Demokratie oder gar kulturelle Bereicherung erfahren und erlebt hätten, sondern weil sie seit Jahrhunderten das Bollwerk gegen die slavische Flut bildeten und dank Roosevelt, Churchill, Eisenhower gerade die letzten Jahre den Bolschewismus erlebten. Das Risiko der Deutschen ist unendlich größer als das der anderen, wenn sie sich den Westmächten anschließen; sie sind die ersten, die unter die Dampfwalze kommen! Sie wissen noch nicht, ob die Morgenthauclique sie nicht verkauft, wenn das Geschäft es so fordert, wie etwa die Polen oder die Chinesen. Die Deutschen sind — trotz Morgenthau und Eisenhower — heute noch bereit, zu kämpfen; aber der Kampf muß einen Sinn haben: die Einheit und Freiheit Deutschlands! Dafür haben die Westmächte bis heute nicht die Voraussetzungen geschaffen; noch besteht kein Friede; noch ist Deutschland nicht gleichberechtigt. Es ist auch eine merkwürdige Zumutung, daß auch nur ein deutscher General unter Eisenhower kämpfen sollte, der die Russen nach Wien, Berlin und Prag ließ, der bei jeder Gelegenheit seinen Haß gegen die Deutschen kundtat, die ‚deutschen Ratten'. Die Tage des Rattenfängers von Hameln sind vorüber!

Nansen kannte seine politischen Papenheimer. Darum appellierte er bei Vortragsreisen direkt an das Volk: „Die Völker Europas müssen die Wahrheit erfahren. Dann werden sie, wie ich glaube, nicht länger ruhig zusehen können. Wenn es auch

Opfer kostet, werden sie zu ihren Regierungen sagen, wir wünschen, daß Millionen Menschenleben, die auf dem Spiele stehen, gerettet werden. So kann es nicht weitergehen. Wenn wir es wirklich übers Herz bringen, weiterhin untätig zuzusehen, dann werden wir vor der Geschichte, vor dem Urteil der Zukunft, vor unseren Kindern und Kindeskindern als eine Generation dastehen, die die Götter mit Blindheit und Wahnsinn geschlagen haben, deren Herzen nach fünf Jahren Krieg völlig zu Stein verwandelt worden sind. ... Wenn man bedenkt, was der Krieg gekostet hat, dann ist es beschämend wenig, was diese Rettungs- und Erlösungstat kostet. (S. 252.) Von den Lügenverbreitern, die unablässig die Hilfsarbeit zu hindern suchten, sagt Nansen: „Ich möchte diese Leute treffen und ihnen die Bilder von den leidenden Menschen zeigen, und ich glaube, daß diese Bilder ihnen ein Schuldgefühl einbrennen müßten, das sie ihr ganzes Leben nicht mehr los würden." Diesen Optimismus teile ich nicht mehr; Pharisäer haben kein Schuldgefühl; bei all ihren Verbrechen ‚beten' sie weiter: O Gott, ich danke dir ... Und sie werden in ihrem Pharisäismus bestärkt durch jene, die immer mit der Macht gehen, auch wenn ihre Lippen triefen von Christentum und Nächstenliebe. Man möchte die Worte wiederholen, die ‚Review of Reviews' nach einer Versammlung in London schrieb: „In einer Zeit wie der unseren, in der große Männer mit moralischer Autorität und echter Seelengröße so selten sind, empfindet man es als ein Labsal und eine Erbauung, wenn man nur den Namen Fridtjof Nansen hört. Als er da vor uns stand und in seiner ungekünstelten Weise zu uns sprach, fühlten wir hinter seinen Worten die warme Glut seines unerschütterlichen Willens nur um so stärker und reiner, weil sein Ich so gänzlich hinter dem Dienst an der Sache verschwand. Wir fühlten die Augen des russischen Volkes auf uns brennen. Wir fühlten und verstanden, daß wir einen Mann vor uns hatten. In unserem Herzen dankten wir der Vorsehung, daß sie einen solchen Mann in unserer Mitte leben läßt. (254.)

Unter dem Weihnachtsbaum fand ich ein neues Buch ‚Erinnerungen' von Ernst von Weizsäcker, dem deutschen Diplomaten, der eben erst aus Landsberg entlassen wurde, wo ihn Rachsucht — entgegen dem Urteil der Kulturwelt — festgehalten hatte als ‚Kriegsverbrecher'. Das Buch ist ein wichtiges Zeitdokument. Es lohnt sich, es durchzuarbeiten. Es wäre verlockend,

darauf einzugehen, so z. B. auf die Mitteilung (S. 363): „Wir wünschten, das berühmte Kloster von Monte Cassino aus den Kampfhandlungen herauszuhalten und es so zu retten. Im Einverständnis mit Kesselring hatte ich dem Vatikan zur Weitergabe an die Alliierten wahrheitsgemäß mitgeteilt, das Kloster sei von deutschen Soldaten nicht besetzt. Das hinderte die amerikanischen Bomber nicht, an der völligen Zerstörung des altehrwürdigen Benediktinerbaues." (Damit fällt die Lüge von der ‚militärischen Notwendigkeit' und die Phrase von dem ‚tragischen Mißverständnis' — wir erleben die ‚Kreuzfahrer' wie sie sind und ihre wahren Ziele!) — Nur einen Satz will ich herausgreifen, der im Zusammenhang mit obigen Gedankengängen steht: „In dem Hagelwetter von Haß und Eisen, das im Frühjahr 1945 über unsere mit Hitlers Schuld beladene Heimat niederging, hätte ich gerne die laute Warnung des Vatikans vernommen: wer nicht vergessen und Vergangenes nicht liquidieren kann, der ist kein Christ und zugleich ein schlechter Politiker. Wenn die römische Kurie in ihrer einzigartigen moralischen Stellung jetzt nicht mit dem Blick auf weite Horizonte Blitze schleuderte, so war das ein Zeichen, daß die Stunde geschlagen hatte. Denn der Vatikan kannte seine Einflußgrenzen und er wußte, was er zum Besten der Besiegten öffentlich riskieren konnte und was nicht. Das Herz des Papstes Pius XII. war sicherlich wie immer, so auch jetzt auf seiten des Elends und der davon erbarmungslos Betroffenen" (S. 375/6). Das Schweigen des Papstes spricht Bände, nicht überraschend für den, der weiß, daß den Kreuzfahrern der Vatikan nichts anderes als ein ‚guter Horchposten' war und ist. Wo bleiben die Phantasien derer, die uns einmal erzählten, daß der Papst zur kommenden Friedenskonferenz eingeladen werde, daß die Friedensziele Amerikas und der Westmächte mit denen des Papstes identisch seien? Haben wir schon vergessen, daß die Freimaurer auf Betreiben Italiens ausdrücklich den Papst von der Friedenskonferenz nach dem ersten Weltkrieg ausschlossen, daß die führende katholische Wochenschrift Englands, „The Tablet", ausdrücklich in einem Leitartikel (18. August 1917) die Friedensvorschläge des Papstes verwarf, weil der Papst die militärische Lage nicht überschaue, die einen für die Alliierten günstigeren Sieg verheiße (Vgl. Vatican Diplomacy von H. Johnson, Oxford 1933 S. 30 u. a.). Haben wir vergessen, daß

auch während des letzten Krieges das über den Vatikan erfolgte Friedensangebot Japans verworfen wurde? Es wird Zeit, aufzuwachen.

*

Aus dem Kapitel:

Die armenische Tragödie

„Die Geschichte der Kriegsgefangenen und der Flüchtlinge ist eine Zusammenballung von Leiden, die man schwerlich mit Worten schildern kann, und doch wiegen sie leicht gegen die armenische Tragödie mit all ihren Greueln", sagt Nansen. (264.) Im Vorwort seines Buches ‚Betrogenes Volk' schrieb er: „Ich hoffe, daß die Tatsachen in diesen Blättern Europas Gewissen wachrufen werden." (Ebd.)

Es fehlt der Raum, den Kreuzweg der Armenier zu schildern. Franz Werfel hat es in seinem Roman ‚Vierzig Tage von Musa Dagh' in eindrucksvollster Weise getan. Es sei nur das Telegramm erwähnt, das der türkische Innenminister im September 1915 an die Polizei in Aleppo schickte: „Ohne auf Gefühl und Gewissen zu achten, muß mit dem Dasein der Armenier Schluß gemacht werden." (268.)

„Die Nachrichten davon (d. h. von den Greueln) riefen in Europa glühende Empörung hervor. Die Alliierten machten große Worte und versprachen dem armenischen Volke Genugtuung, Freiheit und Selbständigkeit, wenn sie sich der Entente anschlössen. Armenische Freiwillige strömten herbei und kämpften mit hervorragender Tapferkeit. Über 200 000 opferten ihr Leben für die Sache der Entente ... Poincare versprach ... offiziell: er werde dafür Sorge tragen, daß sie ‚die Segnungen des Friedens und der Freiheit genießen sollten.'" (268/9.)

Nach dem Zusammenbruch der Türkei brachten die Armenier ihr Land wieder unter ihre Gewalt. Die Alliierten, die ihnen dieses Land versprochen hatten, schickten keine Truppen. Aber — wie Nansen bemerkt — ‚es gab keine Ölquellen in Armenien'. Die Türken eroberten das Land. Aufs neue waren die Armenier verraten.

Die armenische Frage wurde in der ersten Völkerbundssitzung behandelt. Es fielen große Worte und schöne Vorschläge wurden gemacht. Es kam aber kein Ergebnis zustande. Arme-

nien ersuchte um Aufnahme in den Völkerbund, wurde jedoch abgewiesen ... Die Mächte ließen die Türken das armenische Land ruhig besetzen. Das für die Entente vergossene Blut vergalten diese den Armeniern mit Papier und einer wertlosen Karte über 87 000 qkm.

Die neue armenische Republik Eriwan entging dem Geschick des übrigen Armeniens, indem sie sich 1921 als Sowjetrepublik erklärte und der Kontrolle Moskaus unterstellte. Die Westmächte, die ihre Verpflichtungen vergessen und ihr Versprechen gebrochen hatten, machten den Armeniern einen Vorwurf daraus, daß sie ihre Rettung bei Moskau suchten und das Sowjetsystem annahmen ...

„Unter den Verfolgungen 1915/16 haben die Türken von 1 845 450 Armeniern eine Million hingemordet. Insgesamt sind anderthalb Millionen Armenier umgekommen. Auf türkischem Boden sind sie praktisch völlig ausgerottet ... 200 000 Frauen und Kinder waren in türkischen und kurdischen Harems gelandet.

Das Lausanne-Abkommen wurde ohne ein Wort von der ‚nationalen Heimat' der Armenier unterzeichnet. Der Friede wurde geschlossen, als ob Armenien nicht existierte." (268-276.)

„Nansen war über die unbarmherzige Passivität der Großmächte tief enttäuscht, niedergeschlagen und verbittert. Er scheute sich nicht, gegen den Völkerbund harte Worte zu gebrauchen . . . „Soviel Kampf, soviel Not und Leid und Elend und immer und immer wieder so wenig Erfolg. Leid soll ja die Menschen läutern. Aber gibt es denn auf der ganzen Erde ein Volk, das wie dieses gelitten hat und trotzdem nicht zugrunde gegangen ist! — Und wozu all das? Um zum Schluß verraten zu werden — und zwar von denen, die ihn teure und heilige Versprechungen im hohen Namen der Gerechtigkeit gegeben haben? Ihr Politiker, ihr Staatsmänner, wenn ihr euch doch wenigstens die hohen Worte sparen und die Menschen nicht des letzten Glaubens berauben wolltet, daß es in der Geschichte der Völker etwas gibt, was trotz allem heilig ist!" (273.)

Muß man erst die Paralelle ziehen zwischen den Türken von 1915 und den Türken von Potsdam? Nein, sie haben in Potsdam kein Telegramm geschickt ‚ohne Gefühl und Gewissen Schluß machen'; sie verordneten Rassenmord ‚menschlich und ordentlich'. Nur sechs Millionen kamen um im Zuge der neuen Menschlichkeit. Für die anderen ist ‚der Tod die einzige Lö-

sung', wie man mir zynisch an einer Stelle sagte, wo man es für absolut unmöglich hielt. Jetzt jammert man über wachsenden Radikalismus, den man zuerst gezüchtet hat. Jetzt fürchtet man, daß die Vertriebenen ins Lager Stalins abwandern — ein Verbrechen natürlich, das nur den Verrätern des Abendlandes erlaubt ist. Jetzt erwartet man, daß die Vertriebenen für das Abendland, für Freiheit, Menschenwürde, sogar für das Christentum kämpfen sollten, für all das, was man zuerst verspottet, verhöhnt, zertrampelt, zerbombt, geschändet hat. Man hält es nicht einmal mehr nötig, auch nur Versprechungen zu machen; das Sudetenland, die Heimat jenseits Oder-Neisse-Linie, sind abgeschrieben; die Urheber und Executoren der Austreibung sind Ehrendemokraten, berufen, das Schicksal Europas zu entscheiden, wenn der letzte Heimatvertriebene auf dem Schlachtfeld verblutet ist. Und der Friede wird geschlossen, als ob es nie das Verbrechen von Potsdam gegeben hätte „Es gibt ja kein Öl in diesen Gebieten."

Unter den Vertriebenen wird ein Wort Mr. McCloys kolportiert, daß sie angeblich mit Begeisterung kämpfen werden. Welche Täuschung! Erstens haben sie nachdrücklichst erklärt, daß sie auf friedlichem Wege eine gerechte Lösung erstreben; das Abkommen zwischen Sudetendeutschen und Tschechen, das man totschweigt, zeigt den Weg. Zweitens muß erst das Unrecht von Potsdam gutgemacht werden, soweit das überhaupt möglich ist; bis heute fehlt es an Schuldbewußtsein und es sind kaum schüchterne Versuche zur Wiedergutmachung unternommen worden, keine von der geschwätzigen, kostspieligen UNO. Drittens müssen Garantien gegeben werden. Garantien für die Zukunft. Dann werden die Vertriebenen kämpfen für die Ideale, die ihnen Realität sind, nicht Phrasen, wie den Politikern der Westmächte. Sie kämpfen nicht für die Sklaverei, für die Verewigung eines menschenunwürdigen Lebens; das können sie kampflos durch Stalin erhalten. „Ihr Politiker, ihr Staatsmänner, wenn ihr euch doch wenigstens die hohen Worte ersparen und die Menschen nicht des letzten Glaubens berauben wolltet!"

Ernst von Weizsäcker schreibt in seinen ‚Erinnerungen'(S. 75): „Idealisten des Völkerbundes und der Völkerversöhnung, wie etwa Fridtjof Nansen, begegneten in Genfer Fachkreisen stillem Spott. Mir hat das jahrelange Anhören der Genfer Reden Magenwunden beigebracht, die erst später von der guten Milch in

Norwegen geheilt worden sind. Stiller Spott! Alle, die an ein Ideal glauben und erst recht daran dieses Ideal zu verwirklichen, waren und sind ‚Narren‘ für die ‚Realisten‘. Heute finden sie nicht bloß stillen Spott; man verweigert ihnen ein Forum, hinter ihnen lauern Schlagworte — verschieden nach der jeweiligen Mode — Terror, bisweilen mit der Faust, bisweilen mit Seidenhandschuhen, und schließlich ein KZ. Die Demokraten und Volksdemokraten müssen sich vor den ‚Narren‘ schützen — und sie finden ihre willigen Henkersknechte, maskiert als Patrioten.

*

Einige abschließende Gedanken: Bei der Verleihung des Nobelpreises am 10. Dezember 1922 erklärte Nansen: „Der große Krieg, der der letzte Krieg sein sollte — wo sind nun alle die klingenden Worte? Ich glaube, dieser Krieg hat mehr als irgendein früherer bewiesen, daß Krieg niemals zu etwas Gutem führt, auch nicht für den Sieger. Und trotzdem gibt es Irregeleitete, die vom nächsten Krieg sprechen, obgleich sie wissen müssen, daß dieser Krieg die völlige Vernichtung, den Untergang Europas bedeutet. Wir sind auf dem Wege zurück zur Barbarei ... Wir müssen zurück, nicht zur Barbarei, sondern zu der alten christlichen Urtugend: zum Brudergefühl ... Was wir jetzt am bittersten brauchen, ist opferwillige, aktive Menschenliebe, die wiederaufbauen kann, was der Krieg niedergerissen hat.“ (280/81.)

In seiner „Friedensrede‘ erklärte Nansen: „Wo können wir das Heil finden? Bei den Politikern? Ja, sie meinen es gut, jedenfalls viele von ihnen. Aber nicht mehr Politik braucht die Welt, nicht neue politische Programme — die Welt hat allzu viele davon. Letzten Endes geht der Kampf der Politiker um nichts anderes als um Macht. Vielleicht bei den Diplomaten? Sie meinen es vielleicht auch ganz gut; sie sind nun einmal eine sterile Rasse und haben den Menschen mehr Böses als Gutes gebracht ... Das Gemeinwohl Europas ist ein Ball in den Händen gewissenloser Spekulanten — politischer Spekulanten, Geldspekulanten, von Dummköpfen und geistig Unfähigen, die nicht begreifen, wohin es führt. Mißtrauen vergiftet das Verhältnis der Völker zu einander. Ohne Vertrauen gibt es keinen Frieden, nur immer wieder Krieg — ohne Blutvergießen vielleicht und doch blutig genug.“ (S. 282/3.)

In einer Rundfunkrede am 1. Juni 1926 wies Nansen den Weg in die Zukunft und seine Gedanken gelten heute mehr als je zuvor: „Soll Europa gerettet werden, müssen wir alle unsere Kräfte aufbieten, um die Entwicklung in neue Bahnen zu lenken. Was wir brauchen, ist eine moralische Umwertung der Lebenswerte, auch die der Völker untereinander. Europa ist durch gemeinsames Schicksal auf Gedeih und Verderb verbunden. Wenn wir uns nicht von dem falschen, engstirnigen Nationalegoismus frei machen können — wenn wir uns nicht von der offenen und versteckten Gewaltpolitik abwenden, graben wir uns selbst unser Grab. Die internationalen Beziehungen müssen auf den moralischen Gesetzen aufgebaut werden, die wir für den Menschen als bindend erkennen, auf Ehrlichkeit und Wahrheit. Lüge bleibt Lüge, mag sie auch tausendmal und von Millionen Menschen nachgebetet — mag sie auch zum Nationalheiligen erhoben werden. Die Rettung liegt daran, daß auch die Staatspolitik dem alten Gebot nachzuleben trachtet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Erst dann haben wir die Brücke erreicht, die zur neuen Zeit führt.“ (S. 291/2.)

Wo ist ein Mann von der Zielklarheit, dem Mut, der Wahrheitsliebe und dem Charakter Nansens an der Schwelle der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts? Überall Konfusion, Feigheit, Lüge und Charakterlosigkeit. Es braucht ein Wunder, wenn die neue Katastrophe vermieden werden soll. Sind wir des Wunders noch würdig, nachdem wir das Christentum verworfen und den Antichrist auf den Thron erhoben haben?

*

Süddeutscher Tag in Kempten

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hatte zu Pfingsten zu einem Sudetendeutschen Tag eingeladen. Die Beteiligung war überwältigend, man las auf allen Gesichtern die Freude des Wiedersehens. Das Programm, das die Tagung umrahmte, war nach allen Berichten erstklassig. Ich konnte leider nur einen Teil mitmachen. Der Vortrag Dr. Mühlbauers über „Adalbert Stifter und der Weltfrieden“ war ein ganz großes Erleben. Das Wetter war geradezu trostlos; es regnete in Strömen, fast ohne Unterbrechung, und leider war für diesen Fall nicht genügend Vorsorge getroffen.

Am Pfingstsonntagnachmittag schwirrten die verschiedensten Gerüchte durch die Stadt: „Die Kundgebung ist wegen schlechten Wetters abgesagt", „Die Kundgebung ist in die und die Halle verlegt und wird mit Lautsprechern übertragen". So pilgerten Massen nach allen Richtungen; ich selber wurde mit meinen Begleitern zweimal zurückgerufen und umdirigiert. Da der Regen allmählich durch und durch ging, hielten wir schließlich ein Auto an, das uns in die Nähe des Festplatzes brachte. Ein unübersehbares Meer von Regenschirmen! Es sprach bereits Bundesminister Seebohm, der Schutzherr der Tagung. Der Vorsitzende der Tagung, Dr. Lodgeman von Auen, begrüßte mich mit herzlichen Worten; stürmischer Beifall der Sudetendeutschen empfing mich. Ich hatte mir vorgenommen, nicht frei zu sprechen, wie es meine Gewohnheit ist, sondern hatte meine Rede wörtlich niedergeschrieben. Das Unwetter zwang mich, frei zu sprechen, zudem hatte mein Vorredner bereits wesentliche Gedanken vorweggenommen. Die Blätter des Manuskriptes klebten im Regen aneinander. So mußte ich improvisieren „Das Wetter gefällt uns nicht; wir können es nicht aussuchen, wir sind schließlich auch nicht verwöhnt. Wir haben ja alle die letzten Jahre Unmenschliches erlebt, nicht von den Kräften der Natur, sondern von der Brutalität der Menschen." So war der Kontakt bald hergestellt; die Menschen hielten aus und auch ich spürte das Unwetter kaum mehr.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, die Grundgedanken der Rede wiederzugeben. Nur eine Randbemerkung an gewisse Kritiker. Die sozialistische „Brücke" (München, 10. Juni) meinte: „Pater Reichenberger beschäftigte sich in seiner impulsiven Art mit dem Unrecht der Austreibung ... Er hatte zweifellos in den meisten Punkten recht, es wäre allerdings besser, wenn es ihm gelänge, in Amerika selbst Verständnis zu werben. Dies dürfte allerdings schwieriger sein, als heimatvertriebene Deutsche zu Beifallsstürmen hinzureißen; wirksamer für das Schicksal dieser Menschen wäre aber das andere." Zunächst die Frage: In welchen Punkten habe ich Unrecht? Ich lasse mich gerne belehren. Vielleicht dürfte es auch der „Brücke" bekannt geworden sein, daß ich mich seit Jahren gerade in Amerika bemühe, Verständnis für die Frage der Vertriebenen zu wecken und daß diese Arbeit sogar nicht ohne Erfolg ist. Ich darf wohl auch hinzufügen, daß mir in diesem Kampfe mehr als einmal Kreise sozialistischer Emigranten in

den Rücken fielen, die während des Krieges sich als die einzigen Antinazis zu präsentieren suchten und — von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen — die Hetze gegen alles Deutsche mitmachten. Gewisse Leute haben aus der Vergangenheit nichts gelernt und können über die Parteikarte nicht hinausschauen. Sie wissen bis heute nicht, daß ihr Materialismus Wegbereiter des Nazismus war und zwangsläufig beim Kommunismus endet; ihr Kampf gegen den Nazismus — von einzelnen unlogischen Idealisten abgesehen — war nichts als ein Kampf um die Parteikrippe. Ginge es mir um „Beifallsstürme", sie wären wahrhaftig billig zu erzielen. Geht es den „Genossen" nur darum? Nur um Mandate als Lohn des Beifalls? Die Herren möchten doch einmal bei ihren britischen Genossen Verständnis werben, die an der Austreibung, am Handel mit deutschen Kriegsgefangenen mitschuldig sind und bis heute demontieren! Es kommt mir vor, die Herren kopieren noch heute Schwabenstreiche, wie etwa die Kemptner Meisenfänger, die alle Stadttore schlossen und verrammelten, weil eine Meise aus dem Vogelkäfig des Herrn Bürgermeisters entflohen war.

In dieselbe Kerbe haut der sozialistische Bundestagsabgeordnete Richard Reitzner, neben allerhand Demagogie gegen Minister Seebohm: „Bei aller Anerkennung der früheren Verdienste Pater Reichenbergers müsse heute gesagt werden, daß er nicht mehr der sei, der er früher war. Durch seine Polemik erweise er nur den chauvinistischen Tschechen einen großen Dienst." („Die Südpost", München, 21. Juni.) Leider fehlt die Begründung. Mag schon sein, daß ich nicht mehr derselbe bin: Ich habe seit 1938 zuviel hinter die Kulissen geschaut und erlebe bis zur Stunde, daß viele der hochtönenden Worte „Freiheit, Menschlichkeit, Demokratie" nur Bla-bla-bla sind, Phrasen auf Gimpelfang berechnet, Phrasen, mit denen sich gewisse Leute Mandate und hohe Einkommen sichern. Ich habe — im Gegensatz zu vielen Genossen des Herrn Reitzner — immer den Unterschied gemacht zwischen dem deutschen Volk und dem Nationalsozialismus; ich habe den Nationalsozialismus bekämpft und halte ihn noch heute für eine Katastrophe für das deutsche Volk; ich habe aber zu keinem Zeitpunkt gegen das deutsche Volk gekämpft. Ich bin nicht zum Hörigen der „Kreuzfahrer" geworden und beurteile auch sie nach demselben Maßstab, den ich auf den Nazismus anwandte: Es gibt nur ein

Recht und eine Sittlichkeit, oder es gibt kein Recht und keine Sittlichkeit. Mein Kampf gegen die Verbrechen des Nazismus und mein Exil hätten keinen Sinn gehabt, wenn ich zu Verbrechen am deutschen Volk schweigen oder gar diese entschuldigen oder verteidigen wollte. Ich will nicht untersuchen, ob die Tragödie der Heimatvertriebenen, wie Herr Reitzner meint, mit dem „Hitler-Wahnsinn" begonnen habe; der Potsdam-Wahnsinn liegt genau auf derselben unsittlichen, unmenschlichen Ebene; Verbrechen schafft man nicht dadurch aus der Welt, daß man sie kopiert, überbietet und legalisiert. Wer sie totschweigt, verteidigt oder hinnimmt, ist gesinnungsmäßig und praktisch ein Nazi, mag er sich Demokrat, Sozialdemokrat oder Kreuzfahrer nennen. Mag sein, daß meine Polemik chauvinistischen Tschechen einen „Dienst" erweist; ich bezweifle es. Kein Verbrecher hört es gerne, daß man ihn Verbrecher nennt, er bleibt es trotzdem. Ich kann mich aus den Tagen gemeinsamen Exils sehr wohl erinnern, daß gerade Herr Reitzner nicht müde wurde, Verbrechen des Nazismus anzuprangern. Hat er damit den Nazis dienen wollen? Die Welt wird nie daran gehen, das Unrecht der Heimatvertreibung gut zu machen, wenn sie über das Ausmaß und die Ungeheuerlichkeit im Unklaren gelassen wird. In dem soeben erschienenen Buch „This is Germany", das General L. Clay, der Schwiegersohn Morgenthaus, als Pflichtlesung bezeichnet, findet sich in einem Beitrag über die Vertriebenen der Satz „hoever much deserved"; die Austreibung war also gerechtfertigt, eine verdiente Strafe! (S. 212.) Warum ist Herr Reitzner interessiert, die Wahrheit zu verschweigen? Ich meine, es wäre den Vertriebenen besser gedient, wenn er z. B. den Antrag im Bundesrat einbringen möchte, daß mit amtlichen Mitteln ein Weißbuch über die Greuel herausgebracht würde, statt daß die Opfer dafür zahlen müssen. Darf ich hinzufügen, daß sich die tschechische Gruppe um General Prchala gerade an mich wandte, und zwar mit Berufung auf die „Ostdeutsche Passion", an mich als „mutigen, ausdauernden und unerschrockenen Kämpfer für wahre christliche Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Sittlichkeit", eine Verständigung zwischen Sudetendeutschen und Tschechen herbeizuführen.

Ich glaube, daß ich noch immer derselbe bin, der ich früher war: „Ich kämpfe nach bestem Wissen und Gewissen und mit aller Kraft und unter Opfern, von denen nur wenige wissen,

für Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, für eine Demokratie, die sich auf Anerkennung der Menschenrechte gründet; ich sehe in der Frage der Vertriebenen ein allgemein menschliches, tief christliches Problem, nicht eine Angelegenheit der Konfessionen, der Parteien oder gar etlicher Cliquen, die über Zäune und Parteikarten nicht hinausschauen. Ich verfolge mit meiner Arbeit und meinem Kampf keine egoistischen Ziele; die Arbeit für die Vertriebenen ist mir nicht eine Stufe zu einer Existenz, nicht einmal zu einem Mandat. Weil die Vertriebenen davon überzeugt sind, darum bringen sie mir — über Parteien und Konfessionen hinaus — Vertrauen entgegen.

Werner Friedmann — wer schon sonst? — hat andere Zores. („Süddeutsche Zeitung“, 3. Juni.) Er versucht, Gen. Clays „Die Zeit der Freiheit naht“ oder Ulbrichts „Der Tag wird kommen“ und mein Wort: „Gott lebt noch, sein Tag wird kommen“ auf dieselbe Stufe zu stellen. Für ihn riechen diese Parolen nach Rache. „Einst wird kommen der Tag“, heißt nichts anderes als „Einst wird kommen der Krieg“! Ich fühle mich nicht berufen, für die Herren Clay und Ulbricht zu sprechen. Ich verwahre mich jedoch gegen diese Auslegung meines Wortes, das zu meiner großen Freude in Spruchbändern am Kemptener Festplatz zu lesen war. Ich sage nicht: „Der Tag wird kommen!“, sondern „Sein Tag wird kommen“, der Tag der Gerechtigkeit Gottes. Gott hat andere Mittel, Unrecht aus der Welt zu schaffen als den Krieg. Der Krieg bringt niemals eine Lösung, immer nur eine Verschärfung der Probleme. Das hat eben der Papst in der Encyclika „Summi Maeoris“ wieder festgestellt: „Denken wir alle daran, was Krieg mit sich bringt; wir wissen es, leider, aus Erfahrung: nichts als Ruin, Tod und Elend aller Art.“ Ich glaube nicht daran, daß ein fait accompli Recht schafft, daß es erlaubt sei, im Namen des Siegers Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen und zu verewigen. Wäre das so, warum erregt sich die Welt über wirkliche und angebliche Verbrechen der Nazis; warum haben wir ihre Ordnung nicht als neue Ordnung übernommen? Warum fordern gerade Friedmanns Wiedergutmachung des Unrechtes, das an den Juden geschah? Ich glaube daran, daß es den „Menschen guten Willens“ in der Welt gelingen wird, einen Umschwung der Gesinnung herbeizuführen, dem sich auch die Politik der ausgelöschten Gewissen auf die Dauer nicht entziehen kann.

Dieselbe „Süddeutsche Zeitung“ (31. Mai), die über die Kemptener Tagung herzlich wenig zu berichten hatte — es war ja gleichzeitig ein Boxkampf zwischen ten Hoff und Jersey Walcott! — brachte eine Glosse „Eine gute Sache — mit Mißtönen“, in der man die Tagung als nationalsozialistische Demonstration abtun wollte. Eine gewisse Else Reventlov nannte in der „Neuen Zeitung“ vom 28. Juni die Tagung eine „rechtsradikale Manifestation“. Es wird bald soweit sein, daß man in Deutschland sich nicht mehr zum deutschen Volk bekennen darf. Die vaterlandslosen Gesellen, die heute „deutsche“ öffentliche Meinung machen, müßten doch einmal dazu umerzogen werden, daß sie zwischen national und nationalsozialistisch unterscheiden können. Das Bekenntnis zum angestammten Volkstum ist für jedes andere Volk eine Selbstverständlichkeit. In Amerika wird jede Kundgebung, selbst jedes Konzert und Theater mit der Nationalhymne eröffnet; dasselbe erlebte ich in England; in Frankreich steht am Hauptaltar jeder Kirche die nationale Fahne; wir sahen Bilder, daß selbst Pilger in Rom mit der Nationalflagge zu den Stationskirchen ziehen. Warum ist für die Deutschen das Bekenntnis zum Volkstum eine Sünde, wenn nicht ein Verbrechen? — Daß die Deutschen im Ausland, die Tag für Tag für ihr Volkstum leiden und kämpfen mußten, ein ausgeprägteres nationales Bewußtsein haben, als Reichsdeutsche, denen Deutschsein etwas Natürliches, Selbstverständliches ist, weiß jeder, der im Ausland lebte. Das hat mit Chauvinismus nichts zu tun.

Else Reventlov nennt mich einen „sudetendeutschen Emigranten“. Zunächst einmal möchte ich wiederholen, daß ich von Haus aus Bayer, nicht Sudetendeutscher bin. Meine Arbeit und mein Kampf gilt nicht ausschließlich den Sudetendeutschen, sondern dem ganzen deutschen Volk: Deutschland steht und fällt mit den Heimatvertriebenen und umgekehrt. Da ich den Kampf führe auf der Grundlage der christlichen Weltanschauung, ist er keineswegs national begrenzt, sondern geht gegen Unrecht für Gerechtigkeit allüberall, wo man das Christentum ernst nimmt. —

Ja, ich bin Emigrant — um der Gerechtigkeit willen, genau so wie meinetwegen Don Sturzo, der auch während des Krieges einen heroischen Kampf für Italien führte, oder auch wie Dr. Schuschnigg, den gewisse Emigranten heute noch als „Faschisten“ verdächtigen und von seiner österreichischen Heimat

fernhalten, oder meinetwegen Dr. Otto Strasser, der entgegen allem menschlichen und göttlichen Recht und aller Demokratie bis heute ein Heimatvertriebener ist. Merkwürdig, daß es gerade in der „Neuen Zeitung“ irgendwie verächtlich gilt, Emigrant zu sein. Freilich wir sind nicht Emigranten á la Thomas Mann; wir gehören nicht zu den „feinen Knaben, die in die Quelle spucken, aus der sie tranken“; wir führen keinen Kampf gegen das deutsche Volk, wir schweigen nicht zu dem Unrecht, das am deutschen Volk geschieht; wir wollen, daß auch das deutsche Volk wieder seinen Platz an der Sonne einnimmt, der ihm auf Grund seiner Leistungen in der Geschichte, auf Grund seiner Fähigkeiten zukommt; wir verkaufen uns nicht als Werkzeuge und wir geben uns nicht her als „Umerzieher“. Wir sind uns klar, daß man diese „Emigranten“ nicht brauchen kann; wir wissen den Grund dafür. Darum erfüllt sich an uns das Wort eines Emigranten, eines Papstes: Dilexi justitiam et odi iniquitatem, proptera morior in exilio. Ich liebte Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, darum sterbe ich im Exil. — Wie schade, liebe Else Reventlov, daß man uns nicht als Nazis abtun kann. Das wäre doch so viel einfacher!

Wie soll man sich diese nationale Rückgratlosigkeit — um nicht ein anderes Wort zu gebrauchen — erklären? Es gibt natürlich in jedem Lande Leute, die ihre Meinung an den Meistbietenden verkaufen, die je nach Bedarf mit allen Fahnen und Farben eingedeckt sind, wie man es früher einmal am Balkan fand. Daß sie jemand imponiert hätten, möchte ich sehr bestreiten. Auch die Nazis und Kommunisten wußten, was sie von den plötzlichen Bekehrungen zu erwarten hatten; man hat sie gebraucht, solange es vorteilhaft schien, dann warf man sie auf den Abfallhaufen. — Ein Historiker einer deutschen Universität, mit dem ich unlängst sprach, gab eine andere Erklärung: Für die herrschenden Nazis oder Kommunisten gibt es nur alles oder nichts. So wissen auch die, die dem herrschenden Regime dienen — entgegen dem Willen des Volkes — daß sie mit dem Regime stehen und fallen. Das Ego liegt ihnen näher als das Volk.

In Kempten wurde die ganze Nacht das Haus, in dem ich hätte übernachten sollen — mir wurde diese Tatsache erst nachher bekannt — polizeilich bewacht; auch am Festplatz stand ich unter besonderem Schutz. Warum diese Vorsorge getroffen war? Auch das blieb mir unbekannt. Ich hatte die Einladung des

Fabrikanten Kunert angenommen, der sich in Immenstadt wiederum ein Heim und Hunderten seiner früheren Arbeiter (ehemals Warnsdorf) Arbeit und Brot gegeben hat. Im Kreise führender sudetendeutscher Männer, darunter Fürst Thun-Hohenstein, Baron Liebig, verbrachte ich einen sehr anregenden Abend. Ich ließ mich dabei eingehend über die „Soziale Stiftung" unterrichten, die ich für eine durchaus notwendige Aktion halte, auch wenn bei der ungeklärten Weltlage natürlich niemand Garantiescheine für den Erfolg ausstellen kann.

Sonntagnachmittag sprach ich nach der Kundgebung noch kurz zur deutschen Jugend über „Glaube und Heimat". Die Jugend dankte mit Volkstänzen und Liedern. Dann trafen wir uns zu einer netten Stunde in einem gemütlichen Weinlokal, zu der zu meiner Freude und Überraschung auch meine Schwester mit ihrem Mann aus Österreich gekommen war. Den Abend verbrachte ich wieder in Immenstadt.

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft überreichte mir nach der Kemptener Tagung den Ehrenbrief. Ich wollte in einer kurzen Ansprache danken, aber das Unwetter machte es unmöglich. Vielleicht darf ich einmal meine Gedanken zu dieser Frage darlegen: Pflichterfüllung trägt den Lohn in sich selber und braucht keine äußere Anerkennung. Ich habe niemals äußere Ehrungen gesucht, sonst hätte ich wohl oftmals andere Wege gehen und „klüger" sein müssen. Auf der zerstörten Würzburger Universität stand auf Veranlassung des großen Theologen Schell das Wort: „Veritati". Die Wahrheit liegt unter den Trümmern des Krieges. Wer sich der Wahrheit verschrieben hat, stößt überall an und muß froh sein, wenn er nicht gekreuzigt wird. Ich bin mir dessen bewußt; ich weiß auch aus bitterem Erlebnis, wie nahe das Hosanna und das Crucifige nebeneinander liegen.

Wenn ich „Erfolge" hatte, so kann ich wohl mit dem bekannten Soziologen Hitze sagen, daß ich sie durch Verdemütigungen verdienen mußte, bis herauf in die allerjüngsten Tage.

Gegen meinen ausdrücklichen Willen haben Freunde seit Jahren versucht, mir äußere Anerkennungen zu verschaffen, ich hoffe nicht meiner Person wegen, sondern in unserer scheindemokratischen Welt der Mensch und seine Leistung nichts, der Titel aber alles zählt, in Amerika vielleicht mehr als anderswo. Ich könnte einen wahrscheinlich nicht uninteressanten Roman schreiben über das Hinterkulissentheater; vielleicht würden

manche erschrecken. Die Argumente, die man gegen mich anführt, zeigen die ganze Verlogenheit unserer Tage. Niemand bestreitet meine Arbeit; man macht mir Komplimente unter vier Augen. Dann aber beginnt die Distanzierung: Dem einen bin ich zu radikal, dem anderen zu deutsch; dann bin ich wieder Süddeutscher und nicht Norddeutscher; dann ist meine Arbeit politisch nicht tragbar, zumindest nicht expedient. Das Hindernis ist nicht meine Person, sondern meine Arbeit und mein Kampf. Es ist auch heute noch dankbarer, die Hetze gegen alles Deutsche mitzumachen. Hätte ich ebensoviel Zeit und Energie zum Kampf gegen das deutsche Volk verwendet, wie zum Kampf um Gerechtigkeit und Wahrheit, dann ginge mein Name durch die ganze Presse Amerikas, auch durch jene, die mich totschweigt, ja den Auftrag hat, mich und meine Arbeit totzuschweigen. Ich lasse mich weder durch die Lügen der Klugen noch durch vergiftete Waffen beirren. Ich halte mich an das Wort Wilhelm Raabes: „Es ist immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen Lump zu sein."

Bisweilen scheint es so, daß man auch in Deutschland nur geehrt wird als Ausländer, der gegen alles Deutsche kämpft. Es kommen mir allerlei Gedanken, wenn man mir die „Ehrenbücher" zur Unterschrift vorlegt, in denen die jüngste Geschichte zerstört ist, während man es als Ehre empfindet, die Unterschriften der neuen Machthaber zu erhaschen. Wer die Verhältnisse kennt, empfindet gar manche Einladungen zu Gastvorlesungen, Goethepreise als Würdelosigkeit, zu der sich kein anderes Volk hergäbe. Man kann sich nur über die Schamlosigkeit wundern, mit der die „Ausgezeichneten" die Ehrungen annehmen. Vielleicht ist das wiederum nicht „klug", das auszusprechen.

Nach dem Gottesdienst in der Kapuzinerkirche in Immenstadt verließ ich mit meiner Schwester und meinem Schwager am Pfingstmontag, der allgemein als Feiertag gehalten wurde, Kempten. Die Straße führte nahe vorbei an Ottobeuren und die Erinnerung an die schöne Kundgebung des Vorjahres wurde lebendig. Kurze Zeit hielten wir uns in Landsberg am Lech auf, das zuerst durch den Festungsaufenthalt Adolf Hitlers, später durch die Lynchjustiz der Sieger traurige Berühmtheit erhielt. Wir sahen von außen das riesige Gefängnis, in dem heute noch

Hunderte von Gefangenen schmachten, darunter 26 Todeskandidaten. Im Gefängnis sitzt auch Freiherr v. Weizsäcker, ein Mann, zu dessen Gunsten die Besten der Welt Zeugnis ablegten. Ausgerechnet der Mann, der alles getan, verfolgten Juden zu helfen, wird ein Opfer jüdischer Rachsucht, die sich als Gerechtigkeit maskiert Der US-Richter Leon W. Powers hat bisher vergebens protestiert.

Ganz zufällig konnten wir mit einem Gefangenen sprechen, ein junger Mensch, seelisch gebrochen. Er erzählte ganz scheu, daß im Vorjahre, gerade zu Pfingsten, 26 auf einmal im Gefängnishof gehängt wurden. Die Bewachung der Gefangenen liegt in den Händen von Polen, die als besonders brutal bekannt sind. Wir besuchten den Friedhof der Gehängten: 431 Kreuze ohne Namen — 431 Nummern! Wieviel Unschuldige mögen hier gemordet sein, wie viele, die jedenfalls nicht die Todesstrafe verdienten! In Landsberg ist auch ein jüdisches Lager für DPs, alle Aufschriften in hebräischen Lettern. Wir sind froh, als diese Stätte des Grauens wieder hinter uns liegt. Wann wird die demokratische Welt sich schämen für Nürnberg und Landsberg? Der britische Hauptankläger, Sir Hartley, Shawcross, erklärte unlängst: „Ich habe mit meinen russischen Kollegen die Nazi-Aggression und den Nazi-Terror verurteilt. Ich schäme mich jetzt und fühle mich erniedrigt, weil ich sehe, daß unter einem anderen Namen hemmungslos dieselben Ziele und dieselbe Technik verfolgt werden.“ (Der Fortschritt, 9. Juni 1950.) Ein bescheidenes Zeichen eines Umschwunges. Was Sir Hartley nun herausfand, hätte er auch 1945 schon wissen müssen; sogar daß er sich zum Werkzeug von Tendenzen hergab, die „hemmungslos dieselben Ziele und dieselbe Technik verfolgen“. Ein Glück für ihn, daß er unter den „Richtern“, nicht unter den Angeklagten saß, sonst stünde ein Kreuz ohne Namen mehr in Landsberg oder seine Asche wäre von Barbaren in alle Winde zerstreut worden!

In diesem Zusammenhang möchte ich auf zwei Bücher hinweisen, die bei Henry Regnery, Company, Chicago erschienen sind, im selben Verlag der Freca-Utlys ausgezeichnetes Werk: „Der hohe Preis der Rachsucht“ herausbrachte. Das eine: Politics, Trials and Errors von Lord Hankey, Sekretär der Versailles-Konferenz und für 20 Jahre Sekretär der britischen Regierungen behandelt auf Grund intimer Kenntnisse die un-

heilvollen Folgen zweier Fehlentscheidungen der bedingungslosen Kapitulation und der sogenannten Kriegsverbrecherprozesse. Wir begegnen aus nächster Nähe unseren „großen“ Zeitgenossen Churchill und Roosevelt in Casablanca, wir erfahren interessante Einzelheiten über die amerikanisch-japanischen Verhandlungen im Jahre 1941.

Ein ganzes Kapitel behandelt die britischen Vorbereitungen für die Invasion Norwegens. Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, darzutun, daß unwürdige Motive — wie etwa Rachsucht — sich auf die Dauer nicht bezahlt machen. Crime doesnt pay gilt auch von der „Politik“ der Sieger. —

Das andere Buch „Victor's Justice“ von Montgomery Belgion führt den Nachweis, daß es bei den Nürnberger Lynchprozessen nicht bloß um Personen ging, auch nicht um legalistische Formalitäten, sondern daß die abendländische Tradition der Gerechtigkeit geopfert wurde; die Sieger selbst gehören nach ihrem eigenen Gesetz vor das Forum der Justiz, da die, besonders die Russen, dieselben Verbrechen begingen, wie die Verurteilten. Man erfährt viel wichtige Einzelheiten über die Schändung der Gerechtigkeit durch die Sieger. — So, nebenbei gesagt, lesen wir jetzt täglich über die Brutalität der Kriegsführung der Partisanen, über die Hinmordung amerikanischer Soldaten und Offiziere. Nun, die Partisanen sind doch die großen, gefeierten Patrioten von gestern. Und deutsche Offiziere, die sie so behandelten wie die Amerikaner es heute tun müssen, waren Kriegsverbrecher und wurden gehängt! Und es mag den Offizieren nicht sehr gut zumute sein, die heute in die Hände der Roten fallen — beim Gedanken an Nürnberg und sein Gesetz. Auch in Korea und in einem kommenden Weltkrieg bestimmt der Sieger, wer der Angreifer war und es braucht nicht erst die Komödie, ein neues Gesetz zu schaffen, um die Besiegten zu erledigen. Wir werden noch manches erfahren über die Klugheit und Voraussicht unserer weisen Staatsmänner!

In Österreich

Schon am Dienstag ging es weiter nach Salzburg auf der schönen Autostraße. Jedes österreichische und deutsche Auto wird angehalten und untersucht, die Autos der US Forces fahren unbelästigt durch. Natürlich, Schmuggler und Schwarz-

händler gibt es ja nur unter den Deutschen und Österreichern! Oder nicht? Im Pleinhof, einem neuhergerichteten Hotel, blieben wir über Nacht, gut, preiswert und günstig in der Nähe des Bahnhofes gelegen.

Der inzwischen verstorbene Pater Edelbert Telgmann, O. Cap., besuchte mich; wir haben im Sudetenland viele Jahre zusammengearbeitet, er in der Jugendbewegung, ich im Volksbund. Ich hätte ihn kaum wiedererkannt, so grau ist er geworden nach all dem Erlebten. Wir sprachen von alten Tagen; er konnte mir manche Einzelheiten aus den „letzten Tagen Reichenbergs" erzählen, dem letzten Endes doch tiefreligiösen Geist, in dem viele die Tage der Heimsuchung ertrugen. Ich erinnere mich an den alten Prof. W., der sich in Gegenwart der Austreiber vor dem Kruzifix hinkniete und betete: „Herrgott, gib denen, die nach mir kommen, ebensoviel Glück und Freude in diesem Heim als ich hier gefunden" — oder die Tragik eines Paares, das die Heiligen Sakramente empfing, dann heimging, die Brautkleider anzog und den Gashahn öffnete. Ich erfuhr so manches über die letzten Stunden ehemaliger Mitarbeiter, über das Schicksal des trauten Klösterleins am Keilsberg, aus dem schon längst der letzte deutsche Pater ausziehen mußte. So erzählte Pater Edilbert: In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wurden die Inwohner des Reichenberger Kapuzinerklosters abgeführt. Später erfuhr man, daß sie im ehemaligen Benediktinerkloster Braunau gefangengehalten wurden. Es wurde alles durchsucht. Gold ist das Hauptwort der Tschechen, damit sie den Russen gefallen können; die große Monstranz mit viel echten Steinen wurde auf 38 000 Kč eingeschätzt, Kelche mit 12 000 Kč. Manche Meßgewänder auf 300 Kc. Im Haindorfer Franziskanerkloster ist seit Ostern ein KZ für Geistliche. 150 bis 200 kamen dorthin. 14 Tage später wurden sie auf Bauernwagen fortgeschafft und 50 andere kamen hin. Sie mußten schwerste Arbeit verrichten, z. B. im Steinbruch, im Walde, oder Mist fahren und ausbreiten. Alles unter schärfster Bewachung. — Der „Braunauer Rundbrief" (Juli-August 1950) bestätigt, daß das Kloster in ein Internierungslager für Priester und Ordensleute verwandelt wurde.

Mittwoch in aller Frühe ging es weiter nach Graz, vorbei an den herrlichen Salzburger Seen. Wie schade, daß die Zeit so kurz! Hier gäbe es so viele Plätzchen, wo man gern verweilen, ruhen und die Wunderwelt Gottes genießen möchte. Nachmit-

tags kamen wir in Graz an und fuhren gleich nach Gabersdorf weiter zu meinen alten Freunden, wo wir gleich wieder daheim waren.

Der erste Tag in Graz war ausgefüllt mit Besprechungen und einer Pressekonferenz. Dort unterzeichnete ich den Vertrag zur Herausgabe meines Buches: „Europa in Trümmern", das Ergebnis des Kreuzzuges der Alliierten, das bei Anton Pustet erschien.

Freitagabend, den 2. Juni 1950, war die große Kundgebung in der Industriehalle, die über die ganze Stadt plakatiert war: „Ruf an das Weltgewissen", eigentlich meine erste große Kundgebung in Österreich, da ich im Vorjahre nur in kleinerem Rahmen sprach. Pessimisten hatten ein Fiasko prophezeit; es sei unmöglich, die gewaltige Industriehalle zu füllen. Der Besuch war über alle Erwartungen gut, die Industriehalle bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur von Vertriebenen, sondern auch von einflußreichen einheimischen Persönlichkeiten, darunter Weihbischof Dr. Pietsch mit Mitgliedern des Domkapitels, Landeshauptmann Krainer, Landeshauptmann-Stellvertreter Dr. hc. Machold, ein Vertreter der ECA und einer Vertretung der Schweizerischen Europahilfe hatten sich eingefunden, mit denen ich mich im Anschluß an die Kundgebung aussprechen konnte. Nationalrat Machunze war eigens von Wien gekommen, auch mein alter Freund, Dr. L. mit seiner Frau, was mir eine ganz besondere Freude war. Die Stimmung war ganz ausgezeichnet und übertrug sich trotz großer Müdigkeit auf mich. Die Veranstaltung wurde durch die Sendegruppen „Alpenland" übertragen. Die Beifallskundgebungen mußte ich zurückdämmen, sonst hätten wir die zugeteilte Radiozeit nicht einhalten können. (Die Rede wurde übrigens auf Band aufgenommen.) So konnte ich sie mir am nächsten Tag anhören und beobachten, wie sie auf mich wirkte. Ein ganz eigenartiges Erlebnis.) Es war mir eine besondere Freude, daß sowohl der evangelische Pfarrer Pommer in treffender kurzer Ansprache als auch der katholische Flüchtlingsseelsorger Pfarrer Thiel zur Lage der Vertriebenen in Österreich Stellung nahmen.

Eine besondere Bedeutung der Kundgebung liegt darin, daß dabei nicht nur geredet, sondern auch gehandelt wurde. Dr. Max Pietsch entwickelte nach mir seinen Plan „Heimat Österreich". Eine Kommanditgesellschaft mit einem Anfangskapital von 2 Millionen Schillingen, von denen 500 000 durch die Cari-

tasverbände gezeichnet wurden, soll Heimatlosen Grund und Boden für Wohn- und Wirtschaftsgebäude zur Verfügung stellen. Es wäre nur zu wünschen, daß besitzende Kreise des Auslandes diesem Plan, der Hunderte von Familien aus der Caritas herausnehmen und ihnen neue Existenzgrundlagen schaffen würde, werktätig zustimmten. Es will mir scheinen, daß durch „Heimat Österreich" auch ECA-Mittel nicht bloß für einen lebensnotwendigen Zweck verwendet, sondern überdies sehr rationell verwertet würden. Jedenfalls ist die Gründung „Heimat Österreich" ein verheißungsvoller Anfang.

Die Kundgebung fand in den meisten Blättern günstige, teilweise sogar begeisterte Zustimmung, ihre Auswirkung war über ganz Österreich hin spürbar. Daß die kommunistische „Wahrheit" — lucus a non lucendo — meine Rede als „wilde Hetze gegen die Volksdemokratien" bezeichnete, zeugt nicht nur von bösem Willen, sondern von journalistischer Unfähigkeit, wie der „Innsbrucker Volksbote" treffend bemerkt.

Leider konnte ich selbst die Rede von Dr. Pietsch nicht anhören, da mich der Sender „Alpenland" in einem Nebenraum für ein Interview geholt hatte.

Meine Rede am Vorabend des großen steirischen Katholikentages war irgendwie Auftakt zu dieser Tagung, die in ihrer Zielsetzung und in ihrem organisatorischen Aufbau etwas ganz Neues darstellt gegenüber den Katholikentagen früherer Zeiten. Die Tagung hatte einen rein religiösen Charakter: Ein Volk tritt in der Stunde tiefster Not und Erniedrigung betend vor den Herrgott und vor die Magna Mater Austriae. Es gab nur „Gleiche unter Gleichen" im Angesicht des ewigen Gottes.

In den religiösen Ansprachen, vor allem dem Gelöbnis, das Dr. Hans Koren sprach, kehrten die Gedanken wieder, die mich besonders bewegen: Gerechtigkeit und Liebe. Einige davon sollen hier festgehalten werden, weil sie weit über die Steiermark hinaus Bedeutung haben: „(Diese herrliche Versammlung) ist nur soviel wert, als Menschen unter uns stehen, die bereit sind, ihren zweiten Rock dem zu geben, der keinen hat. Keine Betriebsamkeit, keine äußeren Erfolge dürfen uns der ständigen Gewissenserforschung entheben oder den Maßstab für die wirklichen Werte verlieren lassen" . . . Jetzt gibt es kein Ausweichen mehr in den Ort des geringeren Widerstandes, die Gegenwart gestattet uns keine bequeme katholische Aktivität mehr, sie verlangt keine außergewöhnlichen Formen und Hand-

lungen, sie verlangt einzig und allein nur, daß wir ernst machen mit unserem Christentum. Es gibt aber keine andere Möglichkeit, ein Christ zu sein, als die in der Tat und im Leben bewährte Liebe. Es ist die Liebe, die als Grundgesinnung alle unsere Werke und Gedanken bestimmen muß, die Liebe, die uns verantwortlich macht allen Menschen gegenüber, unterschiedslos, und die uns geistige und materielle Not des anderen zu unserem eigenen Anliegen macht. Unsere Caritas darf nicht fragen nach Herkunft, Sprache und Konfession. Wer Menschenantlitz trägt, ist unser Bruder . . . Unsere Caritasgabe ist nicht dem Ermessen unserer Weichherzigkeit anheimgestellt, sondern ist Christenpflicht und hätten wir dies immer bedacht, so wäre den Worten Barmherzigkeit und Almosen mancher bitterer Spott erspart geblieben. Es ist Caritas, dem Notleidenden in jeder Gestalt, in der er durch unsere Zeit geht, zu helfen, dem Hungernden, dem Wohnungslosen, dem Heimatvertriebenen aber ist es genau so Caritaspflicht, die geistigen Werke der Barmherzigkeit zu leisten, allen Gefährdeten, allen Suchenden, allen in die Irre Gegangenen, allen Verbitterten und Verhärteten, allen Hassenden und Fluchenden — sie alle sind unsere Brüder und für alle werden wir zur Rechenschaft gezogen werden." (Steirerblatt, 6. Juni 1950.)

Es verdient besondere Beachtung, daß die sozialistische Presse eine durchaus positive Haltung zum Katholikentag einnahm. (Vgl. Robert Rieder, Partei und Kirche in „Neue Zeit", Graz, 4. Juni.) Bezeichnend ist es auch, daß die kommunistische „Wahrheit" ausgerechnet in diesen Tagen einen Beitrag des „Roten Dekan" von Canterbury brachte, der Christentum und Kommunismus nicht bloß als vereinbar hinstellt, sondern den Kommunismus geradezu als die Vollendung des Christentums bezeichnet: „Ich habe viele Monate nach dem Kriege in Rußland und Osteuropa verbracht und ich kann es mit Italien vergleichen, wo eine reiche und allmächtige Kirche das politische Leben beherrscht . . . Es ist ein großer Gegensatz. In Italien: Massenarbeitslosigkeit und Massenunterernährung, eine Armee von Jugendlichen ohne Arbeit, ohne Heimstätte, in der Entwicklung behindert und zwei Millionen Kinder ohne Schule. In Rußland habe ich gesehen, daß die Arbeitslosigkeit abgeschafft ist, ebenso wie der Krisenzyklus, die Minderberechtigung der Frau, die ungerechte Behandlung der Nationalitäten und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Auf

weiten Gebieten — wie in der Erziehung und Gesundheitsfürsorge und anderer sozialer Dienste — ist der Kommunismus bereits möglich und in Durchführung. Die Beschuldigung der Rücksichtslosigkeiten in der Anwendung von Methoden — wobei stets bis aufs äußerste übertrieben wird — gegen jene, die für eine kommunistische Zivilisation kämpfen, steht einem christlichen Westen schlecht an, der darauf aus ist, seine Gesellschaftsordnung durch die rücksichtsloseste Tat in der ganzen Geschichte zu verteidigen, nämlich durch die Atombombe, der bereits eine Viertelmillion Krüppel und 80 000 Tote zum Opfer gefallen sind, als sie ohne Warnung abgeworfen wurde. Der Vorwurf der Rücksichtslosigkeit steht einem christlichen Westen schlecht an, der jetzt den Auftrag zur Herstellung der fürchterlichen Wasserstoffbombe erteilt hat. Der Kommunismus, diese große Triebkraft von Prag bis Peking, die Hunderte Millionen Seelen mit neuem Enthusiasmus für das Leben und die Arbeit erfüllt, begeistert die Menschheit überall, er erobert die Welt; weder Verfolgungen noch Waffen können ihn aufhalten. Er ist die Hoffnung der einfachen Menschen und der Unterdrückten. Und vor allem: Kommunismus heißt Friede! (Graz, 4. Juni.)

Das ist eine sehr gefährliche, verführerische Sprache, vor allem, wenn sie an das Ohr verzweifelter Menschen — und dazu gehören die Heimatvertriebenen — schlägt! Die berufenen Wächter sollen sie nicht überhören! — Es ist erschütternd, zu erleben, mit welcher Selbstverständlichkeit hierzulande die „Polizeiaktion“ mit Tanks, Bombern und Atombomben im Hintergrund, hingenommen wird. Kein Mensch stößt sich daran, daß es nicht mehr nötig erscheint, die Zustimmung des Kongresses zur Kriegserklärung einzuholen. Der Führer bestimmt, das genügt, die Jugend hat zu sterben, weil er es so will. Kein Mensch stellt die Frage nach der sittlichen Erlaubtheit des Krieges. Jeder Krieg, den „wir“ führen, ist eben automatisch gerecht und ein Kreuzzug. Berufung an das Gewissen ist „unpatriotisch“. Schon finden sich Hoftheologen, die die sittliche Erlaubtheit der Atombombe verteidigen. Und Christen sehen mit erstaunlicher Naivität im Krieg die Lösung des kommunistischen Problems. Kann man sich denn wirklich vorstellen, daß Christus den Krieg gebilligt hätte, daß er die Atombombe abwerfen ließe? Haben die Christen in der Welt dem Kommunismus wirklich nichts mehr entgegenzustellen als

Atom- und Wasserstoffbomben? Ist es wirklich so, wie der bekannte französische Journalist Mauriac im „Figaro“ schrieb: „Uns sollte nicht das schrecken, was die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion trennt, sondern gerade das, was sie gemeinsam haben. Ihre ideologischen Gegensätze sind vielleicht weniger zu fürchten als ihre Übereinstimmung in der Skala menschlicher Werte. Diese beiden Technokratien, die sich für Gegensätze halten, ziehen die Menschheit in die gleiche Richtung der Entmenschlichung.“ (Nürnberger Zeitung, 10. März 1950.)

Bei einem Landesparteitag der OeVP, der in Graz stattfand, erklärte Dr. Alfons Gorbach: „Mit dem amerikanischen Kapitalismus kann sich der Bolschewismus auf der gleichen Ebene des Materialismus messen, Mann gegen Mann, Waffe gegen Waffe, Weltherrschaftsdrang gegen Weltherrschaftsdrang . . . Aber gegenüber dem Christentum versagen die Mittel des Kommunismus, denn selbst brutale Gewalt und glühender Haß zeitigen bestenfalls Augenblickserfolge. Und darum ist auch nicht die Wasserstoffbombe die stärkste Waffe gegen den Bolschewismus, sondern das Licht, das Christus vor fast zweitausend Jahren in dieser Welt entzündet hat. Waffen, Geld, Produktionskraft, Propaganda, Wortchristentum, das alles ist zu wenig. Das alles kann der Bolschewismus nachahmen und er tut es auch. Die materiellen Mittel müssen im Dienste einer höheren, sittlichen Idee stehen, das allein ist ausschlaggebend. Nur dann werden sie ihren Zweck erfüllen und nur dann wird die Menschheit der Katastrophe entgehen, die sie sich in maßloser Selbstüberhebung zu bereiten droht. Die höhere sittliche Idee, das gelebte Christentum muß seinen praktischen Niederschlag in gesunden, sozialen Verhältnissen finden. Darum lebt in den Herzen der besten Christen die Sehnsucht nach gesundem Fortschritt und nach echter menschlicher Gemeinschaft.“ (Steirerblatt, 4. Juni.)

Voll neuer, tiefer Eindrücke verließ ich am Montag, den 5. Juni, morgens Graz, um nach München zurückzufahren. Leider verkehrte noch kein Triebwagen; die Fahrt im Eilzug ist sehr ermüdend, wenn auch die Landschaft immer anregend und genußreich ist. Es gab keine direkte Fahrkarte nach München, nur bis zur „Landesgrenze“. Von dort aus sollte sie in Dollars bezahlt werden, die man freilich als gesetztreuer Reisender nicht mit sich führen soll. Bald gesellte sich zu mir ein

heimatvertriebener polnischer Adeliger aus der Gegend von Grodno. Er trug mit sich ein Buch mit Bildern aus der Heimat, die er mir mit der ganzen Liebe des Heimatvertriebenen erklärte. Er war bei meiner Grazer Kundgebung anwesend gewesen und offenbar tief beeindruckt. Seine Kritik war mir besonders wertvoll. Er meinte, ich solle von den Heimatvertriebenen im allgemeinen sprechen, nicht allein von den deutschen, damit würde ich einen noch größeren Kreis erreichen. Das mag richtig sein. Dem steht nur entgegen, daß von den andersnationalen Heimatvertriebenen, den DPs — die ja zumeist nicht vertrieben wurden, sondern geflohen sind, wirkliche Nazigegner hätten ja jederzeit die Möglichkeit, zurückzukehren — die ganze Welt spricht und schreibt, während die Frage der Volksdeutschen bewußt totgeschwiegen wird. Für die anderen wird auch gesorgt, während die Vertriebenen, besonders in Österreich unter den denkbar ärmsten Verhältnissen leben. Er meinte auch, ich solle besonders betonen, daß die Deutschen frei seien vom „geistigen Hitlerismus", den die Welt noch vermute und fürchte. Wie kann man die Welt, die selber total vernazifiziert ist, ohne es zu merken, überzeugen, wenn sie sich an dieses Schlagwort klammert, um alle supernazistischen Barbareien, angefangen von der Heimatvertreibung, „rechtfertigen" zu können?! — Er wußte mir auch interessante, wenn auch nicht überraschende Dinge über die Zustände in der IRO zu erzählen, so etwa über die unterschiedliche Behandlung und Bezahlung des ausländischen und einheimischen Personals. Es ist mir längst klar, daß der Apparat der IRO — wie der der unsanft entschlafenen UNRRA — außerordentlich kostspielig ist. Mit einheimischen Kräften hätte ein Vielfaches für wirklich Bedürftige geleistet werden können. Freilich, warum sparen, wenn Onkel Sam sein Geld loswerden will! Ich habe keine ungeteilte Freude, wenn jetzt bekannt wird, daß IRO, die bisher a la Hitler-Rassengesetzen alle Deutschen von der Betreuung ausschloß, nach Einstellung der Tätigkeit für die privilegierten DPs sich den „Volksdeutschen" zuwenden will. Geht es dabei wirklich um die Volksdeutschen oder um die Sicherung von Sinekuren?

Eine ganz neue Erfahrung! Die Grenzpolizei vertrat die Auffassung, daß ich nicht mehr nach Deutschland zurückdürfe, da ich ja nur ein Visum für eine einmalige Ein- und Ausreise nach Deutschland hätte! Ich sei in Frankfurt eingereist und hätte

Deutschland auf der Autostraße nach Salzburg wieder verlassen. Wie ich nach Österreich hätte kommen sollen, wofür ich ja auch ein Visum hatte, war uns beiden nicht klar. Jedenfalls klärte der amerikanische Paß den Fall ohne Schwierigkeit. Die Zollrevision vollzog sich höflich und schmerzlos. Da wir länger auf die Abfahrt des Zuges warten mußten — ein Franzose war zu spät gekommen, hatte keine Fahrkarte und war noch nicht durch die Revision — genügend Grund, den internationalen Schnellzug im befreiten Lande aufzuhalten — kam ich mit einigen umstehenden Beamten ins Gespräch. Sie wunderten sich, daß ich trotz des amerikanischen Passes deutsch mit ihnen sprach. „Es kommen viele junge Mädels durch, die kaum eine Woche mit einem Ami verheiratet sind und nicht mehr deutsch — können!" Das ist leider typisch — deutsch. Die Beamten schienen weder von den „Befreiern" beeindruckt, noch begeistert. „Man behandelt uns wie Untermenschen", meinte er. Gegen 10 Uhr nachts kam ich in München an.

Oberammergau

Schon am nächsten Vormittag holte mich Gemeinderat Hauswirth, ein Heimatvertriebener aus Brünn, im Auto der Passionsspielgemeinde nach Oberammergau ab. Die Fahrt auf einer gutgepflegten Straße, vorbei am Starnberger See, bietet all die Reize des Bayerischen Hochlandes. Wir passierten Murnau, wo der berüchtigte František Kroupa in einem schwerbewachten DP-Lager den Ehrensold der IRO für seine Verdienste um die Menschlichkeit genießt. So nebenbei gesagt benehmen sich viele Tschechen „daheim im Reich" mit einer herausfordernden Arroganz — nicht nur im Valka-Lager bei Nürnberg. Vielleicht müssen bald zweisprachige Aufschriften angebracht werden, wobei das Tschechische als Sprache der „Sieger" natürlich den Vorzug hätte.

Da drüben liegt Eschenlohe, von wo aus die Pest anno 1633 nach Oberammergau eingeschleppt wurde, wie es Leo Weismantel in seinem Spiel „Die Pestnot anno 1633" so eindrucksvoll schildert. Ein kurzer Blick auf die Zugspitze, Bayerns höchsten Berg, die scharfumrissen mit der anschließenden Gebirgskette vor uns liegt. Wir halten kurze Zeit in Ettal, um die herrliche Barockkirche und das Stift zu bewundern. Bald sind wir in Oberammergau, das sein schönstes Gewand anlegte, um die Gäste aus aller Herren Länder aufzunehmen.

Bürgermeister Raimund Lang, der wirklich die Seele des Passionsspieldorfes ist, begrüßte mich in herzlicher Weise vor der „Pension Boeld", die für die nächsten Tage mein Heim sein sollte und — fügen wir es gleich hinzu — auch wirklich war. Frau Boeld betreute und umsorgte mich in mütterlicher Weise, und nicht bloß mich, sondern alle, die im Hause wohnten, darunter auch zwei Mitglieder unserer Chikagoer Kolpingsfamilie, Herr Hans Schneider mit seiner Frau und Herr Ernst Held, den Inhaber des Reisebüros, der später zu uns stieß. Küche und Keller boten wirklich das allerbeste und die Preise waren — wie alle bezeugten (ich selber war ja Gast der Gemeinde) — staunenswert billig im Vergleich zu anderen Kurorten und Sommerfrischen.

Nach einer kurzen Erfrischungspause besuchte ich die Ausstellung „Tausend Jahre christliche Kunst im Zeichen der Passion", in deren Rahmen ich am Abend sprechen sollte. Die mächtige Halle, die etwa 1200 Menschen faßt, ist in sechs Wochen erbaut worden. Zwölf große Nischen teilen das weite Rund mit seinen 28 Metern Durchmesser. Das Gerüst aus Eisen und Beton ist verschalt mit Zirbelholz. Die Akkustik ist hervorragend gut. Herr Basler, der mich zum Vortrag eingeladen hatte, führte mich kurz durch die Ausstellung, nur um mir einen Gesamteindruck und einen Überblick zu vermitteln. Ich muß darauf verzichten, Einzelheiten zu schildern. Auf mich machte jedenfalls eine Pieta den tiefsten Eindruck: dieser zerschundene, ausgemergelte Leib des Herrn ist das Bild der Leidträger unserer Tage, der Opfer aus den KZ, der gemarterten Menschen, die die humane, ordentliche Austreibung der Potsdamer erlebten, wie sie der britische Film „The Refugee Problem" so erschütternd vor Augen führt.

Vielleicht darf ich einem Heimatvertriebenen das Wort geben, der im „Lahrer Anzeiger" vom 24. Juni seine Eindrücke schildert: „Eine stärkere Vertiefung und Weitung des Erlebnisses durch das Passionsspiel konnte man sich kaum denken, als die Ausstellung „Tausend Jahre christliche Kunst"... Wer von uns Heimatvertriebenen aufnahmebereit vor diesen Werken verweilte, empfand staunend ihre eindringliche Sprache — schufen sie auch Meisterhände vor mehreren Jahrhunderten. Trat man in den schlichten, formschönen Rundbau, so blieb der Blick genau gegenüber an dem „Großen Gott von Altenstadt" aus dem 1. Viertel des 13. Jahrhunderts haften. Ergreifend ist die Einfachheit der

Linie. Welch ein Schmerz allein in den zur Wange emporgerichteten Armen der Mutter unterm Kreuz. In Christi Antlitz aber spiegelt sich keine eigene Qual. In erhabener Ruhe, die Mundwinkel leidvoll, aber nicht schmerzverzerrt nach unten gezogen, sieht er vom Kreuz herab auf die vielen, für die er umsonst litt. Dies Wissen wiegt schwerer als körperliche Pein.

„Ähnlich in den Grundgedanken ist die Christusgestalt der lebensgroßen Skulptur „Palmesel" von Lorenz Loydl. Um den Herrn brandet das Hosianna. Seine Rechte ist erhoben, ob segnend, ob mahnend ist schwer zu deuten. Aber sein Antlitz mit den hochgezogenen Brauen, den weit fortschauenden Augen, ist bereits gen Golgatha gerichtet.

Ein seltsam anmutendes Bild bot der mit einem blauen, goldgezierten Gewand bekleidete Christus am Kreuz. Keine Dornenkrone trug er, sondern eine prunkvolle Königskrone. Ist sie Symbol des Sieges über alle Dornen? „Heilige Kümmernis" aus dem 12. Jahrhundert, stand darunter. Das Baumkreuz entstammt etwa dem Jahr 1350. Der Körper ist anatomisch unmöglich, aber sein Antlitz spricht zu uns vom Verstehen aller menschlichen Schwäche...

Und erst der „Christus in der Rast". Dies Bild sahen wir Heimatvertriebene auf der Flucht unzählige Male. Auf hartem Stein niedergehockt, zermürbt, kraftlos vom Übermaß des Duldens, den Blick trostlos zu Boden gesenkt, abgezehrt vor Hunger — Hunger vor allem nach verstehen und Liebe in den Augen und in der Haltung. So redet der lebensgroße „Christus in der Rast" von Hans Leinberg (1520-1525) so reden Millionen vertriebener heute noch. Was auch ein Mensch leidet, Christus litt es vor.

Und seine Freunde daneben — damals — heute? Auch hier erkennt man in der Darstellung des Alten das Neue, Heutige. Seine liebsten Jünger schlafen neben seinem herben Leid. Überzeugende Einfachheit in Linie und Farbe zeigen die „Apostel am Ölberg" (um 1430). Der Geist ist zwar willig...

Bei Meister Götzdorfs „Beweinung Christi" (um 1500) meint man zunächst, daß das warme Rot und Gold, das leuchtende Blau und Gold der Pieta, das Grün Johannes zu einem solchen Schmerzensbild nicht passen. Ein Hineinvertiefen läßt es verstehen: Johannes trauert nicht; seine Augen sehen über den Leichnam des Meisters hinweg. Hat er nicht von Auferstehung und Erlösung gesprochen? Maria hebt andachtsvoll in dem bereits überwundenen Schmerz des Sohnes leblose Hand zum

Mund. Sie weiß es: Diese Hand wird segnend, richtend über die Menschheit schweben, zur Rechten des Vaters...

Ist man solcher Schau noch fähig, in der gleichen Ausstellung zeitgenössische christliche Kunst ebenso aufgeschlossen aufzunehmen? Viele waren so erfüllt, daß sie es kaum noch konnten, manche gingen ohne längeres Verweilen vorbei. Vielleicht glaubten sie nicht recht an die Überzeugungskraft der heutigen Darstellung. Sehr zu Unrecht! Daß die zeitgenössische Kunst dieser Ausstellung nicht enttäuschte nach dem Erlebten, das ist das größte Lob für sie. (Diesem Urteil möchte ich mich nur mit sehr großen Einschränkungen anschließen, von wenigen Ausnahmen abgesehen war ich enttäuscht. E. J. R.)...

Irgend jemand hat gesagt: „Die Kunst ist ein Teil dieser Welt, eben darum haßt sie das Kreuz". Die Meister der Ausstellung widersprechen diesem Wort des Nihilismus und der Verzweiflung. Ein alter Schriftsteller, Dio Chrysostomus, hat von Phidias gesagt: „Wenn ein Mensch schwer belastet wäre in seiner Seele, von vielen Schmerzen und Sorgen heimgesucht, wie sie das Menschenleben bringt, so daß er selbst von süßem Schlummer nicht mehr erquickt würde, er würde, glaube ich, diesem Bilde (Zeus) gegenüber alles vergessen, was es im Menschenleben Schweres und Furchtbares gibt. Solches Werk hast Du Phidias, ersonnen und ausgeführt, so anmutige Klarheit ist in dieser Deiner Kunst. „Ich kann mir denken, daß jeder, der stillbetrachtend und besinnlich, so groß eigenes Leid und Not auch sein mögen, ihren Geist einatmet und aus diesem Geist das Problem des Leidens zu ergründen versucht. Jedes Kunstwerk ist nicht nur Ausdruck tiefsten, innerlichsten Glaubens des Künstlers und ein Hineinversenken in die Passion, sondern ein Aufruf zur Überwindung des Leides aus dem Geist des Gekreuzigten. Die Kunst ist, wie Goethe sagt, aus dem Ewigen geboren, wird also in Jahrhunderten noch lebendig sein, wirkt in klarer Kraft auch auf religiös abgestandene Menschen. Moderne Kunst des Futurismus, des Kubismus, des Surrealismus stirbt mit der Zeit, aus der sie entstanden ist. Kann sich denn wirklich jemand erbauen, geistig und seelisch erheben an den Farbenklexereien, Verzerrungen und Karrikaturen, die eine gewisse Presse als „die Kunst" hinzustellen versucht, während sie gleichzeitig wahre Kunst totschweigt und die Künstler verunglimpft? Kunst kommt vom „Können" und nicht allein vom Wollen.

DasWahre, Schöne, Gute war seit den Tagen des klassischen Altertums das Ideal und das Ziel der Kunst, nicht die Lüge, das Häßliche und Gemeine. Diese Afterkunst ist nicht nur Ausdruck geistigen Zerfalles unserer Tage, sondern auch Wegbereiter der Katastrophe, die zu verhüten wir versuchen müssen. Ich bin mir bewußt, daß diese Gedanken sehr altmodisch sind. Man rühmte sich heute, daß man Kunst um ihrer selbst willen betreiben muß, daß Kunst sich selbst Zweck ist, Bischof Koppler, ein Geistesriese der letzten Jahrzehnte, schrieb in seinem Buch „Mehr Freude“: „Eine Kunst, welche nichts bietet, nur fordert, blinde Anerkennung und Bewunderung heischt, aber nicht belehren, nicht erziehen, nicht erfreuen will noch kann, hat ihren Beruf verfehlt und ihr Recht verwirkt, vollends in der heutigen Zeit, wo alles unter dem Zeichen der Sozialen Pflicht steht.“ „Die Kunst soll nichts schaffen und bieten, was nicht geeignet ist, auf die Volksseele und das Volksleben befreiend, erlösend, hebend, veredelnd, kräftigend und daher auch erfreuend zu wirken.“ Auch Schiller — wenn man heute in Deutschland noch deutsche Klassiker zitieren darf, spricht von der veredelnden und erhebenden Macht der Kunst. „Langsam, aber unfehlbar verblutet die Kunst, die sich von Gott losgerissen hat, schreibt Reinhold Schneider, dann gewinnt und gestaltet das Wort die Menschen nicht mehr, sondern es vergewaltigt und verunstaltet sie. Es entscheidet über ein jedes Werk von Menschenhand, ob es der Heilung dient oder nicht.“ Die Sammlung „Tausend Jahre religiöser Kunst im Zeichen der Passion“ hat darum eine Mission. Sie soll aus den Kräften des religiös-künstlerischen Erbes der Vergangenheit Wege in die Zukunft weisen, mithelfen, daß Deutschland und Europa und die WELT IHR SEELISCHES Gleichgewicht wieder finden. Das Abendland ist aus dem Geist geworden, der sich uns hier so eindringlich darstellt. Das Abendland hat diesen Geist verraten. Es wird sich nur wiederfinden, wenn es zu diesem Geist zurückkehrt und aus diesem Geist seine Probleme löst.

Diese Sammlung ist die Antwort an die Kreuzträger der Gegenwart, genau so wie die Passionsspiele. „Am Tage werden viele Worte laut, die zu trösten meinen. Nachts werden alle Worte leer. Denn sie reden von der Welt. Das Leid aber sucht eine andere Antwort. Und wenn es sich müde gesucht hat, dann schimmert dein Bild. Dann wird auch das Kreuz sichtbar und ein immer mächtigeres Licht strömt von dem Kreuze nieder.“ (Schneider)

Oberammergau stellt im Heiligen Jahr 1950 riesengroß das Kreuz über Deutschland und die Welt, als Zeichen der Versöhnung, als wollte es mahnen: Nur im Kreuz ist Heil! Nur das Kreuz wird die Welt befreien von der „Pest“ und beschützen vor weiteren Übeln. Habt Vertrauen. Der Gekreuzigte hat Not und Tod überwunden.“ Die Geschichte des Abendlandes ist ein immerwährendes Ringen seiner Völker um das Kreuz, dem sie verdanken, was sie sind, und um den Beruf, das Kreuz in der Welt zu vertreten. Sie können es nur, wenn ihnen das Kreuz ganz zu eigen geworden ist und sie müssen dann ihr Recht auf Dasein und bald darauf dieses selbst verlieren, wenn sie dieses Ringen aufgeben und das Kreuz sie nicht mehr erschüttert. (Schneider)

„Am Ausgang begegnet uns etwas Merkwürdiges: die zunächst unwichtig aussehenden Überreste eines Bronze-Kruzifixes von Prof. Eduard Beyer (1866–1943). Beim Brand des Münchner Glaspalastes wurde das Werk zerstört, der Christuskopf allein blieb unversehrt — und redet nach Haß und Krieg, Elend und Heimatlosigkeit eindringlich wie ehedem zu uns. Welch ein Symbol!“

Vor Verlassen der Ausstellung legte man mir das „Goldene Buch“ zur Unterschrift vor. Mich interessierten die Namen der Ehrengäste, die sich bereits eingetragen hatten, noch mehr, was sie in dem kleinen Fensterchen, das zu diesem Zweck freigelassen ist, als Ehrengabe eingetragen hatten. Schweigen wir darüber! Vielleicht finden diese Zeilen einen Mäzenas, der hier der Kunst und sich selber ein Denkmal setzen will! Freunde der Kunst und Oberammergau würden dankbar sein!

Rasch zurück in die Pension Boeld an die Schreibmaschine! Unter der Tiefe und Fülle der Eindrücke konnte ich leicht die Gedanken formulieren, die ich mir zurechtgelegt hatte. Ich kann mir denken, daß manch einer als neuer, innerlich gewandelter Mensch die Ausstellung verließ, mancher, wie man mir sagte, mit dem Willen zur Einkehr, die ja letzten Endes auch ein Metanoeite ist oder voraussetzt. Ich kann mir vorstellen, daß die Träger der Hauptrollen — wie ich es wirklich in Photos sah — die Ausstellung besuchen und Zwiesprache halten mit den Figuren, die sie auf der Bühne lebendig machen sollen. Die Ausstellung ist ja Geist vom Geist der Passionsspiele, vielleicht müßte man sagen, sie redet plastisch und eindrucksvoll von dem Geist, aus dem die Passionsspiele erwuchsen und ist eine Tiefe Einstimmung für das Erleben des Spieles.

Als ich am Abend zur festgesetzten Stunde mit Bürgermeister Lang vor der Kunsthalle ankam, mußte sie wegen Überfüllung geschlossen werden. Dichtgedrängt standen die Besucher, unter ihnen eine Reihe Hauptdarsteller des Passionsspieles, Bürgermeister Lang und Gemeinderat Hauswirth entboten herzliche Willkommensgrüße. Ein feingeschulter Chor mit Prof. Egon Pabst an der Orgel gab den stimmungsvollen Auftakt. Nach kurzen Dankesworten entwickelte ich dann einige Gedanken zu dem mir gestellten Thema: Der heutige Mensch und die Passion. Es herrschte feierliche Stille wie in einem Gotteshaus. Es war auch wirklich eine Weihestunde, wie man sie selten erlebt.

Anschließend unterhielten wir uns in einem Nebenraum der Kunsthalle, wo auch Aufnahmen mit dem Bürgermeister und dem Christusdarsteller gemacht wurden. Als sich die Masse etwas verlaufen hatte, gingen wir auf ein Plauderstündchen in die „Alte Post", zum Christusdarsteller Toni Preisinger, der sich aber bald verabschiedete, weil er Ruhe brauchte für den morgigen schweren Tag. Aber er vergaß nicht, uns das Beste zu schicken, was Küche und Keller bargen. Mit dem Bruder des Bürgermeister Lang und einigen von früher bekannten Darstellern sprachen wir lange über die Passionsspiele, Erfahrungen und Erlebnisse in Oberammergau.

Mittwoch den 6. Juni war der große Tag für die Heimatvertriebenen in Oberammergau. Von allen Seiten kamen sie herbeigeströmt, in Autobussen, Sonderzügen, für welche die Bundesbahn 75% Fahrpreisermäßigung gewährt hatte, manche zu Fuß. Mehr als tausend waren einfach ins Blaue gefahren, ohne Eintrittskarte für das Spiel. Bis von Hamburg kamen sie, in der Hoffnung, irgendwie Zutritt zu finden. Tatsächlich war das Haus, das 5 200 Zuschauer faßt, mit 1 000 Personen überbesetzt. Die Organisation, um die sich besonders Gemeinderat Hauswirth sorgte, war mustergültig. Auch für die Verpflegung war gesorgt. Den Teilnehmern war die Möglichkeit geboten, für DM 1.20 ein gutes, reichliches Mittagessen zu bekommen in jedem Restaurant, von den einfachen bis zu den erstklassigen, und die Zuteilung der Restaurants erfolgte ohne jegliche Begünstigung, gruppenweise. Es gab frohe Szenen des Wiedersehens, auch manche nassen Augen.

Die Gemeinde hatte eine Reihe Ehrengäste zu dieser Vertriebenenvorstellung eingeladen, aber nur wenige erschienen! Wir sahen u. a. den Abt Dr. Dominik Prokop von Braunau,

Universitätsprofessor Dr. Schlund, Geistl. Rat Goebel, Prälat Dr. Kindermann von Königsstein, Dr. Lodgeman von Auen, P. Romuald Edenhofer von St. Benedikt in Orgeon.

Ich sah das Spiel zum dritten Mal in einem noch tieferen Erlebnis. Man kann und darf an das Spiel nicht denselben Maßstab anlegen wie an eine Berufsbühne. Es handelt sich ja nicht um ein Spiel im üblichen Sinne, sondern um die Erfüllung eines Gelübdes. Die Mitwirkenden sind keine Berufsschauspieler, sondern Menschen aus dem Volk, Bildhauer, Gewerbetreibende, die eine religiöse Sendung erfüllen. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, ist die Besetzung geradezu hervorragend. Man kann nur staunen, daß eine relativ kleine Gemeinde durch Jahrhunderte diese Leistung bieten kann. Einfache, unverbildete und religiös eingestellte Menschen verlassen das Haus in tiefer Erschütterung. Wenn das Spiel in manchen Blättern eine unfaire Kritik fand, so kann ich mir das nur so erklären, daß gewissen „Kritikern“ überhaupt jeglicher Sinn für religiöse Werte fehlt. Sie sind daheim in Nachtklubs und Zoten. Sie haben zum Volk und darum auch zur Volkskunst die Verbindung verloren. Vielleicht wirkt hier auch das Bestreben mit, alles Fremde in den Himmel zu loben und alles Deutsche herunterzureißen. So mancher große Künstler steht heute im Winkel. Seine Bilder und Werke finden keinen Markt. Viele Nichtskönner dagegen beherrschen Presse und Propaganda. Es ist bezeichnend, daß die deutsche Presse den 80. Geburtstag von Richard Strauß stillschweigend überging, während das Ausland seine Werke feierte. Vielleicht stecken auch geschäftliche Absichten hinter dem dunklen Treiben. Die Inszenierung, die lebenden Bilder, die Massenszenen — wie etwa der Einzug Jesu in Jerusalem — die vor Haß aufgepeitschten Massen vor Pilatus, der Weg hinauf nach Golgatha, sind auf Berufsbühnen kaum erreichbar.

Natürlich könnte man manches kritisieren. Das weiß niemand besser als der hervorragende Spielleiter Georg Lang. 8 Stunden an einem sonnendurchglühten Tag sind eine große physische Anstrengung für die Zuschauer und Darsteller. Der Christusdarsteller hängt eine halbe Stunde lang am Kreuz, sodaß seine Starre nach der Kreuzabnahme erst durch eine Massage gelöst werden muß. Der Text könnte wesentlich zusammengestrichen und dem modernen Sprachempfinden angepaßt werden. Mir persönlich erschiene es als Ideal, wenn man am Vormittag das „Pestspiel“, am Nachmittag die gekürzte Passion zur Aufführung bringen würde.

Fassen wir also zusammen: Die Aufführung hinterließ bei allen Teilnehmern den denkbar tiefsten Eindruck, insbesondere bei den Heimatvertriebenen, die selbst als Kreuzträger die richtige seelische Einstellung mitbrachten. Jedes Wort, so vertraut es war, erschien wie für sie in ihrer besonderen Lage gesprochen; E. G. Kolbenheyer hat dies in seiner Schilderung „Zwei Begegnungen" meisterlich zum Ausdruck gebracht. Diese Schilderung sei hier wiedergegeben: „Ein sonderbares, in der deutschen Lizenzpresse gefügig übergangenes Geschehen, hat sich in der ersten Junihälfte des Jahres 1950 in Oberammergau ereignet, ein Geschehen, das zeitbezeichnende Bedeutung hat. Es verdient gemerkt zu werden.

Zwei Passionen begegneten einander. Die eine, die biblische, dargestellt auf der Freilichtbühne des Passionsspielhauses, und die andere in einer dichtbesetzten Zuschauerhalle: mehr als fünftausend Heimatvertriebene aus dem Osten und Südosten des zerschlagenen deutschen Reiches.

Der Ruhm dieses deutschen Passionsspieles geht über die Welt hin. Er liegt nicht daran, daß in dem kleinen Orte Oberammergau Menschen abseits des Weltverkehrs seit Generationen ein Gelübde erfüllen, jedes Jahrzent einmal die Passion Jesu Christi in glaubenstreuer Beflissenheit darzustellen, er liegt nicht in der Farbigkeit der Massenszenen, nicht in den mit gutem Gefühl gestellten Stilleben, nicht in der Würde des Chorgesanges und der Musik, er liegt auch nicht in dem erstaunlich plastischen Darstellungsvermögen dieser Männer und Frauen, deren Alltag weitab von dem liegt, was man Schauspielerei nennt — der Ruhm dieses Passionsspieles liegt darin, daß sich Menschen bemühen, in einer Welt der gedruckten und gesprochenen Vielrednerei, wie sie aus Zeitungen, Parlamenten, Versammlungen, Konferenzen und dem Lärm des Rundfunks verlautet, in dieser Welt einer verlogenen Propaganda, Tausenden und Abertausenden, lärmbetäubten und geblendeten Zeitgenossen eine Biblia Pauperum vor Augen zu führen — eine Bibel der geistigen Armen, der geistig arm Gewordenen, der wieder in Unmündigkeit Geratenen.

Und sie kommen zu Tausenden aus aller Welt. Sie lassen sich, fromm erschüttert, vor Augen stellen, was sie längst nicht mehr im Drucke lesen und lesen mögen, weil ihnen der Buchstabe, der gemeinhin mehr der Lüge als der Menschheit dient, öde geworden ist. Das ist der Ruhm dieses Passionsspieles in Oberammergau: es stillt eine Sehnsucht der geistig arm Gewordenen.

An jenem Junitage des Jahres 1950 aber kamen nicht Menschen nach Oberammergau, deren Geist und Gemüt in der Welt verarmt war, um ihre Sehnsucht zu stillen. Es kamen Menschen anderen Schicksals und anderen Erlebens zu Tausenden und sie kamen für Millionen ihrer Schicksalsgenossen. Sie saßen still zweimal vier Stunden eines sonnendurchglühten Tages und ließen die biblische Passion an sich vorübergehen. Und sie trugen, jeder Mann und jede Frau, die eigene Passion im Herzen, sie fühlten und wußten anders als andere Zuschauer sonst, was da auf dieser Freilichtbühne geschah. Sie alle hatten ihre Heimat verloren, sie waren aus der Heimat ihrer Väter verjagt worden, was ihre Väter aufgebaut und erarbeitet hatten, viele Geschlechter hin, und was sie treu bewahrt und gemehrt hatten, war ihnen geraubt worden, sie waren vergewaltigt an Leib und Seele, bettelarm ins Elend vertrieben nur, weil sie deutsch waren und weil das deutsche Volk von den anderen Völkern in einem grausam geführten Krieg niedergeschlagen worden war und, so besiegt, bedingungslos unterjocht sein sollte, denn es war all den Völkern ringsum zu stark in seiner jugendlichen Kraft. Allen den Tausenden, den Heimatvertriebenen, die ihrer Herzen Passion vor die biblische Passion trugen, hat das biblische Geschehen auf der Oberammergauer Freilichtbühne anders gegolten als den anderen Tausenden sonst aus aller Welt. Dem welthistorischen Verbrechen an dem Heiland, das Bild auf Bild an ihnen vorüberzog, brachten diese Verjagten, diese Gesandten von Millionen von Schicksalsgenossen, in ihren Herzen das welthistorische Verbrechen dar, das von den Siegermächten an ihnen allen verübt worden war und noch keine Reue und Sühne gefunden hatte seither.

Das war das Denkwürdige dieses Junitages in Oberammergau des Jahres 1950: zwei Passionen begegneten einander, die biblische und die gegenwärtige Passion der fünfzehn Millionen, beide ungesühnt, doch über beiden das große Zeichen der Unvergänglichkeit.

Und der Denkwürdigkeit dieses Ereignisses war gemäß, daß am Ende des Passionsspieles ein schlichter katholischer Priester das Wort nahm, er selbst ein Vertriebener aus dem Sudetenlande: Father E. J. Reichenberger. Er durfte in dieser Stunde sprechen. Er war der erste Mensch gewesen, der es wirksam vor aller Welt und auch im Lande des Morgenthauplanes gewagt hatte, gegen das Verbrechen der Unmenschlichkeit aufzutreten, das durch die Vertreibung von Millionen Menschen aus der Heimat

verübt worden war, Unmenschlichkeit nach Ende des Waffenkrieges gegen Wehrlose, Niedergeschlagene. Auch auf der Person dieses tapferen Priesters ruht ein Zeichen der Zeit."— —

Auch die Darsteller empfanden, daß es sich um eine besondere Vorstellung handelte. Sie hatten ein Publikum vor sich, dem es nicht um eine Sensation ging, bei der man eben dabeigewesen sein muß, nicht blasierte Menschen, sondern Leidende und Mitleidende, die mitgingen von Szene zu Szene, von Bild zu Bild. „Noch keine Aufführung hat mir bis jetzt soviel Erhebung gebracht und soviel gegeben", gestand der Christusdarsteller Toni Preisinger.

Nach Abschluß des Spieles wandte sich Bürgermeister Lang an die Tausende.. „Es sei allen Mitwirkenden eine besonders ernste Sache gewesen, vor soviel leidgeprüften Menschen das Leiden des Herrn darzustellen. Glauben Sie uns, dieses Spiel und seine Mission sind uns Herzenssache." Ich war glücklich, mich zum Dolmetscher der Vertriebenen machen zu können und dankte Bürgermeister Lang, dem das Hauptverdienst an dieser Aufführung gebührt, Gemeinderat Hauswirth, dem Organisator, und allen Mitwirkenden für das den Vertriebenen vermittelte einzigartige Erlebnis. „Könige und Fürsten, auch die beiden letzten Päpste (Pius XI. und Pius XII.) weilten an dieser Stätte. Oberammergau erwarb sich mit dieser Vorstellung für Vertriebene ein großes Verdienst, hat es doch Tausenden Kraft und Trost gegeben, ihr Kreuz weiterzutragen im Geiste des Gekreuzigten. Eindrucksvoll stellte das Spiel die Passion Christi vor das deutsche Volk, ja vor die ganze Welt, die an dem Riesenleid der Vertriebenen so oft unbarmherzig und teilnahmslos vorübergeht. Möchte das Spiel recht viele wecken, damit sie Simonsdienste an den Kreuzträgern unserer Tage leisten. Möchten die Staatsmänner der Welt hier zusammenkommen und im Schatten des Kreuzes ihre Entscheidungen treffen, etwas vom Kreuz des Gekreuzigten, vom Geist der Gerechtigkeit, Liebe und Versöhnung mitnehmen an ihre Konferenztische. Nur aus dem Geiste Christi kann der Friede der Welt gesichert und eine gerechte, sittliche und menschenwürdige Lösung des Vertriebenenproblems gefunden werden. Es geht unendlich mehr Trost von Oberammergau aus als von langatmigen Konferenzen der Politiker. Ich bin überzeugt, daß die ergreifende Darstellung der Passion unseres Herrn den Vertriebenen tiefen Trost, neue Kraft und neuen Lebenswillen gegeben hat, den armen, zertretenen Menschen, den vergessenen Brüdern und

Schwestern Christi. Ich wollte nur, es könnten alle, die in den Lagern und Bunkern, ohne Licht und ohne Hoffnung die Passion des Herrn nachleben, an diesem Spiel teilnehmen. „Heimweh ist stärker als die Pest", heißt es im Pestspiel von Leo Weismantel. Das Heimweh der Heimatvertriebenen trägt die Pest der Unruhe, der Zersetzung, des Radikalismus nach Deutschland, und diese „Pest" wird Deutschland und ganz Europa mit sich hinwegreißen, wenn nicht ehestens eine gerechte, sittliche, menschliche Lösung gefunden wird, eine Lösung aus dem Geist, in dem vor 300 Jahren Oberammergau ein Gelübde machte:

„Unser Rat ist ohne Weisheit,
Wem nicht der Herrgott Wissen gibt.
Und unsere Hände sind ohne Hilfe, gibt nicht der Herrgott Hilf
Aus seiner ew'gen allmächtigen Hand." (Weismantel)

Man darf wohl sagen, daß der Weg der Menschheit bis herauf in die Gegenwart ein Kreuzweg war. Die moderne Wissenschaft, die Erfindungen unserer Tage, die Fortschritte der Technik, die das Leben soviel leichter und erträglicher machen könnten, haben zumeist das Leid und die Qual der Söhne Adams vermehrt. „Das Kreuz ist geblieben, sagt Reinhold Schneider einmal, aber das Bild des Heilandes fehlt am Kreuz. Dieses Zeichen des bloßen Leidens, dem der Erlöser fehlt, ist so recht zum Zeichen der verödeten, von Christus gelösten Welt geworden."

Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich auch an dieser Stelle von der Frage spreche, die mich seit Jahren geradezu verfolgt, die mir Tag und Nacht nachgeht, ich meine die Frage der Heimatvertriebenen. An ihnen wiederholt sich buchstäblich das Leiden des Herrn vom kalten Stall in Bethlehem, der Flucht nach Ägypten, der Armut in Nazareth, all die 14 Kreuzwegstationen, bis hinauf nach Golgatha. Wir finden an ihrem Leidensweg aus der Heimat in die Fremde, die ihnen doch Heimat sein müßte, all die Typen der Passionsgeschichte, die Pilatusse, die zwar keine Schuld finden, auch gar nicht darnach fragen, aber doch ihr Verdammungsurteil aussprechen, den Mob, der haßverblendet sein Crucifige schreit, die Pharisäer, die sich hocherhaben dünken und ihr „was geht das uns an, seht ihr zu" zur Hand haben, die brutalen Henkersknechte, die alles tun, die Qual zu erschweren und zu verewigen. Selbst jener Typ fehlt nicht, der auf dem Weg zur Passion nur die eine Sorge hat: „Welchen Platz werden wir einnehmen?" Ich meine die Menschen, die nicht aus innerer Verpflichtung sich

der Frage annehmen, nicht aus wirklichem Mit-Leiden, sondern mit Hintergedanken dabei zu profitieren und Stellungen zu ergattern, wenn nicht gar Geschäfte zu machen. Und nur ganz wenige bieten den Kreuzträgern das Schweißtuch der Veronika oder helfen ihnen das Kreuz zu tragen wie Simon, oder haben wenigstens innere Anteilnahme wie die Frauen am Wegrand. Das Passionsspiel gibt Antwort auf das Leid der Gegenwart in dieser tiefsten Stunde der deutschen Passion: Nur im Kreuz ist Heil. Nur im Zeichen des Kreuzes kommt die Befreiung von der „Pest“, von all den Übeln unserer Tage.

Kreuz ist Gottes Willen, Kreuz bringt Gottes Segen. Der Tag von Oberammergau wird uns allen unvergeßlich bleiben. Wir scheiden mit dem Bewußtsein: Der Herrgott lebt und Sein Tag wird kommen.“

Es ist doch, gelinde gesagt, eine sehr merkwürdige Unterstellung, wenn ausgerechnet ein Organ der Heimatvertriebenen insinuiert, daß nicht viel gefehlt hätte und das Passionsspiel wäre zu einer politischen Kundgebung benützt worden. Das ist ein gemeiner Dank an die Passionsspielgemeinde, die nicht bloß den Vertriebenen Freude und Trost brachte, sondern, was noch wichtiger ist, den Mut hatte, durch diese Sondervorstellung das Problem vor Deutschland und vor die Welt zu stellen. Von keiner verantwortlichen Stelle war auch nur einen Augenblick daran gedacht, das Passionsspiel zu einer politischen Demonstration zu machen — eben weil man sich für die Spiele verantwortlich fühlte und wußte, daß Pharisäer nur darauf lauerten, der Gemeinde einen Strick zu drehen.

Vielleicht darf ich Oberammergau noch gegen einen anderen Vorwurf in Schutz nehmen: es sei alles nur Geschäft. Man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht zuerst selber dort verborgen war. Manche die Geschäft schreien, machen nur allzugerne selber Geschäft in Oberammergau. Ich bin in diesen Tagen einer ganzen Reihe führender Menschen nahegekommen. Ich kann nur bezeugen: das sind keine Geschäftsleute, sondern eher heillose Idealisten. Kann man die karge Entschädigung, die sie, falls alles gut geht, erhalten, wirklich als Bezahlung ansehen für die Opfer an Mühen, Zeit und wirklichem Geschäftsgang bei den ungezählten Proben und Aufführungen, beinahe ein ganzes Jahr hindurch? Welcher Schauspieler wäre mit dieser Entschädigung zufrieden? Einschließlich unserer Vorstellung hatte die Gemeinde bis zu diesem Tage bereits rund 25 000 Freikarten, also fünf ganze Vorstellungen verschenkt,

innerhalb weniger Wochen. Welche Bühne riskiert den Vergleich? Die verschiedenen Buden und Kioske wurden der Gemeinde einfach aufgedrängt, niemand wollte sie haben, niemand sieht sie gerne und die Besitzer sind vom „Geschäft" schwer enttäuscht. Über die staunenswert billigen Verpflegungs- und Unterkunftspreise habe ich bereits geschrieben.

Ich weiß nicht, welchen Absatz die weltbekannten, volkstümlichen Schnitzereien gefunden haben. Ich fürchte, es wurde mehr billiger Ramsch gekauft, auch von valutareichen Ausländern, als gute Volkskunst. Die Eintrittspreise für das Passionsspiel sind beschämend niedrig: In Amerika zahlt man mehr für jedes Tingeltangel. — Jedenfalls: Oberammergau ist kein Geschäft. Wer anders sagt, folgt entweder haltlosen Gerüchten oder er verleumdet bewußt.

Den Abend nach dem Spiel verbrachte ich im Kreise lieber Freunde in der Pension Böld. Zu uns gesellten sich einige Mitglieder der amerikanischen Besatzungsmacht. Donnerstag, Fronleichnam, war gebotener Feiertag. Die Prozession im Passionsspieldorf hat ihren eigenen Reiz. Alle Hauptdarsteller nahmen daran teil. Alles war würdig und feierlich:

„Die jungen Birken stell vor's Haus,
Heut, — wenn der Umgang kimmt,
Und häng dö farbgen Tücha naus,
Und's Kreuz mit'm Blumengwind!
Und Glockenklang und Weihgesang
Steigt auf zum Himmelsblau:
Der Herrgott geht durchs Hoamatland
Und segnet Feld und Au —." (Zwicke)

Manche der Fotographen benahmen sich geradezu rücksichtslos. Sie hätten den Hauptdarstellern ihre Kameras beinahe auf die Nase gesetzt. Der Herrgott im Sakrament schien für sie nicht da.

Ich wollte zu Mittag zurück nach München. Aber was konnte ich tun gegen den sanften Zwang des Gemeindeoberhauptes. Bürgermeister Lang verordnete einfach, daß ich Ruhe brauche und stellte mir zwei Autos zur Verfügung für eine Fahrt in „die Wies". Nach all den Anstrengungen ist das dolce fare niente eine schöne Abwechslung, oder um mit dem Freund Ludwig Thomas, Josef Hofmiller, zu reden: „Dös is sche! Faul sei. Nix doa. Bloß existieren. Is dös Arwat gnua..." Die Kirche in der Wies, erbaut 1746—1754 von Dominikus Zimmermann, gilt als

die schönste Barockkirche Deutschlands, wirklich eine Symphonie in Stein, herausgewachsen aus der altbayrischen Landschaft, gezeugt aus dem Geist dieses Volkes. Nur wer den Volkscharakter versteht, versteht auch diese himmelstrebende Kunst, diese jubilierenden und musizierenden Engel und Heiligen, die die hochragenden Säulen umflattern, die gewaltigen Räume voller Leidenschaftlichkeit, die an das Unendliche mahnen. Man könnte stundenlang Einzelheiten nachgehen, aber dazu fehlt die Zeit. Wir begegneten einer Gruppe Sudetendeutscher, die mich an Ort und Stelle zu einer Kundgebung lotsen wollte. Aber der Bürgermeister hatte Ruhe verordnet. So unterhielten wir uns in einem Garten nahe an der Kirche. Wir, d. h. die kleine Gruppe, die ich in den Autos mitnehmen konnte, darunter Herr Schneider (Chicago), ein geborener Berliner und Frau Barbara und Rechtsanwalt Knitter aus Berlin. Da kamen die Bayern nicht mehr mit, wenn die Berliner ihre Witze preisgaben. Leider verpaßten wir Freunde aus Nürnberg. Wir verfolgten einander karusellartig und erreichten sie nicht vor Abgang ihres Zuges. Selten haben wir soviel gelacht wie an diesem Nachmittag in der Wies. Es war wirklich eine Erholung.

Am Abend saßen wir nochmals, zum Abschied, in der Pension Böld. „Ist das Spiel noch echt?", sorgte sich Vizebürgermeister Stückl. Ohne Bedenken antwortete ich mit „Ja". Nur religiös ausgekühlte Menschen, die Bindung ablehnen, ergreift es nicht mehr. Lange unterhielt ich mich mit dem Christusdarsteller Toni Preisinger. Ich lernte in ihm einen hochkultivierten, idealen Mann kennen. Er ist sich der Verantwortung bewußt, Christus auf der Bühne darzustellen und ringt ernstlich darum, sich mehr und mehr in die „Rolle" hineinzuleben. Er hat für die Not des Lebens Verständnis und ist voll Hilfsbereitschaft für diese armen Menschen. Nein, das war kein Schauspieler, der neben mir saß, das war ein blutwarmer, edler Mensch. Darf ich noch hinzufügen, was die sozialistische „Volkswacht" (23. Juni), also ein Blatt, das sicherlich nicht voreingenommen ist, zugunsten der Passionsspiele, schreibt: „Anton Preisinger, im Hauptberuf Wirt in der „Alten Post" und auf der Bühne ein sehr suggestiver, sanfter, duldender und sprachlich sauberer Christus von edlem Gesichtsschnitt, kann sich kaum unter seinen Gästen sehen lassen. Er lebt zurückgezogen wie ein Eremit im Hinterstübchen und wandert erst bei Dämmerung mit seinem Hund über die Wiesen." — Und Bürgermeister Raimund Lang.. In seiner Familie lebt die Tradition der Passionsspiele, sie lebt in ihm. Er

weiß um die Mission Oberammergaus und er setzt alles daran, sie zu erhalten. Ein Mann von Weitblick und Energie, der das Spiel durch alle Klippen der Nazizeit hindurchgerettet. Er hätte allen Grund, verbittert zu sein und sich in den Schmollwinkel zu stellen. Das widerspräche seinem Charakter: er denkt an die Zukunft, an seine Mission, an sein Oberammergau und arbeitet weiter, selbstlos, unermüdlich.

So saß ich also den letzten Abend in Oberammergau unter den „Nazis", über die Münchner Schmöcker soviel Geseires gemacht hatten — weil ihnen das Spiel an sich ein Dorn im Auge ist — und ich hatte wirklich den Wunsch: gäbe es nur recht viele solcher „Nazis" in Deutschland, in England und Amerika, Patrioten mit lebendigem Gewissen, es wäre manches besser in Deutschland und in der Welt. Wir verabschiedeten uns gegen Mitternacht und schieden als Freunde, die wir auch, das weiß ich, bleiben werden. Die Tage in Oberammergau bleiben mir unvergeßlich!

Am nächsten Morgen ging es mit dem Auto der Gemeinde zurück nach München, begleitet von Professor Pabst, der die Musik zu den Passionsspielen neu bearbeitet hat. Gleich nach Ankunft besorgte ich mir ein neues Visum für Österreich. Schnell war es erledigt, nachdem man mir etliche DM abgeknöpft hatte, was ja wohl der Zweck der Übung zu sein schien. Zu Mittag hatte ich eine Besprechung im Bayrischen Finanzministerium wegen der „Sozialen Stiftung". Geradezu überrascht war ich, welches Verständnis die Frage fand. All die Argumente, die wir — Rechtsanwalt Knitter war in meiner Begleitung — vorbringen wollten, wurden vorweggenommen.

In den Nachmittagsstunden fuhr ich nach Tutzing zum Besuch meines Freundes Ingenieur Gärtner und seiner Familie. Sie leben leider noch in notdürftigen Baracken, in denen es unerträglich heiß war. (Die Trinkwasserleitung läuft unter den skandalösen Aborten.) Das Lager ist eine Schande für Tutzing, wo sich die Reichen und Neureichen ein Rendezvous geben, wie etwa am 4. Juli, wo die haute volee den „Fourth of July" in den Villen feiert. Gibt es keine Stelle, die den Skandal abstellt und für die wenigen Vertriebenen auch soziale und menschliche Arbeitsverhältnisse schafft?

+

+ +

Dorfen bei Mühldorf.

Samstag, den 10. Juni, gegen Mittag holte mich mein Freund, Rat Sacher, einer der ersten und treuesten Mitarbeiter im „Volksbund deutscher Katholiken“ zu einer Kundgebung in Dorfen ab. Ich hatte eigentlich nur ihm zuliebe zugesagt und erwartete keine allzugroße Beteiligung in der ländlichen Umgebung. Es kamen aber über 5 000 Vertriebene und Vertreter verschiedenster Behörden und Verbände. Rat Sacher und Bürgermeister Eigner begrüßten mich in herzlicher Weise. Mit dem Lied „Teure Heimat, sei gegrüßet“ schloß die Kundgebung, die in den lokalen Blättern als „Ereignis für den ganzen Landkreis“ gefeiert wurde.

Aus zwingenden Gründen hatte ich die Veranstaltung in Neuburg a. Donau telegraphisch abgesagt. Trotzdem kamen Vertreter von dort, um mich mit Auto abzuholen. Nur um meinen guten Willen zu zeigen, fuhr ich unmittelbar nach der Kundgebung mit nach Neuburg. Man versuchte alles, mich umzustimmen. Es war leider unmöglich zu bleiben. So sprach ich etwa 20 Minuten auf einer Schallplatte, die dann am nächsten Tag als Ersatz für meine Rede dienen mußte. Übrigens war kein Ersatz nötig, da ja auch Rat Göbel als Redner vorgesehen und bereits erschienen war. (So nebenbei bemerkt, hat meine Absage gar nichts mit einer Beeinflussung durch die „Ackergemeinde“ zu tun, wie in der Presse behauptet wurde). Gegen 11 Uhr nachts fuhr ich zurück über München nach

Bad Reichenhall,

wo ich um 4 Uhr morgens müde und abgespannt ankam. Um es vorweg zu nehmen, Reichenhall war sowohl der Organisation wie der Aufmachung nach eine der schönsten Kundgebungen auf dieser Reise. Schon um 9 Uhr morgens begann das Programm mit einem offiziellen Empfang im Festsaal des Rathauses. Das Portal war von Lorbeerbäumen flankiert. Sudetendeutsche in Trachten bildeten Spalier vor dem Eingang und im ganzen Stiegenhaus. Bürgermeister Neumeyer, angetan mit der goldenen Amtskette, empfing mich beim Eingang, Mädchen überreichten Blumen, eine Firma sandte mir ein auserlesenes Blumengewinde mit schönsten Alpenblumen und Edelweiß ins Hotel. Im Rathaussaal hatten sich neben Vertretern der Vertriebenen eine Reihe führender Männer des Kreisgebietes eingefunden, auch ein Vertreter der Besatzungsbehörde, Mr. Schoen, die dadurch ihr Interesse für die Probleme der Hei-

matvertriebenen bekundeten. Oberbürgermeister Neumeyer sprach Worte der Begrüßung, auf die ich in kurzen Worten antwortete, in denen ich den ganzen Ernst der Frage der Vertriebenen für das ganze deutsche Volk besonders unterstrich, worauf ich mich mit den Ehrengästen in das „Goldene Buch" der Stadt eintrug. Kurz darauf fuhren wir zum Friedhof St. Zeno, wo nach verschiedenen eindrucksvollen Ansprachen ein Gedenkstein für die Toten der Heimat geweiht und in die Obhut der Stadt übernommen wurde. Tot ist nur wer vergessen ist. Die Toten der Heimat sind nicht vergessen. Täglich und stündlich eilen die Gedanken an ihre fernen Gräber und in all den Vertriebenen ist nur der eine Wunsch lebendig, den Leo Weismantel im Oberammergauer „Pestspiel" in die Worte tleidet: „Und wenn i sterb'n muaß — so soll es doch bei Enk sei.. bei Enk, — net in da Fremd!" —

Ein Feldgottesdienst in dem prächtigen, altehrwürdigen Münster St. Zeno folgte! Mächtig klang die Deutsche Messe von Schubert durch die gewaltigen Hallen. Ich war tief ergriffen, als ein heimatvertriebener Priester unter all den Fürbitten nach der heiligen Messe auch mich und meine Arbeit dem besonderen Schutze Gottes empfahl. Ein Brautpaar, Heimatvertriebene, reichte sich nach dem Gottesdienste die Hände zum Bund fürs Leben. Wer begleitet die Vertriebenen auf ihrem Weg in die Verbannung so wie die Lehre der Kirche?

Eine besondere Freude erlebte ich noch: mein alter Freund der Kapuzinerpater Appolinar, mit dem mich viele Jahre der Arbeit in Reichenberg verbunden hatten, war eigens aus Dornbirn (Vorarlberg) gekommen, um mich wieder einmal nach so langen Jahren — seit 1938 — zu sehen. Wir nahmen uns Zeit zu einem langen, und doch so kurzen, Plausch am Nachmittag. Es gab ja vieles zu erzählen. P. Apollinar, ein Tiroler Kapuziner, hängt mit ganzem Herzen an seinen Sudetendeutschen, besonders an den Reichenbergern und er hat nur einen Wunsch, mit ihnen zurück in die Heimat. Er hat sogar ein Gelübde gemacht, eine St. Josephskirche zu bauen, wenn sein Wunsch in Erfüllung geht. „Aber der heilige Joseph muß sich beeilen, sonst werde ich zu alt und erleb's nicht mehr. Aber wie Gott will. Der Herrgott hat's immer gut mit mir gemeint. Gerade am Jahrestag meines Eintrittes ins Kloster hat er mir — durch die Tschechen — wieder alles weggenommen, damit ich ganz arm sei! Der Herrgott meint's gut mit mir und mit uns allen — trotz alledem!" —

Oberbürgermeister Neumayer holte mich selbst zur Kundgebung ab. Etwa 15 000 Menschen hatten sich in glühender Sonnenhitze am Sportplatz eingefunden, darunter Vertreter kirchlicher und weltlicher Behörden. Kreisobmann Hubatschek entbot den Gruß der Sudetendeutschen Landmannschaften allen Erschienenen, auch den Gästen aus Österreich, die erstmalig an der Zusammenkunft teilnahmen. Mit Autobussen waren sie aus Salzburg herbeigeeilt. Oberbürgermeister Neumayer sprach wiederum namens der Stadtgemeinde. Mit lebhaftestem Interesse und stürmischem Beifall folgten die Tausende meinen Ausführungen. Mit dem „Niederländischen Dankgebet“ schloß die imposante Kundgebung, die wohl lange Gesprächsstoff nicht nur der Heimatvertriebenen bleiben wird.

Eine kleine Atempause, ein flüchtiger Besuch bei alten Freunden aus Franzensbad, Familie Georg Rasp, bei denen ich so manche schöne Stunde verbrachte — und wie armselig sie heute hausen gegenüber ehedem, wie sie die letzten Pfennige für eine armselige Behausung opfern müssen! Und schon ging's weiter nach

Salzburg,

wo ich noch am selben Abend im „Mozarteum“ sprach. Die Zusammenkunft wies keinen Massenbesuch auf, war sie doch erst im letzten Augenblick eingeschoben worden. Aber die Stimmung war ausgezeichnet und ich verspreche mir eine fruchtbare Auswirkung. Erzbischof Dr. Rohracher, der auf Firmungsreisen weilte und ein besonderer Freund der Vertriebenen ist, ließ sich durch seinen Generalvikar vertreten.

Wieder eine kurze Atempause und eine gemütliche Stunde mit alten Freunden und Freunden der Vertriebenen, dann ging es in der Nacht in einem umgebauten Jeep weiter nach

Linz a. Donau

Es war drei Uhr morgens als ich ins Bett kam, nach einem arbeitsreichen, anstrengenden Tag. Bei Verlagsleiter Frick, der sich besonders um das Zustandekommen der Kundgebung bemüht hatte, war ich gastlich untergebracht. Gleich am Morgen begann das Programm mit einem Besuch beim Generalvikar Dr. Lugstein. Es folgte eine lange Aussprache mit dem Landeshauptmann von Ober-Österreich, Dr. Gleisner, der sich für das Problem der Vertriebenen besonders aufgeschlossen zeigte und ganz konkrete Pläne hat, die zumindest eine Milderung bringen müßten. Nachmittag war eine Pressekonferenz und ein Inter-

view am Sender Rot-Weiß-Rot, dem eine Unterredung mit dem sozialistischen Oberbürgermeister von Linz voranging. Dazwischen eine kurze Besichtigung der Stadt und ihrer Sehenswürdigkeiten. Staunenswert, was die Nazi in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft geschaffen haben! Da lagen die gewaltigen Hermann-Göring-Werke, die man heute demontiert, als Beitrag der Sieger zum Wiederaufbau Europas oder als Waffenhilfe für den Kommunismus. Wir standen an der Donaubrücke, der Verbindungslinie zwischen Ost- und Westzonen. Ich dachte an das Abenteuer am Semmering vom letzten Jahr. Dahinter beginnt Asien! Kaum auszudenken, was das heißt. Die „Kreuzfahrer" haben Asien nach Europa gebracht — die Churchill, Roosevelt, Eisenhower! Noch heute holt man Leute aus dem Zug oder von der Straße weg, die für östliche Kultur weniger Verständnis haben. So erzählte mir ein Freund von früher sein Erlebnis: „Du bist Dr. K. Du schreiben Artikel. Einpacken, aussteigen!" Dabei handelte es sich um eine Namensverwechslung. Am Abend noch ein flüchtiger Besuch bei Familie Pohl. Ein Besuch im Ursulininkloster, der mir besonders am Herzen lag, ließ sich unmöglich mehr einschieben.

Die Versammlung im Volksgarten, einem durch eine Baumkette abgeschlossenen Raum, war massenhaft besucht, u. a. auch von den Spitzen der weltlichen und kirchlichen Behörden, Vertretern der Landsmannschaften, der ERP und anderen. Verlagsleiter Frick und für die Sudetendeutsche Landsmannschaft Dr. Hanreich entboten herzliche Worte der Begrüßung. Die Stimmung war sehr lebendig. Aus verschiedenen Zurufen erkannte man eine Bereitschaft zum Radikalismus, so daß ich immer zurückhaltender wurde und verschiedenes unterdrückte, was ich sonst gesagt hätte. So verständlich es ist, daß die Vertriebenen aus ihrer Not heraus immer mehr in ein radikales Fahrwasser getrieben werden, so unklug wäre es, einen unvernünftigen Radikalismus zu fördern.

Die Veranstalter des Treffens verfaßten verschiedene Resolutionen an das Generalsekretariat der UNO, an den amerikanischen Kongreß, an den österreichischen Ministerrat und an Kardinal Stritsch von Chicago. In der letzteren heißt es: „Die heutige Linzer Massenkundgebung dankt Ihnen für das so wertvolle Interesse, das sie und die Katholische Kirche Amerikas den Heimatvertriebenen gegenüber immer bekundet haben und das jetzt in der Tatsache sichtbar zum Ausdruck kommt, daß Emminenz es waren, der es ermöglichte, daß unser verehrter

Father Reichenberger zu uns sprechen konnte, dessen Worte uns in unserer Not wieder aufrichteten und neuen Mut gaben, an Gottes Wort nicht zu verzweifeln, trotz aller Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen.“

Hunderte und Aberhunderte drängten sich heran, um mir zum Abschied dankbar die Hand zu drücken — oder wie ein Bericht in der „Neuen Heimat“ sagt: „Es war erschütternd zu sehen, wie sich alte Mütterlein, junge Männer und kleine Kinder um ihn drängten, als wollten sie ihn nicht fortlassen und sich hunderte Hände entgegenstreckten, um sich Kraft zu holen für die schwere Prüfung ihres Vertriebenen-Daseins.“ — Es war wie in Kempten, wo ich für eine Viertelstunde durch das Spalier der Tausende fuhr und durch die offenen Fenster des Autos beide Hände ausstreckte, dankbaren Menschen entgegen. Hernach trafen wir uns in kleinerem Kreise, darunter auch der Landeshauptmann Dr. Gleisner und der Völkerrechtler Univ. Professor Dr. Eibl zu einem gemütlichen Beisammensein. Verlagsleiter Frick, der auch die „Ausstellung der Altösterreicher“ organisierte, die eindringlich den wirtschaftlichen Vorteil demonstrierte, den die Vertriebenen dem Gastland Österreich brachten, kann mit dem Erfolg der Ausstellung und der Tagung sehr zufrieden sein!

„Die Brücke“ (Wochenbeilage zum Linzer Volksblatt, 17. Juni) brachte zu meiner Linzer Kundgebung einen interessanten Kommentar: ich sprach am selben Tag in Linz, an dem der tschechische Priester und Minister Plojhar in Wien sich der kommunistischen „Friedens“-Offensive anschloß: „Gabriel und Luzifer“ standen verkörpert vor uns, einmalig alle hundert Jahre. Frather Reichenberger behandelte die Forderung der Einstellung der Menschen dem e i n e n Dekalog gegenüber, Plojhar bespricht Forderungen e i n e s Dekaloges den Menschen gemäß! „Religion und Kirche“ sein Thema, Reichenberger sprach über Gottes ewige Gebote. Einer macht sich seine Religion selbst, der andere fordert schlicht die Einhaltung von Gottes Gebot in der ganzen Welt. Drastischer kann die Aufspaltung der ganzen Welt auch auf geistigem Gebiet nicht gezeichnet werden, wie es der Inhalt der Versammlung in Linz und Wien am 12. Juni grellfarbig wiederspiegelte. Darum hörte man das Echo über den Asketiker und den Haeretiker. Was Reichenberger will, bedeutet Frieden und Einheit, was Plojhar sagt, beinhaltet Zersplitterung, Auflehnung, Entgottung, Kampf. Reichenberger fordert übernationales, christliches R e c h t f ü r a l l e v o n a l l e n —, Plojhar

weltliches nationales Einzelrecht über das Christentum selbst, das Kirchenoberhaupt in Rom. Johannes Huß oder Jesus Christus, ist ganz scharf gesagt die letzte Frage des tschechischen Theologen ...“

Linz hat schon einmal die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Problem der Heimatvertriebenen hingelenkt als Herbert Cieslar, ein Österreicher in den Hungerstreik trat. Aber kann man diese Frage durch Hungerstreiks lösen? Man würde besser die Verantwortlichen auf die Hungerrationen der Vertriebenen setzen, sie zwingen, nur etliche Monate — wenigstens solange bis sie den ernsten Willen haben zu handeln — in Bunkern oder Löchern zu wohnen, in Fetzen herumzugehen, etc. etc. Anders werden sie nie fremde Not begreifen, die sie mutwillig und unmenschlich heraufbeschworen!

Ein Telegramm rief mich zurück nach München, wo inzwischen Verwandte aus dem Land des „eisernen Vorhangs“ eingetroffen waren. Sie erwarteten mich Montag nachts am Münchner Bahnhof und wir konnten wenigstens zwei Tage miteinander verbringen. Wir besuchten das Grab unserer Mutter am Münchner Waldfriedhof, das sonst nur Ziel der Gedanken ist.

„Der Sehnsucht warme Träne netzt
Die Wangen. Teure Tote letzt
Fromm des Gebetes Labe.
Und, Mutter, ach Du liegst so weit,
Es pilgert nur mein Herzeleid
Zu Deinem fernen Grabe.

Und bringt statt aller Blumenzier
Nur dieses arme Lied zu Dir
Voll Kindesweh und Kummer.
Doch wenn Du's hörtest, o ich weiß,
Du fingest an zu weinen leis
Selbst noch im Todesschlummer.

Du sollst nicht weinen! An die Gruft
Nur kniet mein Jammer hin und ruft
Stillschluchzend Deinen Namen:
„Ich hatte Dich so lieb so lieb
O Gott, ihr ew'ge Ruhe gib
Und deinen Himmel, Amen.“ (Bruder Willram)

Je älter man wird, umso schwerer trennt man sich von den Gräbern seiner Lieben. Vielleicht kommt bald die Stunde, da es heißt heimgehen zum Vater — für immer.

Am Donerstag den 22. Juni, früh ½7 Uhr, saß ich schon wieder im Auto auf der Fahrt nach Braunschweig, ungefähr 750 km von München. Die Fahrt über Nürnberg, Würzburg, Fulda ist schon abwechslungsreich, besonders durch das Frankenland mit seinen romantischen Städtchen am Fuße rebenbegrenzter Hügel. Die Heimat wird umso schöner, je länger man von ihr ferne ist. Hören wir Ottokar Kernstock:

Ein Ritter tritt vom Donaustrand
Zur Kreuzfahrt aus in's heil'ge Land.
Ihm schwoll das Herz, da er geschaut
Venezia, die Wogenbraut.
Meerwunder du, das auf der Flut
Wie eine Königskrone ruht!
Du bist, rief glückberauscht der Held,
Die allerschönste Stadt der Welt.
Doch als am Weg zum heil'gen Krieg
Byzanz aus der Propontis stieg,
Da schien's, als sei dem reisigen Mann
Die Pforte Edens aufgetan.
Heil dir, Constantinopolis,
Als der Welt Herz und Paradies!
Du bist — jetzt weiß ich's — rief der Held,
Die allerschönste Stadt der Welt.
Vom Ölberg blickte kampfesmatt
Der Pilgrim auf die Davidstadt.
Das volle Mondenlicht beschien
Des Christusgrabes Hüterin.
Was schön ist, lernt' ich erst verstehn,
Seit ich, o Salem dich gesehn.
Du bist, rief andachtsheiß der Held,
Die allerschönste Stadt der Welt.
Der Ritter ritt ins Donautal
Vom Kreuzzug heim. Mit einem Mal
Im Bergwald zügelt er sein Roß:
Ein Städtchen und ein wahrhaft Schloß
Erglänzten drunten durchs Geäst.
Mein Heim, du liebes deutsches Nest,
Du bist, rief feuchten Aug's der Held,
Die allerschönste Stadt der Welt.

Interessehalber sei vermerkt, daß wir in Hammelburg im Gasthaus zum „Engel“ kurze Rast machten. Für ein gutes, reichliches Mittagessen zahlte ich, sage und schreibe, DM 1,20. Man könnte in Amerika dasselbe Essen nicht für Dollar 1,20 kaufen.

Gegen ½ 7 Uhr abends, kamen wir in Braunschweig an, gerade recht für die Versammlung im Schloßhof, der im Lichte der Scheinwerfer einen stimmungsvollen Rahmen bot. Tausende füllten den weiten Raum, hunderte hörten von den Fenstern der umliegenden Häuser aus zu. Herr Anton Belda, ein ausgezeichneter Sprecher, unterstrich besonders die Forderungen der Schlesier.

Braunschweig, die Stadt Heinrichs des Löwen, steht mit in erster Linie unter den Opfern alliierten Luftterrors, vor allem eines britischen Großangriffes vom 15. Oktober 1944. „In einer Nacht sank die mitelalterliche Innenstadt mit ihren historischen und kulturellen wertvollen Baudenkmälern und Stadtbildern in Schutt und Asche. 90% der Innenstadt (also der Wohnviertel), 50% der Industrieanlagen und 60% der öffentlichen Gebäude sind vernichtet oder sehr schwer beschädigt.“ (Braunschweig. Zerstörung und Aufbau. 1949. S. 5) Von 800 Fachwerkhäusern im „Nürnberg des Nordens“ stehen noch ganze 12! Was sich wohl der alte Till Eulenspiegel, der schelmisch wie zuvor von seinem schönen Brunnen herunterschaut, über diese komischen Käuze denken mag, die sich Kreuzfahrer nennen und jetzt Um-Erziehung bringen wollen!

Während ich am nächsten Morgen einen Besuch im Rathaus machte, wurde in nächster Nähe, also inmitten der Stadt gesprengt. Glaubt denn wirklich jemand, daß man mit Dynamit und Sprengbomben zur Demokratie erziehen könnte? Die Stadt tut das Menschenmöglichste, die verschiedenen Probleme zu lösen, wie übrigens fast alle deutschen Städte. Dazu gehört in erster Linie das Wohnungsproblem. Braunschweig zählte vor dem Kriege (am 17. Mai 1939) 198 068 Personen, nach Abschluß der Kampfhandlungen (1. Mai 1945) nur mehr 134 881 Menschen. Seitdem kamen Evakuierte und Kriegsgefangene zurück. Es strömten aber auch Tausende von Vertriebenen und Flüchtlingen aus der Ostzone in die Stadt der Zonengrenze. Am 1. Juli 1948 zählte die Stadt insgesamt 205 087 Personen, unter denen sich allein 38 819 Vertriebene, Flüchtlinge und Evakuierte befanden. Zur selben Zeit, da von den 59 826 Wohnungen (1943) nur 11 163 unbeschädigt, 22 452 bis zu 15% beschädigt, 602 bis 40%, 4 142 bis zu 60% und 15 477 zwischen 60—100% zerstört waren.

Am 1. Dezember 1948 lebten noch 735 Personen in Bunkern, am 1. Dezember 1949 noch 463. Es wurden zwar während dieses Jahres 433 Menschen aus den Bunkern in menschenwürdige Wohnungen eingewiesen, „es kamen aber ständig neue Bewerber, die aufgenommen werden wollten und für die es zunächst keine andere Möglichkeit der Unterbringung gab.“ In dem Jahresbericht des Oberbürgermeisters Bennemann, dem diese Angaben entnommen sind, steht anschließend ein Satz, der in ganz Deutschland — und insbesondere bei den Siegern, die heute noch Tausende von Wohnungen ohne Notwendigkeit, oftmals nur aus Mutwillen, beschlagnahmen — wohl überlegt werden müßte: „Von diesen Höhlenbewohnern leben 284 länger als ein Jahr im Bunker — ich selbst stellte fest, manche 4½ Jahre! — in diesen unwürdigen Behausungen, und es sollte im Grunde genommen kein Mensch, der in unserer Stadt in einer ordentlichen Wohnung lebt, ruhig schlafen können, bis diese schlimmste Art der Unterbringung von Menschen für immer aus der Zeitgeschichte Braunschweigs getilgt ist“. Einige Bunker habe ich besucht: kein Tageslicht, dauernd künstliche Beleuchtung, die Luft zum Schneiden dick, übelriechend, da die Lüftungseinrichtungen vollkommen ungenügend sind. Manche wohnen in Massenräumen, andere zu viert auf 6 Quadratmetern. Bleich waren die Gesichter der Kinder, müde ihre Augen. Verhärmt sahen die Alten drein. Aber ich hörte kein Wort der Klage oder Beschwerde. Viele finden sich ab mit diesem Schicksal — sei es aus religiöser Haltung, sei es aus nihilistischer Resignation. Hier ist eine Eiterbeule, genau so wie in den Massenlagern, die unaufhaltsam weiterschwärt, und es kommt sehr bald der Zeitpunkt, da sie nicht mehr ausgebrannt werden kann. Caveant consules!

Von Harzburg aus war eine Delegation gekommen, die mich unbedingt bewegen wollte, zur Weihe des Ostlandkreuzes dorthin zu kommen. Andere Verpflichtungen standen im Wege. Auch von Salzgitter aus, das wir am Hin- und Rückweg von Braunschweig passierten, wurde ich dringend gebeten, eine Kundgebung abzuhalten. Ein verlockendes, wenn auch gefährliches Angebot: diese Menschen brauchen übermenschlichen Trost und heroische Kraft, wenn sie nicht der Anarchie verfallen sollen, angesichts des Irrsinns der „Befreier“. Pater Werenfried von Straten, der mutige holländische Prämonstratenser — immer noch ein weißer Rabe unter den Christen aller Nationen, die das Verbrechen von Potsdam einfach als gegebene unabänder-

liche Tatsache hinnehmen — schreibt in einem Artikel über die Tragödie der Ostvertriebenen: „Ist das kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit?“ (zitiert nach Aachener Volkszeitung vom 14. April 1950): „Unruhe und Sorge bohren sich in unser Herz wegen Salzgitter, der Stadt ohne Gesicht und ohne Geist. Eine Stadt des Todes, die beim Aufbau auf halbem Wege stecken blieb. Sie wirkt wie ein entstellter Mensch, der plötzlich aufhörte, zu wachsen. 120 000 Entwurzelte wurden hier zusammengebracht. Alle Stämme und Völker sind hier vertreten. Durch alle Wohnlöcher schleicht die Arbeitslosigkeit. Hier beten die Katholiken inbrünstig die Gebete, die der Bischof von Hildesheim angeordnet hat, um das Unheil der Demontage abzuwenden. Aber Tag und Nacht wird die Zerstörungsarbeit fortgesetzt und mit den Maschinen wird auch die Zukunft von 120 000 Verzweifelten in die Luft gesprengt.“

Ich kann es mir nicht versagen, den Bericht fortzusetzen, der jedem das Blut in den Adern kochend macht: „Erschreckend wirken diese verdorrten Trümmerwüsten. Erschreckend die grauenhaften Bunker, in denen zahllose Menschen ohne Sonne, ohne Luft und ohne Freude bereits drei Jahre und länger lebendig begraben sind. Erschreckend die grauen trostlosen Baracken, die verschämt die unschuldig Verdammten dem Blick der Öffentlichkeit entziehen. Die Sonne und das junge Grün erscheinen wie eine Lüge in einem Land, in dem 30 Millionen Proletarier ihre Hölle verfluchen . . . Es geht nach dem furchtbaren Lager von Ülzen, einem „Durchgangslager“, in dem die Flüchtlinge aus der Sowjetzone aufgefangen und gesiebt werden. (Ergänzen wir ein Wort, das in einem Arrestlokal angeschrieben war und sehr bezeichnend ist: „Ich bin ein Deutscher, von Deutschen gefangen, weil ich von Deutschland nach Deutschland gegangen!„) Eine enge Schleuse, durch die ein endloser Menschenstrom hindurchfließt. Die Schleuse der Verzweiflung. Dieser endlose Flüchtlingsstrom behindert, desorganisiert jedes Bemühen um einenen Wiederaufbau. Ist doch kein Platz für diese Massen in einem Land, in dem die Hälfte des Wohnraumes zerstört wurde, und sich die Bevölkerung um mehr als zehn Millionen Ostdeutscher vermehrt hat. Keine Wohnstätten, keine Arbeit, kein Essen, kein Geld. Es erscheint als Selbstmord, diese verzweifelten Massen hereinzulassen. Aber ist es kein Mord, wenn man sie zurückschickt?

„Da ist ein Mädchen, das 4 Jahre in einem sibirischen Bergwerk arbeitete. Mit 600 Leidensgenossinnen durfte sie schließ-

lich im Viehwagen zurück. Hungerödeme, Wassersucht, Herzschwäche. Tausende andere fanden in Sibirien den Tod. Sie hatte Glück und fand ihre Mutter in einem Magdeburger Bunker. Dort war auch noch Platz für sie. Aber sie wurde von der Angst gejagt, von einer Angstpsychose, die ihr keine Ruhe ließ. So flüchtete sie blindlings nach dem Westen. Ein wildes Rennen um die Freiheit, von Stadt zu Stadt, bis schließlich der Sprung über die Grenze im Dunkel der Nacht gelang. Dann ging es weiter nach Ülzen. Dort amtieren eine Handvoll Beamter, ein Arzt, die englische Geheimpolizei und eine Kommission. Gestern erhielt sie eine Rückfahrkarte, weil Westdeutschland nicht in der Lage ist, ihnen allen Obdach und Essen zu geben. Und morgen liegt Friedhilde mit durchgeschnittenen Pulsadern in dem Güterwagen, der sie wieder ostwärts führt . . . Muß ich noch weiter dieses gottgeklagte Elend beschreiben? Es scheint zu irrsinnig, um wahr zu sein. Was haben diese Menschen verbrochen? Diese Millionen und aber Millionen, die in Potsdam mit einem Federstrich allen Besitzes und aller Menschenrechte beraubt wurden? Die in Massenlagern entmenscht und degradiert wurden? Abgewertet zu Material, mit dem man alles mögliche tun kann, aus dem man auch einen Sturmbock machen kann, um wieder andere Dinge in Stücke zu schlagen, womit man die ganze Welt aus den Angeln heben kann. Jawohl, es strömt Blut über Deutschland! Aber müssen wir nicht fürchten, daß dieses Blut auch über Amerika kommen wird und über England und über jedes Christenvolk, das dieses Verbrechen schweigend duldet? Ist dies kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit? Ist dies kein Völkermord? Wie viele unschuldige Kinder hat man bereits dem Moloch aus dem Osten in den Rachen geworfen! Wieviel Millionen Christen hat man wehrlos den Heiden ausgeliefert! — Dank, Pater Wehrenfried! Das sind nicht Worte, diese Anklage ist eine Tat! Wann wird es nicht mehr die Tat eines Mannes sein, sondern die Tat der christlichen Welt? Daran entscheidet sich, täuschen wir uns nicht, das Schicksal des Christentums im Abendland.

Gegen Mittag fuhren wir zunächst nach L i p p s t a d t, wo wir bei Rat Göbl kurze Rast machten. Dann chauffierte Rat Göbl selber durch westfälisches Land, den Teutoburger Wald vor uns, nach Bochum. Unterwegs überraschte uns ein Wolkenbruch, die schöne Autostraße wurde zu einem Gießbach, man konnte weder vorwärts noch rückwärts schauen. Wir überlegten, ob wir nicht besser umkehren sollten, da ja an eine Kund-

gebung kaum zu denken war. Doch begegneten uns etliche Autobusse, die offenkundig dasselbe Ziel hatten wie wir, überfüllt mit heimatvertriebenen Menschen. Gegen Abend erreichten wir Bochum, die Stadt des vorjährigen Katholikentages. Inmitten der Trümmer und Ruinen fanden wir das neuerbaute Kolpinghaus. Der Präses, selbst ein Heimatvertriebener aus Schlesien, wärmte uns mit heißem Tee und Cognac auf. Es folgt eine Besprechung mit einem Engländer, der die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat und mit dem Herzen bei den Problemen war. Er war wie ich überzeugt, daß das britische, in meinem Falle das amerikanische Volk — nie stillschweigend den verbrecherischen Irrsinn und die sadistische Rachsucht dulden würde, die im Namen des „Siegers" sich austoben, wenn es entsprechend aufgeklärt würde, unparteiisch, objektiv, nicht von Kreaturen des Cäsars oder anonymer Interessengruppen. Er entwickelte verschiedene Pläne, die aber noch nicht spruchreif sind, wie man den Wahnsinn aufhalten könnte, ehe es zu spät ist. Pressevertreter, die mich zu einem Interview holten, verkürzten meine Aussprache mit dem Engländer.

Konnten wir es wagen, die Kundgebung unter freiem Himmel abzuhalten? Würden wir nicht einen leeren Platz vorfinden nach diesem Unwetter? Wir riskierten es und siehe, 15 000 Menschen — nach polizeilichen Schätzungen — begrüßten uns auf dem Bongardplatz mit stürmischem Jubel. Oberbürgermeister Geldmacher entbot den Tausenden den Willkommensgruß in der „Tagungsstadt der Heimatvertriebenen". Nach mir sprach Rat Göbl. Er dankte mir, immer wieder von zustimmendem Beifall unterbrochen, in herzlichen Worten. „Die Heimatvertriebenen, ob aus Schlesien, Polen, Ungarn, Jugoslavien oder aus dem Sudetenland, stehen geschlossen hinter Ihnen. Werden Sie nicht müde in Ihrem Kampf und Ihrer Arbeit, trotz Undank und Verständnislosigkeit und Enttäuschungen. Wenn in Amerika kein Platz mehr sein sollte, bei den Heimatvertriebenen haben Sie immer eine Heimat und ein Stück Brot, bei den evangelischen Brüdern nicht minder, wie unter uns Katholiken, weil ja Ihr Herz und Ihre Arbeit allen gehören." Mit Bedauern und unter lebhaften Protesten hörte die Massenversammlung, daß Rat Göbl zwar die Arbeit für die Vertriebenen nicht einstellen, aber doch in den Hintergrund treten wolle. Ich kann es verstehen, weil ich gar manches Mal ähnlichen Situationen gegenüberstand. Es gibt Kampfmethoden — auch christlich getarnte —

die man als Mann von Ehre und Charakter nicht mehr mitmachen kann, ohne sich zu entwürdigen. Es gibt „purges“ und Scheingerichte, nicht nur im Lager Moskaus, die Platz machen für Arrivierte.

Am Abend saßen wir im Kolpinghaus beisammen. Die Kolpingbrüder brachten mir ein Ständchen — und sie haben wirklich einen Männerchor, auf den sie stolz sein können. Sie gaben mir Grüße mit auf den Weg nach Amerika. Vertriebene Holländdeutsche überreichten mir eine handgemalte Madonna. Andere legten mir ihre Probleme vor, andere wollten nur dankbar die Hand schütteln. Schließlich fand ich Zeit zu einem kurzen Plausch mit den Angehörigen meiner amerikanischen Freunde, vertriebenen Sudetendeutschen. Leider habe ich von den Hunderten von Bildern, die während der Kundgebung und am Abend gemacht wurden, auch nicht eines zu Gesicht bekommen.

Am Samstagmorgen, den 24. Juni, ging es wieder südlich. Greuel der Verwüstung den Weg entlang gen Köln.

In Köln, besser gesagt in dem Trümmerfeld, das eine vandalische Kriegsführung von dem übrig ließ, was einst Köln war, machten wir kurze Rast. Ein flüchtiger Besuch im Dom, der sich langsam wieder von den Zerstörungen erholt, zeigte uns, daß die Vernichtung doch schlimmer war, als man gemeiniglich zugibt. Ich besuchte die Zentralstelle des Kolpingwerkes und hatte mit dem Generalpräses Dr. Ridder eine längere Aussprache. Erfreulich, welchen Aufschwung Kolpings Werk in der Nachkriegszeit genommen hat. Erfreulich das große Verständnis, das man gerade hier dem Problem der Vertriebenen entgegenbringt. So manches Kolpinghaus ist wahrhaftig das „Vaterhaus in der Fremde“ geworden, ganz anders, als es Kolping einmal gedacht. Erfreulich der Geist, der Kolpings Söhne erfüllt. Gleich neben der Zentralstelle steht die Minoritenkirche, fast ganz zerstört, und doch im Wiederaufbau begriffen durch selbstlose, unentgeldliche Arbeit der Gesellen. Kolpings Gruft in der Seitenkapelle ist unzerstört. Fast ununterbrochen kommen junge Menschen aus der ganzen Welt, um dort zu beten für den Gesellenvater, falls er der Fürbitte bedarf, zu ihm, dessen Heiligsprechungsprozeß eingeleitet ist, um sich Kraft und Stärke für ihren Lebensweg zu holen.

Unter dem kalten Stein
hast du dein stilles Haus.
Flackernder Kerzenschein
und einen blutroten Strauß.

Unter dem kalten Stein
schläft nun dein großes Herz.
Träume, golden und fein,
tragen es himmelwärts.

Männer im schlichten Kleid
kommen zum frommen Ort,
und an die Ewigkeit greifet
ihr betend Wort.

Schwelender Kerzenschein
flüstert Amen dazu.
Unter dem kalten Stein
schläfst du zur ewigen Ruh'.

(Aus Blank: „Die Straße seines Lebens", Gedichte um den Gesellenvater.)

Ist es ein Symbol, daß das Denkmal Kolpings vor der Minoritenkirche — der Priestervater, der seinem Sohn die Hand reicht beim Abschied in die Fremde — unversehrt blieb? Man möchte es gern glauben. Kolpings Werk hat eine Mission auch für unsere Zeit.

Rasch ging es weiter, doch eine Autopanne erzwang einen längeren, unfreiwilligen Aufenthalt. Wir sollten um 5 Uhr in Heidenheim, etwa 180 km östlich von Stuttgart, sein. Unmöglich! Wir hofften es bis 7 Uhr schaffen zu können und sandten ein entsprechendes Telegramm. Es war eine Täuschung. Wir kamen erst gegen 10 Uhr in Heidenheim an. Die Teilnehmer an der geplanten Kundgebung hatten sich kurz vorher nach Hause begeben. Fast 5 Stunden hatten einige Tausend auf mein Kommen gewartet, welche Liebe und Treue! Schnell wurden noch etwa zweihundert zusammengeholt und ich sprach abends 11 Uhr bis gegen Mitternacht . . .

Es mag manche gegeben haben, die sich freuten, daß alles so kam. Sie fürchteten meinen „Radikalismus". Wenn ich das höre, denke ich immer an das Wort, das mir ein Versammlungsteilnehmer sagte: „Sie opfern sich und mühen sich ab. Warum doch? Gewisse Herren können nur durch den Kommunismus belehrt werden." Sehr pessimistisch. Bisweilen glaube ich, der Mann hatte recht.

Am Sonntagmorgen hielt ich — obwohl ich gesundheitlich gar nicht auf der Höhe war — in der schönen neuen Bonifatiuskirche in Schnaitheim Hochamt und Predigt. Dankbar folgten die Zuhörer meinen Ausführungen über das Erbe des hl. Bonifatius, das heute wieder in Gefahr ist.

Es kostete mich sehr viel Überwindung und alles Zureden meiner Freunde, daß ich zu Mittag weiterfuhr zur großen Diözesan-Wallfahrt auf den Schöneberg bei

Ellwangen (Jagst),

wo ich wiederum predigen sollte. P. Dr. Josef Eger, C.SS.R., hat im Ellwanger Tagblatt zur Einführung der Wallfahrt „Gedanken zum Flüchtlingsproblem" niedergeschrieben (24. Juni), die zum Besten gehören, was mir bisher unterkam. Er sieht die große Aufgabe darin, aus Einheimischen und Vertriebenen Eines zu machen: „Wenn wir Christen heute eine neue Einheitsaufgabe aus „beiden eins" zu machen, nicht lösen, dann haben wir in einer Prüfungsaufgabe versagt, bei der es um christliche Grundelemente geht. Wir wagen es hier nicht auszusprechen, ob es vielleicht schon zu spät ist — ob wir nicht schon vor Jahren in einem ersten Eifer und mit einem wirklichen Schwung hätten ansetzen müssen, bereit zu radikalen Änderungen, zu tiefgreifenden Opfern — ob es uns heute nach so vielen verpaßten Gelegenheiten und bei einer nun entstehenden Müdigkeit und Herzensträgheit überhaupt noch gelingen kann? Ja, glaubt man denn überhaupt noch im Ernst, daß Christen eine große Aufgabe lösen können? Es geht wirklich nicht im letzten um Geld und Gut, es geht um Liebe und Herzlichkeit und persönliches Interesse! Wie mancher lebt auf, wenn er den ersten Menschen findet, der ihn überhaupt einmal liebevoll anhört, so daß er seine schwere Last sich vom Herzen reden kann! An solch liebevollen Ohren, Augen und Herzen fehlt es vor allem: auf beiden Seiten. Diese Aufgabe, die der Christenheit in Deutschland gestellt ist, bedeutet für die Geschichte der Kirche mehr als die Kreuzzüge und ebensoviel wie die Christianisierung des Ostens vor tausend Jahren. Es ist ohne Übertreibung eine wahrhaft säkulare Aufgabe . . . Nur ein einziges Wunder kann hier Wandel schaffen: das Wunder christlicher Liebe."

Gegen 30 000 Menschen strömten von allen Richtungen zum Schönenberg, davon ²/₃ Heimatvertriebene. Ich konnte nur der nachmittäglichen Segensandacht beiwohnen. In glühender Son-

nenhitze predigte zuerst P. Spielbauer über das Thema: „Seid Gottes Saat in der Diaspora!“ Mir ging es vor allem darum, den Vertriebenen einige Gedanken des Trostes und der Hoffnung mitzugeben und die Zusammenarbeit zwischen Einheimischen und Vertriebenen zu fördern: „Wir kommen über diese Notzeit nicht hinweg dadurch, daß Einheimische gegen die Vertriebenen und die Vertriebenen gegen die Einheimischen aufgehetzt werden. In diesen schweren Zeiten müssen alle einträchtig zusammenstehen, sich in die gegenseitige Lage hineinversenken und ‚einer des anderen Last tragen‘. Wenn der Einheimische überlegt, was es heißt, aus der Heimat vertrieben zu sein, alles zurückzulassen, was einem lieb und teuer war, Geld und Gut, aber auch die Gräber der Lieben, alles in einem Augenblick, dann muß die christliche Liebe aufstehen, oder wir sind nicht mehr Christen. Es müssen aber auch die Vertriebenen Verständnis haben für die Lage der Einheimischen, die ja nicht nur diese eine, sondern tausend Sorgen haben durch Kriegsgefangene und Kriegskrüppel, durch die Bombardierung der Städte und die dadurch herbeigeführte Wohnungsnot, durch Industriezerstörung und -verschleppung und die damit verbundene Arbeitslosigkeit, durch all die Lasten, die ausgelöschte Gewissen in Potsdam dem deutschen Volke aufgebürdet haben . . . Wer das Vaterunser betet und neben sich Menschen darben und hungern läßt, lügt bei jedem Vaterunser, weil er nur an sich, nicht an das ‚unser tägliches Brot denkt‘. Er vergißt, daß er Werkzeug der Güte Gottes sein muß“ . . .

Bischof Dr. Karl Joseph Leiprecht von Rottenburg dankte mir beim Abschied mit herzlichen Worten: „Die Sache der Vertriebenen liegt in den besten Händen! — Eine Reihe alter Freunde und Mitarbeiter, darunter Prof. Zedniczek, der einmal unsere Volksbundreisen organisiert hatte, waren von weither gekommen und wir freuten uns des Wiedersehens nach so langen Jahren, so kurz es auch sein mochte. Noch am Abend holten mich Freunde unter strömendem Regen nach Sielmingen.

Die Folgen meiner letzten Erkrankung und die Anstrengungen der letzten Tage waren zuviel. Ich mußte mich legen und leider die für Dienstag in Aussicht genommene Kundgebung in Freiburg im Breisgau und den Empfang durch den südbadischen Staatspräsidenten absagen. Es ließ mich auch keine Umstellung treffen, da sonst mein ganzes weiteres Programm in Unordnung geraten wäre. Ich weiß aus vielen Zuschriften, wie

sehr die Absagen gerade die Heimatvertriebenen enttäuschten. Niemand hat es mehr bedauert als ich, daß sie nötig waren. Es entstanden sofort die unmöglichsten Gerüchte: „Kirchliches Redeverbot, Schwierigkeiten mit der Besatzungsmacht" usw.

Meine Freunde in Sielmingen taten alles, mich wieder aufzupappeln, der gute Doktor mit seinen Medizinen, seine Frau in der Küche. Ich zog aber doch vor, den Weg nach Würzburg, wo ich Samstag sprechen sollte, etappenweise zu nehmen. In Nürnberg machte ich bei alten Jugendfreunden Rast. Ich war ganz ungestört, da niemand meinen Aufenthalt wußte. Die Stadt, die in diesem Jahre ihre 900-Jahrfeier begeht, erholt sich langsam, sehr langsam wieder. „Unersetzliches ist dahin", lese ich in einer Broschüre. In der vielbewunderten Altstadt mit ihren winkeligen Gäßchen, die wohl nie „kriegswichtige Industrie" bargen, und dennoch Opfer der Bomben wurden, blieb kein Stein auf dem anderen. — Soviel aber steht heute schon fest: Nürnberg wird das „Schatzkästlein" weiter bleiben. Es ist nicht mehr so unerschöpflich, wie ehedem, aber es ist reich an „Entdeckungen" für jedermann. Ein flüchtiger Rundgang durch die Stadt bestätigte es. Durch die Zerstörungen ergaben sich neue, herrliche Ausblicke und Durchblicke auf die Burg und Altstadt. Manche der alten Patrizierhäuser, wie etwa das Albrecht-Dürer-Haus, sind wieder renoviert, auch die St. Lorenzkirche ersteht wieder in ihrer alten Schönheit. Viele der Kunstwerke, die eingemauert waren, kommen ans Tageslicht. Einsam, weltverloren und verträumt sitzt inmitten der Ruinen Hans Sachs auf seinem Denkmal. Auf dem ehemaligen Reichsparteigelände, das sich nun „soldiers field" nennt, wächst Gras zwischen den hohen Quadern, die nun als Steinbruch dienen.

Am Peter- und Paulstag nahm ich teil an einem Jugendgottesdienst, der gut besucht war. Der Hauptgottesdienst war in den Abendstunden, angepaßt den modernen Wirtschaftsverhältnissen, die es Tausenden unmöglich machen, am Morgen zur Kirche zu kommen.

Ein Direktor der M.A.N.-Werke bot sich an, uns durch die „Fränkische Schweiz" zu fahren, die ich als junges Studentlein mit meinem seligen Vater und einem Bruder, der ein Opfer des ersten Weltkrieges wurde, zu Fuß durchwandert hatte. Viele alte Erinnerungen wurden lebendig. Gössenweinstein war unser Ziel. Herrlich liegt es auf einer aussichtsreichen Hochfläche. Die Burg, die Richard Wagner zu seinem Parzifal mit der Gralsburg inspiriert haben soll — der Meister weilte 1879 zum

erstenmal dort mit seiner Familie — beherrscht weithin die Landschaft. Die zweitürmige Wallfahrtskirche ist ein Werk des berühmten Barockkünstlers Balthasar Neumann. Gerade, als wir die Kirche besuchten, verrichtete ein 90jähriger Priestergreis, Franz Vogl, für viele Jahre mein Nachbar in Reichenberg und heute heimatvertrieben, in erbaulicher Weise seine Abendandacht. Abendgebet eines Priesterlebens in der Fremde! Merkwürdige Gedanken drängen sich auf über diese „christliche" Welt. Ich machte dem alten Freund einen flüchtigen Besuch in seinem Heim, ebenso meinem früheren Spiritual, Prälat Reike, der dank des Entgegenkommens des Bamberger Bischofs im Hause „Loretto" ein für Vertriebene gutes Unterkommen fand. Wir stiegen auf die Wagnerhöhe, die einen prächtigen Blick auf vier Felsentäler und über die Höhen der Fränkischen Schweiz bietet und nahmen dann eine kleine Stärkung in einem Restaurant bei der Kirche. Die Kellnerin war eine Heimatvertriebene aus dem Osten. Sie hatte schreckliches erlebt und war sehr verbittert. In den frühen Abendstunden waren wir wieder in Nürnberg. Es war ein schöner Tag und eine gute Erholung.

Freitag, 30. Juni, nachmittags — es war der heißeste Tag des Jahres —, Nürnberg registrierte die höchste Temperatur seit 50 Jahren — und außerdem ohne Wasser — holte mich ein Auto der unterfränkischen Regierung ab nach

Würzburg.

Der Weg war ja längst bekannt und doch ist er nie ermüdend, „Wie schön sind die Dörfer und Städtchen in Unterfranken! Fast jedes Haus hat sein Muttergottesbild. Da steht die kleine Muttergottes, fromm an die Hauswand gelehnt unter dem Dächlein, das sie vor Unbill des Wetters beschützt, so wie wir sie in Nürnberg in ihrem gotischen Faltengeknitter an Mauern gelehnt sahen, hinter denen die Leere und der Himmel steht — dort schwebt, mit tanzenden Füßen und schwingenden Röcken die Himmlische über den schönen Barockbögen der Hofeinfahrten. Und hier wie in Mittelfranken und später in Schwaben fällt uns immer wieder auf, wie die stilistische Einheit der Ortschaften gewahrt ist. Kein modernes Haus drängt sich in die Reihe dieser Riegelbauten, kein Dach, auch nicht das neue am Dorfrand, das nicht mit gleichen spitzen Giebel wie alle anderen im gleichen Winkel und im gleichen Schwung seine Haube tief über das zu beschützende Haus herabzöge." (Susanne Oswald in Neue Züricher Zeitung, 24. April 1950.)

Würzburg, die „Rose im grünen Laub", die „Sonntägliche Stadt", gehört zu den meistzerstörten Städten Deutschlands. Eine einzige Nacht, am 16. März 1945, hat es fast völlig ausgelöscht. Aber diese alten Städte — die Franken kamen dorthin im 6. Jahrhundert — bargen zuviel an Tradition, Kultur und Kunst, als daß es moderne Hunnen mit Superbomben auslöschen könnten! Die Arroganz stinkt zum Himmel, mit der diese „Kreuzfahrer", die den Antichrist nach Europa führten, ein altes Kulturvolk „um-erziehen" angesichts der von ihnen zerstörten Werke der Jahrtausende. Unbegreiflich, daß denkende Amerikaner nicht angeekelt sind von dem Pharisäismus der Morgenthauboys, die die Welt — einschließlich Amerikas — von Katastrophe zu Katastrophe führen. Unbegreiflich, mit welcher Gleichgültigkeit — oder ist es Verachtung — die zahlreichen Neger ertragen werden, die den Deutschen „Demokratie" beibringen sollen, wobei zugegeben sei, daß manche Neger sich korrekter verhalten als die Morgenthauboys, die als Rächer kamen. Man muß sich zwingen, angesichts der neuen Herrenrasse die alte Schönheit, die noch in den Trümmern lebt, zu sehen. Ich dachte an Rainer Maria Rilkes „Auf der Kleinseite zu Prag":

„Alte Häuser, steilgegiebelt,
Hohe Türme voll Gebimmel,
In die engen Höfe liebelt
Nur ein winzig Stückchen Himmel.

Und auf jedem Treppenflocke
Müde lächelnd — Amoretten,
Hoch am Dache am barocken
Vasen rieseln Rosenketten.

Spinnverwoben ist die Pforte
Dort. Verstohlen liest die Sonne
Die geheimnisvollen Worte
Unter einer Steinmadonna.

Rechtsanwalt Dr. Stadler und seine Familie nahmen mich in liebenswürdigster Weise auf. Im Hotel Amberger, das einfach, aber peinlich sauber aus den Trümmer wieder erstand, war ich als Gast des Würzburger Bischofs bestens untergebracht. Noch am Freitagabend gingen wir auf einen Dämmerschoppen in einen berühmten Weinkeller. Dr. M. Bilke, der aus der britischen Zone gekommen war, ersuchte mich um eine Unter-

redung, in der wir eingehend die Lage der Vertriebenen besprachen.

Samstag, 1. Juli, morgens besuchte ich zuerst Generalvikar Prälat Dr. Fuchs. Ich muß gestehen, daß ich selten soviel Verständnis und Aufgeschlossenheit für die Probleme der Vertriebenen fand, wie in dieser Unterredung und kaum je soviel Kraft für mich selber schöpfte, die Arbeit und den Kampf fortzuführen. Hier sieht man wirklich, worum es geht und erschrickt auch nicht vor einem Wort freimütiger Kritik. Prälat Dr. Fuchs fragte, ob er meine Auslagen für diese Kundgebung ersetzen könne. Für gewöhnlich scheint man anzunehmen, daß ich wirklich, wie die Presse der Ostzone meint, ein „vom Vatikan und der Walstreet bezahlter Agent des amerikanischen Imperialismus bin".

Anschließend war ein Empfang im Rathaussaal, zu dem führende Persönlichkeiten aus Würzburg und ganz Unterfranken in reicher Zahl erschienen waren. Oberbürgermeister Dr. Stadelmayer begrüßte mich in herzlicher Weise. Obwohl ich für eine Rede nicht vorbereitet war, mußte ich kurz über die Motive meiner Arbeit sprechen, die sich letzten Endes nicht nur auf die Vertriebenen, sondern auch auf das ganze deutsche Volk und Europa bezieht. Es machte auf mich besonderen Eindruck, daß ein Vertreter der protestantischen Kirchen mir dankbar die Hand schüttelte: „Das war eine der schönsten Stunden meines Lebens, wir stehen hinter Ihnen, Herr Bruder. Auf einer anschließenden Pressekonferenz mußte ich verschiedene Fragen der Journalisten beantworten. Ein älterer Kommunist fragte mich, warum ich denn nicht in die Ostzone ginge, wo doch die Verhältnisse für die Vertriebenen viel günstiger liegen: „Ich bin dem Kopfschuß der Nazis entkommen, ich will nicht den der Kozis riskieren." Er revanchierte sich im Stile Moskaus mit einem von Lügen und Entstellungen strotzenden Bericht in der Nordbayrischen Volkszeitung (4. Juli), daß ich im „Dienste der Kriegshetzer stehe, die mich populär machen, um die Menschen für ihre Zwecke gebrauchen zu können". Da kann man nichts machen. Gegen Haß und Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens. Man kann nur die Opfer dieser „Presse" bedauern.

Im Rathauskeller hatte die Stadt inzwischen für einen kleinen Kreis ein Mittagessen vorbereitet, an dem auch der Vizepräsident der Regierung von Unterfranken, Dr. Bayer, sowie

der frühere deutsche Botschafter in Washington, Abg. v. Prittwitz-Caffron, teilnahm.

Die Versammlung in der Frankenhalle war außerordentlich gut besucht. Die mächtige Halle war bis zum letzten Platz besetzt, mindestens doppelt soviel Menschen hörten an Lautsprechern in den anliegenden Straßen zu. Der „Münchner Merkur" schrieb von 30 000 Teilnehmern. Es herrschte eine Begeisterung, wie ich sie noch bei keiner Kundgebung erlebte. Schnell noch eine kleine Stärkung, noch etliche Photos und schon ging es im Auto über Nürnberg, Regensburg weiter nach

Straubing,

wo ich kurz vor Mitternacht eintraf, gerade zum Abschluß des Begrüßungsabends. Die Versammlung hatte ihren eigenen Reiz und muß zweifellos auf die einheimische Bevölkerung tiefen Eindruck gemacht haben. Die Teilnehmer sammelten sich nicht wie üblich am Festplatz, sondern zogen in geschlossenem Zuge vom Bahnhof aus dorthin, Sudetendeutsche, die heute im Bayerischen Wald, einem der ärmsten Gebiete, leben. Sie kamen zu Tausenden: Egerländer, Erzgebirgler, die Menschen aus dem Bäderdreieck (Karlsbad, Franzensbad, Marienbad), aus dem Iser- und Riesengebirge, Männer, Frauen und Kinder, darunter Kranke und Krüppel. Allen war das Erleben der letzten Jahre ins Gesicht geschrieben. So ungefähr zogen sie einmal von daheim — freilich, angetrieben von Bestien in Menschengestalt, gefolgt von Räubern und Goldgräbern. Es war ein erschütternder Zug und ich hätte nur gewünscht, daß die Edelmenschen von Potsdam ihn hätten miterleben können. Vielleicht hätte sich so etwas wie Gewissen gerührt!

Oberbürgermeister Dr. Höchtl hatte in der lokalen Presse einen besonders herzlichen Gruß entboten als dem „von den Sudetendeutschen geradezu als irdischen Schutzengel verehrten Menschen, der Euch gewiß wieder neuen Mut zur Aufbauarbeit und zum Ausharren in den Nöten des Alltages gibt". Die Kundgebung auf dem Platz der ehemaligen Panzerkaserne war von wenigstens 15 000 besucht. Ich freute mich besonders, die Witwe des verstorbenen sudetendeutschen Dichters Hans Watzlik kennenzulernen. Kreisobmann G. Wünsch entbot den Willkommengruß. In brennender Sonnenglut sprach ich etwa eine Stunde. Nach mir sprach Dr. von Lodgman, ich konnte leider seine Ausführungen nicht hören, da bereits Pfarrer Triller, der Seel-

sorger für die Heimatvertriebenen in der Diözese Regensburg, auf mich wartete, um mich zur Kundgebung nach

Amberg

zu bringen, wo wir gegen 4 Uhr nachmittags am Mariahilfberg ankamen. In Amberg wurde die Woche hindurch das Bergfest gefeiert. Den Abschluß bildete ein Diözesankatholikentag, bei dem Erzbischof Dr. Buchberger und der bayerische Kultusminister Dr. Hundhammer sprachen. Die Kundgebung für die Heimatvertriebenen war ursprünglich — ohne meine Zusage — auf 11 Uhr vormittags angesetzt worden. Zu diesem Zeitpunkt war es für mich unmöglich, in Amberg zu sein. Daraus zu schließen, wie es geschah, daß mir die Amberger Flüchtlinge weniger wichtig seien als die Straubinger, ist so albern, daß es sich nicht lohnt, darauf einzugehen. Mir scheint es wichtiger, daß man endlich aufhören sollte, die „Flüchtlinge" — warum verwendet man doch immer diese falsche, irreführende Bezeichnung? — nur als Anhängsel auch bei Katholikentagen zu betrachten, statt sie und ihre Not in die Tagung mit einzubauen. Ich möchte hier etliche Gedanken aus dem zitierten Artikel Dr. P. Egers zum Ellwanger Katholikentag besonders unterstreichen: „Es ist schon wiederholt gefordert worden: die Flüchtlinge dürfen nicht immer ausgesondert, sondern müssen eingegliedert werden. Darum sprechen wir nur eine Selbstverständlichkeit aus, wenn wir gelegentlich dieser Diaspora-Wallfahrt von Flüchtlingen und Einheimischen betonen. Wir müssen immer mehr dazu kommen, daß die Sonderveranstaltungen auf ein Mindestmaß zurückgehen. Denn jede von ihnen ist eine Anklage! Und erst recht gilt das von religiösen Sonderveranstaltungen, wie es gesonderte Flüchtlingsgottesdienste sind. Sie können nur als eine ganz unvollkommene Notlösung gelten, die möglichst bald einem besseren Zustand weichen muß: nämlich der vollen, ganzen Eingliederung. Wenn wir um den Altar nicht eins werden, auf dem die Einheit gefeiert wird, dann müssen wir an der Einheit verzweifeln. Lediglich in Flüchtlingslagern wird es solche Sondergottesdienste geben müssen. Aber diese Lager sind wahrhaftig eine Anklage, eine bittere Anklage für uns Christen. Denn Lager ist immer (ganz abgesehen von den Wohnungsverhältnissen!) Aussonderung, die mit der Zeit fast notwendig als Ausstoßung erlebt werden muß. Wer schon in Lagern gelebt hat, der weiß das. „Vielleicht darf ich noch einen anderen Satz desselben Artikels hinzufügen: „Die Ein-

heimischen haben noch viel zu lernen, bis sie wissen, was an wertvollen Traditionen und Kulturgütern uns zugebracht worden ist durch den Flüchtlingsstrom. Es gibt leider noch viele, die allzusehr nur den Schlamm und das Geröll sehen, das jeder Strom notwendig mit sich führt. Eine kulturelle Befruchtung dieser Art war wohl in der ganzen bisherigen deutschen Geschichte nicht möglich."

Die Sonderkundgebung der Vertriebenen in Amberg stand unter einem anderen Unglücksstern. Kaum hatte ich 5 Minuten zu den Zehntausenden gesprochen, die sich am Bergabhang zusammendrängten, da versagte die Lautsprecheranlage und konnte angeblich nicht repariert werden. Dieselbe Anlage, die eine ganze Woche hindurch, ja bis zum Beginn meiner Rede störungsfrei funktioniert hatte. Ich sprach weiter. Aber niemand kann ohne technische Unterstützung 40 000 und mehr Menschen heherrschen — zudem war ich bereits übermüdet, als ich in Amberg ankam. Eine ungeheuerliche Verbitterung erfaßte die heimatvertriebenen Menschen. Unerquickliche Pressepolemiken folgten. Ich will mich nicht hineinmischen. Für mich ist es ziemlich feststehend, daß es sich um einen Sabotageakt handelte. Wer sind die Saboteure? Gleich bei der Ankunft in Amberg erhielt ich einen Brief, aus dem ich nur wenige Sätze anführen will: „Ihre Reden sind zwecklos . . . Glauben Sie denn wirklich, daß Stalin die Schuld an den Austreibungen trägt? Kennen Sie denn nicht die Kirchen- und Weltgeschichte? Ist nicht der Papst daran schuld . . . Im Mai 1945 haben in Prag röm.-kath. Priester, natürlich tschechische, an der Austreibung teilgenommen. Ich selbst wurde von solchen Bestien mit Eier-Handgranaten beworfen am Wehrmachtsplatz (Partisanenkampf) und die Autos beschossen von diesen „Nachfolgern Christi" . . . Glauben Sie, das weiß Stalin nicht? Er war Theologe und weiß alles genau! . . . Vielleicht führt dieser Brief auf die Spur.

Ich will nur eins betonen: Es ist meine Überzeugung, daß der Vorfall niemand peinlicher ist als Erzbischof Buchberger, der den Vertriebenen allzeit Liebe und Verständnis entgegenbrachte, auch mir persönlich wie ein Vater entgegenkam. Nach der Kundgebung lud er mich in herzlichster und eindringlichster Weise ein, mit ihm zu kommen, mit ihm sein 50jähriges Priesterjubiläum in Mallersdorf zu feiern. „Sie müssen ausspannen, sonst brechen Sie zusammen. Sie sollen wissen, daß Sie bei mir nicht nur das Gastrecht, sondern das Hausrecht haben." Ich sage das nur, um darzutun, das alle Gerüchte, daß

mein Sprechen kirchlichen Stellen unerwünscht sei, jeglicher Grundlage entbehre. Erzbischof Dr. Buchberger hatte mich persönlich, handschriftlich zu den Kundgebungen in Amberg und Straubing eingeladen. Man suche die Schuldigen dort, wo sie wirklich sind! Vielleicht hatte es sein Gutes, daß die Kundgebung rascher als geplant zu Ende kam. Ein entsetzliches Unwetter brach herein, das die Wege unpassierbar machte und starke Bäume zerbrach und wie Streichhölzer über die Straßen warf.

Den Abend verbrachte ich bei meinem Studienfreund Pronadl, der eine Reihe führender Persönlichkeiten eingeladen hatte. Montagmorgen besuchte ich kurz den Oberbürgermeister der Stadt Amberg, der mir die Mitteilung machte, daß der Stadtrat meine Ernennung zum Ehrenbürger beschlossen habe. Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts war für Samstag abend geplant, wird nun zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen. Inzwischen hatte meine Geburtsstadt Vilseck mich telefonisch zu einem Besuch eingeladen. Pfarrer Triller brachte mich dorthin. Geistlicher Rat Hösl, ebenfalls ein Studienfreund längst vergangener Tage, begrüßte mich in herzlichster Weise. Es ist das erstemal, daß ich Vilseck sah, da meine Eltern von dort übersiedelten, als ich kaum ½ Jahr alt war. Ich war überrascht von der Lage und den vielen Schönheiten des mittelalterlichen Städtchens. Die Kirche, in der ich einmal (durch den späteren Weihbischof Hierl) getauft wurde, ist ganz prächtig. Sie birgt eine Reihe künstlerischer Werte, von denen Holzreliefs aus dem Jugendleben Christi, aus der Schule Albrecht Dürers stammend (1520—30) wohl die bedeutsamsten sind. Geschichtlich ist die Zeit dadurch bekannt geworden, daß hier Gustav Adolf, der Feldherr des 30jährigen Krieges, und später Lola Montez sich hier aufhielten. Ganz in der Nähe liegt Grafenwöhr, der bedeutsame Truppenübungsplatz der amerikanischen Besatzungstruppen. Wir besuchten das Rathaus, wo ich vom 2. Bürgermeister Zahn im Sitzungssaal des Rathauses mit warmen Worten begrüßt wurde. Ein weißgekleidetes Mädchen überreichte mir Blumen, die Stadt verschiedene Bilder von Vilseck. Ich blätterte lange in der Chronik der Stadt, in der mein Vater viele Jahre tätig gewesen und hielt besinnlich das Geburtsregister in meiner Hand, in dem meine Geburt beurkundet ist. Noch ein flüchtiger Besuch in der Mädchenschule, wo mich frische aufgeschlossene Kinder mit Liedern empfingen. Dann ging es weiter über Weiden nach Neustadt a. d. Waldnaab, wo ich viele Jugend-

jahre verlebte. Die alte Stadt mit den hohen Giebeln und dem alten Schloß der Fürsten Lobkowitz (bei denen ich später oftmals in Bilin in Böhmen Gast war) ist glücklicherweise von den Zerstörungen des Krieges verschont geblieben. Ein kurzer Besuch bei denen die uns vorausgegangen in eine bessere Welt folgte. Es kamen mir die Worte in den Sinn: „Die alten Straßen noch, die alten Häuser noch — die alten Freunde aber sind nicht mehr.“

„Nach der Heimat möcht' ich wieder
Alles hab ich mir beseh'n.
Als ein Fremder auf und nieder
Mußt ich in den Straßen gehn.
Auf dem Friedhof fern alleine,
Hab ich manchen Freund erkannt
Und bei einem Leichensteine
Fühlt' ich eine leise Hand.
Was mich fesselnd möcht' umschlingen
Liegt hier, fern von Erdenpein:
Keine Sehnsucht kann es bringen
Immer muß geschieden sein.“

In St. Martinsheim kehrte ich bei meiner früheren Haushälterin ein, die dort ihre alten Tage verbringt. Wir fuhren weiter nach Altenstadt zu kurzem Aufenthalt bei meiner 80 jährigen Tante, der einzigen überlebenden Verwandten von Seiten meiner Eltern. War es ein Abschied für diese Welt? Pfarrer Triller brachte uns im Auto nach Schwandorf, wo wir den Kreuzberg aufsuchten. Die völlig zerstörte Wallfahrtskirche der Karmeliter — in der alten Kirche feierte ich 1912 mein erstes hl. Meßopfer — ist im Rohbau fertig und wird wohl bald wieder eröffnet werden. Mit dem Abendschnellzug gings zurück nach München.

Donnerstag war ausgefüllt mit einer Sitzung der „Sozialen Stiftung“, als deren Ehrenpräsident ich durch Fürst Thun-Hohenstein eingeführt wurde. Ich freute mich, all die Mitarbeiter der Stiftung persönlich kenenzulernen, besonders auch den früheren Abgeordneten Gustav Hacker, der erst vor kurzer Zeit aus tschechischer Sklaverei entlassen worden war, obwohl gerade er aktiv für die Verständigung zwischen Tschechen und Sudetendeutschen eingetreten war — ein Unternehmen, das an Chauvinismus der Tschechen, die sich bei Frankreich und vor allem bei den Bolschewiken gesichert glaubten, scheitern mußte.

Freitag den 7. Juli, gerade als ich zur Kundgebung nach Passau weiterfahren wollte, erreichte mich die Nachricht, daß das Schiff aus Linz, das zu einer Wiedersehensfeier nach Passau kommen sollte, in Passau nicht anlegen dürfe. Mehr als zwei Stunden fuhr ich im Taxi zu verschiedenen amerikanischen Stellen um eine Rückgängigmachung des Verbotes zu erzielen. Ich begegnete einer völligen Verständnislosigkeit — man wagte den Vergleich, daß man auch nicht Chinesen nach Passau bringen könne, ohne die entsprechenden Formalitäten einzuhalten, obwohl es heute — fünf Jahre nach Kriegsende — wahrscheinlich noch leichter ist, von Deutschland nach China zu reisen, als nach Österreich. Den Herren fehlte jeglicher Sinn für das Verbrechen von Potsdam, das brutal und willkürlich Familien zerriß und sie einfach irgendwohin verschickte wie das Vieh. Es fehlte jegliches menschliches Verständnis für das brennende Verlangen nächster Verwandter sich nach Jahren der Trennung wenigstens auf einige Stunden auf einen streng abgegrenzten Platz — es fehlt nur Stacheldraht und Maschinengewehr — wieder zu sehen. Daß die bayerischen Stellen schon vor Wochen erklärten, daß der Zusammenkunft nichts im Wege stünde, hatte für die „Befreier" kein Interesse. Bayerische Regierung? Lächerlich, es gibt keine deutsche Regierung, weder im Osten noch im Westen — es gibt nur Kolonialverwaltungen, deren Anordnungen jederzeit aufgehoben werden können. Wie man ausdrücklich erklärte, hat das Verbot mit der Teilnahme der Österreicher an der Kundgebung in Passau gar nichts zu tun. Es erfolgte lediglich — in letzter Stunde — deshalb, weil eben die „außerordentlichen Begünstigungen" nur für Sonntags gelten, nicht aber am Samstag und falls sich irgendeine Polemik anschließe, werde diese „außerordentliche Vergünstigung" (daß sich nämlich durch Potsdam vertriebene Menschen auf wenige Stunden unter Polizeibewachung auf dem „Platz der Tränen und Küsse" treffen) überhaupt wieder aufgehoben! Wie sich doch Stalin, der wenige km von Passau entfernt steht, über diese Hilfe freuen muß! — So fuhr ich denn in nicht gerade gehobener Stimmung weiter nach Passau. In Altötting gabs kurze Rast. Wir besuchten die Gnadenkapelle und das Grab des jüngsten deutschen Heiligen, Bruder Konrad von Parzheim. Ich entdeckte einen unbekannten Freund, den früheren Quardian des Kapuzinerklosters in Fulneck, der mir verschiedenes wichtiges Material geben konnte. Wir fuhren weiter. Da drüben über der Innbrücke lag Braunau, die Geburtsstadt Adolf Hit-

lers. Sic transit gloria mundi! Sonderbar, daß unlängst die Nachricht durch die Presse ging, daß ein Amerikaner das Elternhaus Hitlers erwarb und es in Amerika wieder aufstellen will. Anscheinend kann man doch Geschäfte machen mit Hitlers Namen — in der Demokratie. Wir passieren die kleine Gemeinde Pildenau. Hier steht eine uralte Kapelle. In einer Wand sieht man die Abdrücke zweier Hände. Die Legende erzählt, daß Papst Damasus II. aus diesem Ort stamme — historisch steht fest, daß er aus Bayern kam. Als er Papst wurde und von seiner Heimatkapelle Abschied nahm, sei die Kirche ihm nachgegangen, er aber habe mit beiden Händen abgewehrt und sie gebeten zurückzubleiben.

Gegen Abend kamen wir nach

Passau,

dem alten Militärlager der Römer, herrlich gelegen am Zusammenfluß der „blauen Donau“, der sonnigen Tochter des Schwarzwaldes, des grünen Inn, des ungebärdigen Sohnes der Alpen und der tiefbraunen Ilz, der besinnlichen Schwester aus dem Bayrischen Wald. Ich habe in Passau ein Jahr am humanistischen Gymnasium (1899—1900) verbracht, darum war es mir eine Freude und ein Erlebnis nach 50 Jahren wieder zu kommen, obwohl persönliche Beziehungen nur zu Passauer „Neubürgern“, Heimatvertriebenen aus dem Sudetenland bestehen. Viele der alten Freunde und Studienkollegen sind längst in der Ewigkeit — eine Erfahrung, die sich bei den Fahrten durch die alte Heimat immer wieder bedrückend auf die Seele legt.

Samstag, den 8. Juli morgens, konnte ich im Hotel einen alten Freund begrüßen, der jahrelang mit mir im Volksbund gearbeibeitet hatte. Die Erlebnisse der letzten Jahre hatten sich deutlich in seinen Zügen eingeprägt. Es war mir auch eine Freude, daß ich auch der Witwe meines verewigten Freundes, Dr. Pant, des edlen Führers der deutschen antinazistischen Minderheiten Polens, die Hand drücken konnte. Sie teilt heute, ein merkwürdiger Dank, mit allen Schicksalsgefährten das Los der Heimatvertreibung und eines bitteren Exils. Aber ihr Geist ist aufrecht und ungebrochen.

Um 11 Uhr war der Empfang im großen Rathaussaal mit den farbenfrohen Bildern Ferdinand Wagners, die den Einzug Kriemhildens an der Seite ihres Oheims, des Bischof Pilgrim, in die Stadt Passau zeigen. Zu Mittag war ich Gast des Bischofs

von Passau, Simon Conrad Landersdorfer, O. S. B. In zwangloser Form konnten wir manche Probleme erörtern.

Bei all dem hatte ich aber keine richtige Ruhe. Meine Gedanken weilten immer bei dem Schiff, das aus Linz kommen sollte: Wird es überhaupt kommen? Darf es anlegen? Mittlerweile kamen Verlagsleiter Frick und mein Freund Dr. Prexl, um mich über den Stand der Lage zu unterrichten. Deutsche und österreichische Behörden taten das Menschenmögliche, die „Befreier" umzustimmen, leider waren alle Bemühungen, Opfer und Auslagen vergebens. Langsam kam das Schiff heran zum Rathausplatz, aber anlegen durfte es nicht. Ich sollte vom Quai aus sprechen. Was konnte, was durfte ich sagen, um verbitterte Menschen nicht noch mehr zu verbittern und aufzureizen, was nie leichter gewesen wäre als in diesem Augenblick! Jahrelang freuten sich diese Menschen auf die Stunde, die ihnen das langersehnte Wiedersehen mit ihren Lieben bringen sollte und nun wurden sie durch eine unverständliche Bürokratie daran gehindert. Ich führte ungefähr folgendes aus: „Das war wirklich eine Fahrt mit Hindernissen. Ich will nur versichern, daß von Seiten der Veranstalter, wie auch von Seiten der deutschen und österreichischen Behörden das Menschenmögliche geschehen ist, das Wiedersehen mit Eueren Freunden und Verwandten zu ermöglichen. Ich bringe Euch ihren Gruß und die Grüße der Kundgebung, die in Kürze in der Nibelungenhalle stattfindet, so wie ich Euere Grüße übermitteln werde. Die Legende erzählt von Königskindern, die nicht zusammen kommen konnten, das Wasser war viel zu tief. Heute ist es nicht eine Legende sondern brutale Wirklichkeit, daß deutsche Menschen, Heimatvertriebene, nicht zusammenkommen konnten. Heute wissen wir, daß es inmitten Deutschlands nicht bloß einen eisernen sondern auch einen flüssigen Vorhang gibt, den die Bürokratie errichtet. Drei Flüsse, Donau, Inn und Ilz vereinigen sich hier in Passau — deutsche Menschen können sich nicht vereinigen. Vielleicht hat auch dieser neueste Skandal sein Gutes: Die Welt wird aufmerksam auf eine unhaltbare Lage. Passau ist die Grenze zweier Welten. Dreizehn km von hier beginnt Asien! Wie man sich im Kreml freuen muß über die „Demokratie", die sich hier zur Schau stellt, besser gesagt über die Hilfe, die man durch solche Vorfälle dem Bolschewismus leistet! In Amerika wird man sich wundern, wenn ich diese Erlebnisse berichte. Ich bin irgendwie froh, daß ich es selber erfuhr, man möchte es sonst nicht glauben. Ich möchte Euch in diesem Augenblick nur um eines

bitten: Laßt Euch nicht verbittern, auch durch dieses Erlebnis nicht. Ihr habt ja alle unendlich mehr ertragen, seit der „Befreiung“ durch die Potsdamer, seit der barbarischen, unmenschlichen Austreibung. Laßt Euch nicht zu unbesonnenen Handlungen hinreißen! Bleibt einig, haltet zusammen, gebt den Kampf um die Heimat und um euer Recht nicht auf! Nur wer sich aufgibt, ist verloren. Vor 50 Jahren, zu einer Zeit, da ich noch nicht schwimmen konnte, warf mich jemand hier in Passau in die Donau. Nur strampeln und schlagen mit den Händen und Füßen brachte mich wieder ans Ufer. Das gilt auch in euerer Lage. Wehrt euch eueres Lebens und eueres Rechtes. — — Auf uns schaut eine alte Feste, ein altes Gefängnis herunter auf dieses Schiff, in dem ihr gefangen seid — so wie das ganze deutsche Volk. Vertraut darauf, daß sich die Türen des Gefängnisses wieder einmal öffnen werden, daß auch ihr und das ganze deutsche Volk wieder frei sein werdet, frei zu einem menschenwürdigen Leben! Dafür gibt es eine Bürgschaft, die ich allen in Herz und Hirn schreiben möchte: Gott lebt und sein Tag wird kommen!“

Wenn ich heute an das Erlebnis zurückdenke, so erinnere ich mich an Palmström, die philosophierende Dichterfigur Christian Morgensterns, der einmal von einem Fahrzeug überfahren wurde, aber es einfach nicht zur Kenntnis nimmt:

„Eingehüllt in feuchte Tücher,
prüft er die Gesetzesbücher
und ist alsobald im klaren:
Wagen durften dort nicht fahren!
Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein kann, was nicht sein darf.“

Leider war Passau nicht ein Traum, sondern greifbare Wirklichkeit. Dieser Tage haben 300 Studenten verschiedenster Nationalität zu beiden Seiten der deutsch-französischen Grenze in einer Demonstration für Europa die Grenzpfähle niedergerissen. Die Morgenthauboys richten chinesische Mauern zwischen deutschen Menschen, nicht bloß zwischen Deutschland und Österreich — zur selben Zeit, da der Feuerschein von Korea auch über Europa leuchtet! Ist das nur Dummheit oder Absicht? Glaubt man auf diese Art den Nationalismus oder den Bolsche-

wismus unterdrücken zu können? Das wäre eine perverse Logik! — „Mr. Fuchs“, schreibt mir ein Freund, „in Passau war sich sicher nicht bewußt, daß er mit seiner unmenschlichen Verfügung den Passauern und allen die dort waren, die Lust genommen hat, seinen allfälligen Rückzug zu decken.“....

Hören wir, was die „Neue Heimat“ in ihrer Ausgabe vom 30. Juli zu den Geschehnissen in Passau schreibt... „Wenn wir die Geschichte, die sich in aller nächster Nähe zugetragen hat, in die Annalen des Heiligen Jahres eintragen müßten, würden wir ihr den Titel verleihen: Menschlichkeit — drei Schritte vom Leibe! Eine Art Schiffstragödie hat sich zugetragen, mit etlichen beteiligten Personen — Männer, Frauen und Kinder. Diese neuzeitliche Donausage von Mythos und Niedergang der Menschlichkeit setzt beim Zuhörer einige Punkte voraus, die nicht näher berührt werden sollen. Unerläßlich für das Verständnis des Folgenden scheint uns die allgemeine Einsicht über die „Volksdeutschen“. Es muß grundsätzlich akzeptiert werden, daß sie eine nach dem Plan der Schöpfung völlig normale Gattung von Menschen sind. Das heißt: Obwohl sie gemäß einer neuen Heilsordnung nur Arbeiter und Steuerzahler, aber keine Bürger obzwar sie also gleichwertig, aber nicht gleichberechtigt sind, kennen sie immerhin alles das, was auch uns zu eigen ist an Leiden und Freuden und menschlichem Gefühl. Sie besitzen, um auf den Kern der Sache zu kommen, vor allem ein ausgeprägtes Verwandtschaftsgefühl für Großeltern, Eltern, Kinder, Brüder, Schwestern und Nichten — ganz wie bei unseresgleichen. Dies ist verzeihlich, weil sie ihr teueres Geld und Gut ja meist nur in ferner Erinnerung haben und umso höher das Lebendige schätzen, das ihnen von Haus aus geblieben ist. Leider haben sie bei all den „Gnaden“ des gastlichen Daseins selten auch das Glück, es gemeinsam zu genießen. Viele ihrer Familien leben zerstreut in verschiedenen Lagern durch Zonen und Grenze weit voneinander geschieden. In Wien und Köln, in Salzburg, Hamburg oder Linz.... das ist ein bitteres Hindernis für die Zufriedenheit, auch unter minderberechtigten Leuten! Man hat so vieles verloren, und was davon übrig ist, möchte ein jeder doch selig in seinem Winkel beisammen haben. Versteht sich, das Briefeschreiben ist da kein genügender Trost, wenn die Mütter alt und die Kinder, weiß Gott, im andern Land groß werden.

Aber seht, es findet sich immer dann noch eine Stufe zum höheren Glück! Eine Zeitung hat es für uns entdeckt! Die Zei-

tung der Volksdeutschen in Linz ist vor Jahresfrist mit der kühnen Idee aufgetreten, ein ganzes Donauschiff flott zu machen, für eine Wiedersehensreise der volksdeutschen Landsleute nach Passau. Tausende Briefe und Hoffnungen gingen alsbald hin und her. Die erste große „behördlich genehmigte" Verabredung hüben und drüben für ein gemeinsames Stelldichein der Heimatlosen! Alle guten Geister waren dem Plane hold und bald darnach erfuhr man im Land von dem herzergreifendsten Fest der Menschlichkeit, das am Urväterstrom der Nibelungen jemals gefeiert wurde. Ein lichtvolles Zeichen für alle, die es über den Tag hinaus zu deuten wußten. Aber die schöne Deutung des Fortschrittes hat heuer, in diesem fünften Jahr der Befreiung, zu den finsteren Begriffen der Vergangenheit zurückkehren müssen — wir fühlen uns sicher vor dem allzu gewöhnlichen Verdacht, daß die Sensation uns verleitet hätte, unseren Hörern einmal außer Programm das Herz schwer zu machen. Am 8. Juli, nach monatelangen privaten und offiziellen Vorbereitungen fand die erste Wiedersehensfahrt der Volksdeutschen in diesem Jahr statt. 630 in Österreich wohnende Flüchtlinge bestiegen in Linz um 3 Uhr nachts ihr gemietetes Schiff. In Passau auf dem Rathausplatz harrten ihrer indessen an die tausend Personen, die aus allen Teilen Nord- und Westdeutschlands zu dem kurzen Treffen mit Verwandten und Angehörigen eingelangt waren. Man braucht nicht besonders zu schildern, wie groß die Freude und Sehnsucht der Leute gewesen sein mag. Jener auf dem nächtlich beleuchteten Schiff, die stromaufwärts fuhren, und jener anderen tausend, die sie erwarteten. Die Kleider der alten Heimat, die letzten Trachtenstücke waren aufgeboten für den langerträumten Tag, für die unvergeßlichen Stunden des Beisammenseins. Und was von Bildern und Briefen alles in den Taschen stecken mochte. Wieviele Erinnerungen, wieviele Fragen und Hoffnungen in den bewegten Herzen! Man weiß es wohl selber noch aus den Kriegsjahren, wenn Söhne, Väter und Brüder von draußen kamen: Knappe zwei Wochen und keinen Tag länger! Oder schnell eine Stunde im Transportzug, auf dem Bahnhof, 100 km von zu Hause. So ging es damals allen.

Heute sind es nur etliche Freunde, die diese Art Krieg noch nicht hinter sich haben. Und ihr Donauschiff, als es in Passau eintraf, als die Tücher schon flogen hüben und drüben und eineinhalb tausend Menschen langsam einander näherrückten — 100 Meter — 60 — 50 — das Schiff dieser Flüchtlingsmenschen

durfte nicht landen. Es mußte halten auf höhere Weisung, fünf Meter Abstand vom Ziel! Und gegenüber waren die anderen, die unzählbaren Köpfe der Wartenden. Sie sahen einander und fanden sich nicht. Wie soll auch der Vater die Tochter erkennen, irgendwo unter tausend Gesichtern? Er hat sie seit Jahren ja nicht mehr gesehen! Und eine Mutter weint sich die Augen aus, weil sie drüben ihren Sohn nicht erblicken kann, der aus Kassel gekommen ist... solches ist geschehen am 8. Juli in Passau, an einer Grenze zwischen europäischen Ländern. Das Schiff blieb nicht lange an jenem Halteplatz der Verzweiflung. Es fuhr nach einer gemessenen Frist von Jammer und Tränen in Richtung Linz zurück. Das war es, was wir heute darüber berichten wollen. Noch eine Kleinigkeit vielleicht: daß auf dem Schiff eine Kinderkapelle musiziert hatte.... und auf der Heimfahrt nicht mehr. Das Wichtigste wäre auch beinahe vergessen, was der Hörer zu wissen verdient: den unglücklichen Menschen hatte im rechten Moment die sogenannte Sprecherlaubnis gefehlt. Irgend ein Herr Beamter ließ ihnen sagen, der vorliegende Schein sei nicht gültig an diesem Tag. Er könne es nicht verantworten, leider Gott! — Im Heiligen Jahr der Menschen von 1950.“....

Die nachmittägliche Kundgebung in der Nibelungenhalle, die 12 000 Menschen faßt, war massenhaft besucht. Auch Bischof Simon Conrad nahm daran teil. In meiner Rede verwies ich auf ein Erlebnis meiner Passauer Studentenzeit, das sich mir besonders einprägte: das gewaltige Hochwasser im Herbst 1899, das Donau, Inn und Ilz zusammenführte und hunderte von Menschenleben und einen großen Teil der Stadt ernstlich gefährdete. Hilfslos standen die Menschen daneben. Dieses Bild menschlicher Ohnmacht kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn ich sehe, wie ohnmächtig die wenigen, die sich in unserer Zeit Sinn für Christentum und Menschenwürde bewahrt haben, der menschengeschaffenen Katastrophe der Heimatvertreibung gegenüberstehen. In Passau versuchte man 1899 wenigstens noch zu retten, was noch zu retten geht. Dem Verbrechen von Potsdam stehen Hunderttausende gleichgültig, kalt, lieblos gegenüber, ja sie suchen das Unrecht zu verewigen und die Wogen des Hasses weiter aufzupeitschen. Von Passau aus wurde einmal das Christentum ostwärts getragen. Der Wiener Stephansdom ist eine Tochterkirche der Kathedrale von Passau. Möchte von Passau aus, besonders vom kommenden gesamtdeutschen Katholikentag, neuerdings das Licht des Christentums ausstrahlen

— wir wären Pharisäer, wollten wir glauben, es sei nur für den Osten nötig! — und auch die Frage der Vertriebenen einer gerechten Lösung entgegenführen — eine Frage, für die der Westen nicht minder verantwortlich ist wie der Osten! Die stimmungsvolle Kundgebung schloß mit dem Trutzgebet der Vertriebenen von Hans Venatier Breslau, das nach der Melodie „Wir treten zum Beten ..." gesungen wurde:

„Uns riefen
aus Tiefen
die Glocken der Heimat —
Belog'ne, Betrog'ne
stehn alle wir hier.
Wir mußten dem Hassen
das Feld überlassen,
Herrgott, sieh unsre Not!
Wir rufen zu Dir!

Der Frieden
hienieden
wird uns nicht gewonnen,
wenn Lug und Betrug
widerstreiten dem Recht.
An brennenden Schmerzen
verbluten die Herzen,
gebeugt ist jedes Haupt.
O Herr, wo ist Recht?

Wir streben
im Leben
nach e'wgen Gesetzen,
vom Bösen
erlösen
wird, Herr, Deine Hand.
Drum laßt ohne Klagen
uns Schwerstes ertragen,
Am Trotz zerschellt der Fels!
Herr, wir halten stand!
Wir halten stand!

Nach der Kundgebung saß ich noch kurze Zeit mit meinen Geschwistern und mit Dr. Prexl und seiner Frau beisammen, um etwas auszuspannen. Allzubald ging es weiter zur letzten Kundgebung nach

Altötting.

Wir kamen gerade noch zum Abschluß einer gewaltigen Lichterprozession um die heilige Kapelle. Ich konnte noch rasch die Jubilare des morgigen Tages begrüßen, meinen alten Freund, den früheren Generalvikar von Königsgrätz, Prälat Popp und andere. Am Sonntagmorgen hatte ich das Glück, am Gnadenaltar der Kapelle zelebrieren zu können. Alte Erinnerungen wurden lebendig. Schon meine seelige Mutter hat ihre Sorgen zur Muttergottes nach Altötting getragen. Hier habe ich die ersten Exercitien als Student mitgemacht, vielleicht hat sich hier mein Beruf entschieden. Ich dachte an P. Cyprian Fröhlich, den Begründer des Seraphischen Liebeswerkes, der allzeit auch ein warmes Herz für die deutschen Minderheiten im Osten hatte, an manche der alten Kapuzinermissionäre, die von hier aus ins Land zogen. — Massenhaft strömten die Menschen, besonders die Heimatvertriebenen zur Feier des Jubiläums von Prälat Popp und seiner Mitbrüder in die gewaltige Basilika. Es war eine Freude zu erleben, wie diese armen Menschen ihre Priester ehrten, wie aber auch meine bayrische Heimat an dieser Ehrung Anteil nahm. — Im Rathaussaal war anschließend ein Empfang für die Jubilare und für mich, wobei mir Bürgermeister, Abgeordneter Gabriel Mayer, ein feines Album mit Bildern der Stadt und des Heiligtums überreichte. Prälat Popp und ich dankten in ergriffenen Worten. Schon warteten wieder Vertreter des Münchener Rundfunks für ein Interview, das auf ein Band aufgenommen wurde. Ein tschechischer Journalist machte mir interessante Mitteilungen. Es blieb kaum Zeit zum Mittagessen.

Die Kundgebung im Schatten der Bäume um die Gnadenkapelle war wiederum von Tausenden besucht. Leider funktionierten auch hier die Lautsprecher sehr schlecht. Ich erinnerte in meiner Rede an den großen Feldherrn des 30 jährigen Krieges, Tilly, der in Altötting begraben liegt.

Es ist erschütternd, wenn man die Menschen mit Kreuzen beladen um die Kapelle ziehen sieht. Ist das nicht eine ständige Mahnung, denen das Kreuz tragen zu helfen, die sich selber nicht helfen können? Simonsdienst an den Heimatvertriebenen

ist mehr als ein Symbol, es ist lebendiges Christentum. Der Ausweis des Christentums ist ja nicht Beten, Kirchengehen, Sakramentempfang, Wallfahrten allein, sondern die Liebe! — In einem Briefe an eine dritte Stelle, der mir vorliegt, heißt es: „Ein Großteil der Flüchtlinge sind mit ihrem Glauben an Gott in Hader gekommen. Wenn man von Flüchtlingen sprechen kann, die aus ihrer Heimat ausgepeitscht wurden, die zusehen mußten, daß die Eltern, Frau oder Kinder vor ihren eigenen Augen niedergemetzelt wurden, ohne ihnen beizustehen und ihr Los zu erleichtern, dann hat man der Liebe zu wenig. Die Vertriebenen erleben es täglich: Schikane, Entlassung aus der Arbeit. Es war nicht nur in ihrer Heimat so, daß das Verbrechen wütete, sie finden auch hier oft kein Recht und oft wird ihnen das primitivste nicht zugestanden... Es ist so, daß die Flüchtlinge von Father Reichenbergers Wort „Gott lebt noch und sein Tag wird kommen" nichts halten."... Ich kann das nicht glauben. Ich vermute, daß der Schreiber dieser Zeilen nur seinen eigenen Unglauben offenbart und irgendwie entschuldigt. Aber es besteht Gefahr, sehr ernste Gefahr, daß es so kommt, und nicht bloß hinter dem eisernen Vorhang arbeitet man an diesem Ziel — auch im Bereich der „Kreuzfahrer"!

Rasch verliefen sich die Teilnehmer nach der Massenkundgebung, deren Schlußwort Prälat Popp sprach. Ich konnte mich von niemand — es sei denn von der Gnadenmutter in der Kapelle — verabschieden. Glücklicherweise stand das Auto des Münchner Rundfunks noch hier, das mich mit nach München nahm, sonst hätte ich bis in die späten Abendstunden auf Zuganschluß warten müssen. Gott schütze dich, Altötting, daß dein Segen weiter ins Land dringe!

Beim Abschied in Altötting sandte mir ein Sudetendeutscher ein sinniges Geschenk, das mir immer wertvoll bleiben wird: eine Kapsel aus Kupfer getrieben in der Form eines Herzens. Die Grenzen des Sudetenlandes sind herausgeschnitten und mit Glas bedeckt. Die Kapsel ist gefüllt mit heimatlicher Erde. Sentimentalität, für die unsere Internationalen, die Potsdamer und Morgenthauboys kein Verständnis haben, sonst wären sie des Verbrechens nicht fähig gewesen. Ich dachte an den Egerländer Franz Jellinek, der einen Kübel Erde als Reisegepäck, bei der „humanen ordentlichen" Austreibung mit sich führte und heute zu den Begräbnissen seiner Landsleute kommt, um ihnen eine Handvoll Heimaterde mit ins Grab zu geben, damit sie auch in der Fremde in heimatlicher Erde ruhen. Mir soll die

Erde ein ständiger Mahner sein, meine Arbeit fortzuführen, bis man auch mir Heimaterde ins Grab nachwirft, das Herz aber eine Mahnung: Wer eine Sache zum Erfolg führen will, muß sein Herz zum Pfand geben.

So war meine diesjährige Deutschland- und Österreichfahrt wieder zum Abschluß gekommen. Noch lagen Dutzende von Einladungen vor, von Heidelberg bis Wilhelmshafen, von der Universität in Hamburg, von ungezählten Landsmannschaften. Es war unmöglich, sie anzunehmen. Ich konnte nicht einmal die Privatbesuche machen, die vorgesehen waren. Hunderte von Briefen mußten ohne Antwort bleiben. Hätte ich eine Kanzlei und eine Hilfskraft auch bei meinen Fahrten, ließe sich manches mehr erledigen. Es wäre noch vieles zu erzählen, was von allgemeinem Interesse ist. So besuchte ich in München eine Buchhandlung, um mich nach verschiedenen Neuerscheinungen zu erkundigen. Ganz zufällig fragte ich nach der „Ostdeutschen Passion". Der Buchhändler erzählte mir, daß er das Buch wiederholt mit tiefer Erschütterung gelesen hätte. Er schaute mich immer wieder ungläubig an als ich mich als Verfasser vorstellte. „Solche Bücher müßten in Massen verbreitet werden, zudem von Verlegern, die einen Namen haben — aber das ist im heutigen Deutschland nicht möglich!" — — Nur noch einen Besuch will ich erwähnen: In München ist aus den Ruinen ein Gastlokal erstanden, der Wappenhof. Die Besitzerin, Frau Maria Meyer-Sagasser, eine geborene Münchnerin, hat das Lokal sozusagen mit eigenen Händen erarbeitet. Die tatkräftige Frau hatte einmal ein großes Restaurant Wappenhof mit 67 Angestellten in Breslau. Sie lebte 5 Jahre in Königsberg und hat von dort aus die Austreibung miterlebt, grauenhafte, fast unglaubliche Dinge. Bettelarm kam sie nach München. Heute arbeitet sie wieder mit 11 Menschen, Heimatvertriebenen, denen sie Arbeit und Brot gibt. Und sie hat nur einen Wunsch und ein Verlangen, den Heimatvertriebenen, besonders den Schlesiern, ein Heim in der Fremde zu bieten, und ich weiß, daß keiner von ihnen vergebens an ihre Türe klopft.



Der Walterbericht

In den Tagen meines Aufenthaltes in Deutschland wurde vor allem in den Blättern der Heimatvertriebenen der sogenannte Walter-Bericht lebhaft besprochen (81st Congreß, 2d Session, Report No. 1841: Expellees and Refugees of German Ethnik Origin. Deutsch erschienen unter dem Titel: Vertriebene und Flüchtlinge volksdeutschen Ursprungs). Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Bericht ausführlich zu behandeln. Ich will mich auf etliche Bemerkungen beschränken.

Das Verdienst des Berichtes liegt zunächst darin, daß sich ein Sonderkomitee des Kongresses ausführlich und gründlich mit dem Problem der Vertriebenen beschäftigt. Damit rückt das Problem aus dem Kreis vereinzelter Gruppen, die sich bisher mit viel Idealismus und wenig Geld um eine Lösung bemühten, in das Blickfeld der Welt, aber auch in eine bewußte Verantwortlichkeit. Man kann also die Frage nicht mehr totschweigen, wenn man nicht mitschuldig werden will.

Ich begrüße es besonders, daß sich der Untersuchungsausschuß bemüht, die Mitschuld Amerikas an der Austreibung abzustreiten. Dadurch wird indirekt zugegeben, daß es sich um ein Verbrechen handelt, um Akte der Unmenschlichkeit, von denen sich ein Volk, das sich christlich nennt und zur abendländischen Kultur bekennt, distanzieren muß.

Leider scheint mir der Beweis für die Unschuld Amerikas völlig mißlungen. Das Potsdamer Dokument trägt nun einmal auch die Unterschrift des Präsidenten Harry S. Truman. Niemand kann dies aus der Welt schaffen. Der berüchtigte Artikel 13 des Potsdamer Dekretes bringt nicht die Einschränkung und Erklärungen, die der Walter-Bericht hineinlesen möchte, sondern sagt einfach, daß die drei Regierungen anerkennen, daß die „Umsiedlung“ durchgeführt werden muß. Es hat bisher niemand darauf hingewiesen, daß in dem Walter-Bericht ein sehr wesentlicher Satz des Potsdamer Abkommens ausgelassen wurde, der Satz nämlich: Die drei Regierungen anerkennen having considerer the question in all its aspects (nachdem sie die Frage unter allen Gesichtspunkten er-

örtert haben). Vgl. den Text der New York Times vom 3. August 1945. Es ist also festgestellt, daß die Entscheidung nicht dem Augenblick entsprang, sondern nach allen Seiten beleuchtet wurde. Es ist unfaßbar, daß ein Mensch oder gar ein Christ, überhaupt die Austreibung von Millionen als sittlich zulässig ansehen kann. Es ist noch unfaßbarer, daß dies die Väter der Nürnberger Gesetze tun, die sogar vorübergehende, kriegsbedingte Zwangsarbeit Fremdstämmiger als Verbrechen gegen die Menschlichkeit ansehen. Die Hunderte von Sachverständigen mußten sich bei der Erörterung der Frage unter allen Gesichtspunkten zumindest völlig klar sein über die Zahl der von der Austreibung betroffenen Menschen, selbst wenn man annehmen kann — entgegen aller Vernunft und Erfahrung, — daß man 18 Millionen „menschlich und geordnet" aussiedeln könnte.

Es ist richtig, daß schon vor den Potsdamer Beschlüssen Austreibungen stattfanden, daß also die „Großen Drei" vor ein fait accompli gestellt waren. Es ist auch zugegeben, daß tausende geflohen waren, fast ausnahmslos freilich in der Erwartung, nach Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in die Heimat zurückzukehren. Der Hauptstrom der Vertriebenen kam aber erst nach Potsdam ins Reich, wie z. B. eine Statistik aus Bayern beweist, derzufolge im Februar 1945: 30 000, im Juni 605 000, im Dezember 734 000, im Januar 1947: 1 696 000, im Oktober 1949: 1 928 000 nach Bayern kamen. Potsdam hat den Austreibungen nicht nur kein Ende bereitet, es hat sie legalisiert und dadurch den Vertriebenen die Rückkehr verbaut. Es klingt sehr merkwürdig, wenn es im Walter-Bericht heißt, Amerika lehne eine gewaltsame Lösung des Problemes ab: Potsdam war die Anerkennung nackter Gewalt, eine Verleugnung des Naturrechtes und des Christentums, dessen Kennzeichen nun einmal die Liebe sind. Es war den Vertriebenen unfaßbar, daß gerade Amerika, auf dessen Menschlichkeit und feierliche Versprechungen sie besonders vertraut hatten.

Die Ausrede, daß man Tschechen und Polen nicht an den Verbrechen hätte hindern können, ist nicht stichhaltig. So ohnmächtig waren die Big Three denn doch nicht, daß sie die „befreiten Satelitten" nicht zur Einhaltung der Gesetze primitivster Menschlichkeit hätten zwingen können. Daß Stalin die Austreibungen wollte, soll nicht in Frage gestellt werden, er wußte, daß er damit Millionen entwurzelter, hoffnungsloser Menschen für seine Pläne reif machen und einen Unruheherd

für Generationen schaffen würde. Darf man sich zum Mitschuldigen eines Verbrechens machen, was man nicht verhindern kann? Warum haben sich die Westmächte nicht klar distanziert und Stalin allein vor der Menschheit und der Geschichte belastet? Das Potsdamer Diktat sagt: Die d r e i Regierungen anerkennen.

Wenn der Vertreter Amerikas nur deshalb dem Artikel 13 zustimmte, um die Austreibungen „in geordneter und humaner Weise" verlaufen zu lassen, so muß man doch die Frage stellen: Warum wurden die Aussiedlungen nicht unter internationaler Kontrolle durchgeführt? Warum ließ man dem Sadismus und der Rachsucht völlig freien Lauf? Welche humane Vorsorge wurde seitens der Großmächte getroffen sowohl während des Transportes wie nach der Ankunft in den dumping places, den Abfallslagern, Vorsorge für Wohnung, Verpflegung, Arbeit, von religiösen Bedürfnissen gar nicht zu reden? Welche Sorge für Alte und Kranke, für die Rentenempfänger oder auch nur für die Regelung der staatsbürgerlichen Verhältnisse? Jeder Farmer, der sein Vieh so zum Schlachthof schicken würde wie die Potsdamer Menschen, zumeist Greise, Frauen und Kinder, würde vor ein Gericht gestellt. Humanität und Christentum waren ausgeschaltet bei dieser Aktion.

Wenn der Bericht meint, daß man Deportationen nach den fernen subarktischen Gebieten Rußlands verhindern wollte, so kann mich auch diese Einwendung nicht überzeugen. Es wurden doch vier und mehr Millionen in die russische Zone verschickt und dort erwartet sie dasselbe Schicksal, sobald sie gegen den Kommunismus auftreten. Wenn man Stalin in diesem Lichte sah, warum hat man ihm dann den ganzen Osten Europas ausgeliefert? Wir lesen ja heute schon davon, daß Tschechen nach Rußland verschickt und dafür russisches Militär nach der Tschechei verpflanzt wird.

Übrigens ist die Idee nicht allein auf Stalins Mist gewachsen. Wir erinnern uns, daß Roosevelt nach der Jalta-Konferenz erklärte, es sei „keine schlechte Idee", Deutsche als Sklaven zu verwenden. Summer Welles setzt sich in „The Time for Decision" (p. 354 f) für die Umsiedlungen ein, eingekleidet in die üblichen humanitären Phrasen.

Churchill, der nun Europa und sogar die Deutschen als Kanonenfutter entdeckt, erklärte, er wäre über die Austreibungen nicht entsetzt. Dem polnischen Erstminister Mikolajcyk erklärte

Roosevelt bereits im Jahre 1944, die „amerikanische Regierung werde keinen Einwand erheben und soweit als möglich die Umsiedlungen erleichtern“, falls die polnische Regierung die nationalen Minderheiten aussiedeln wollen. (Vgl. Leitartikel der Chicago Daily Tribune vom 27. März 1950.)

Noch eines muß betont werden: Noch im März dieses Jahres weigerten sich die Westmächte, einige Hunderttausende deutsche Menschen nach Westdeutschland zuzulassen, die aus Polen vertrieben werden, obwohl die Bonner Regierung, trotz aller Not und Schwierigkeiten bereit war, sie aufzunehmen. Es ist eine tragische Ironie, daß der Bonner Bundestag den Alliierten sagen mußte, diese Weigerung sei „ein Widerspruch zu allen Grundsätzen der Menschenrechte und der persönlichen Freiheit“. (Edb.) Jetzt auf einmal sollen die Polen unvernünftig und unmenschlich sein. Mit Recht meint das große Chicagoer Blatt: „Wir möchten gerne wissen, welches Urteil er (Gen. Robert so über die Männer fällen würde, die die Austreibungen in Jalta und Potsdam ermutigen . . . Mr. Truman drängt derzeit den Senat, das Übereinkommen der Vereinigten Nationen über Rassenmord zu ratifizieren — die völlige oder teilweise Austilgung einer nationalen, ethnischen, rassischen oder religiösen Gruppe. Wäre das geplante Statut mehr als ein Hohn, er würde unter den ersten vor Gericht gestellt. (Ebd.) —Während man die deutsche Regierung hindert, deutsche Menschen zuzulassen, ist dieselbe Regierung gezwungen, tschechischen Flüchtlingen nicht bloß das Asylrecht zu gewähren, nach dem Wegfall der IRO für sie zu sorgen, auch wenn es sich um notorische Verbrecher handelt. Man wird den Deutschen, die umerzogen werde sollen, schwer dieses neue „demokratische“ Recht begreiflich machen.

Es sei in diesem Zusammenhang erinnert an einen offenen Brief, den Mr. Armstrong 1948 an Gen. Clay richtete: „Wenn irgendeine Handlung ein Verbrechen darstellt, dann ist es sicherlich diese. Daß überhaupt ein Vertreter der amerikanischen Regierung, ganz gleich ob Zivilist oder Militär, sein Siegel unter diese grauenhaften Scheußlichkeiten setzen konnte, geht über meine Begriffe. Mehr als 10 Millionen sind vertrieben worden — selbst der Walter-Bericht redet von 15 Millionen! — oder folgten den Vertriebenen ... Niemals hat die Erniedrigung der Menschen im Zeichen der Zivilisation einen solchen Tiefstand erreicht. General Clay, ich weiß keine Lösung dieses Problems, aber ich werde laut eintreten für alle diese, die keinen Anwalt

zu haben scheinen. Ich werde darauf dringen, daß der Kongreß eine Sonderuntersuchung durchführt: 1. um die persönliche amerikanische Schuld der Teilnahme an den so ungeheuerlichen Vergehen festzustellen und 2. um Mittel und Wege zu finden, um diese unglücklichen Menschen zurückzuführen oder umzusiedeln. Auf andere Weise bekommen wir in Deutschland keine Ordnung und keine Demokratie." (Zitiert nach Sudetendeutscher Heimat-Dienst, Pfingsten 1950.)

Mr. Armstrong ist also wie ich von einer Mitschuld Amerikas überzeugt. Ich betone diese Schuld wahrhaftig nicht, weil ich mich darüber freue. Ich schäme mich dieser Schuld der Verleugnung aller Grundsätze Amerikas und des Christentums. Die Betonung der Schuld ist aber notwendig — nicht allein zur Bestrafung der Schuldigen — das können wir unbesorgt dem Herrgott überlassen, dem sie nicht entgehen, um so mehr als sie anscheinend in ihrer Schuld sterben — sondern weil sich aus ihrer Schuld eine Verpflichtung zur Wiedergutmachung ergibt, nicht nur eine moralische, sondern auch eine rechtliche. Die Verpflichtung zur Wiedergutmachung lastet auf Amerika allein, wenn die Partner von Potsdam sich weigern oder nicht in der Lage sind, den Schaden zu ersetzen, soweit er überhaupt noch gutzumachen geht. Es gibt keine Doppelmoral für das öffentliche und private Leben.

Ich möchte in diesem Zusammenhang zu einem Artikel Stellung nehmen, den ein Freund in der Wiener „Furche" schrieb. Dieser kommt zu dem Schluß, daß die Sowjets den Artikel 13 des Potsdamer Abkommens niemals anerkannt und darum völlig freie Hand hätten. Aus dem ganzen Walter-Bericht kann man doch nur folgern, daß die Bolschewiken Hauptinteressenten der Austreibung waren. Der Satz, auf den sich die Beweisführung dieses Artikels stützt, ist in der deutschen Ausgabe des Walter-Berichtes richtig übersetzt: „Sowjetrußland und seine Vasallenstaaten haben sich nie an die Bestimmungen des Artikels 13 gehalten", d. h. nicht, daß sie den Artikel 13 überhaupt nicht angenommen hätten. Sie kümmerten sich nur nicht um die Phrase „human und ordentlich" und um die verschiedenen Vorschläge, die sie anstrebten. Sie hielten sich lediglich an die Erklärungen, daß die Umsiedlungen durchgeführt werden müssen, und befriedigten ihre Rachsucht in unvorstellbarer Weise. Wäre diese Auslegung richtig, blieben Amerika und England mit der Alleinschuld belastet. Die Konsequenzen aus solcher

Einstellung wären nicht auszudenken. (Frankreich hat bekanntlich das Potsdamer Abkommen nicht unterschrieben und sich darum geweigert — bis in die jüngste Zeit — Vertriebene in die französische Zone aufzunehmen.)

Noch einige Bemerkungen zu den Schlußfolgerungen des Walter-Berichtes. Ich kann nicht mit der Auffassung übereinstimmen, daß es sich „grundsätzlich um ein Problem und eine Verantwortung Deutschlands" handle. Es handelt sich nur insoferne um ein deutsches Problem, als deutsche Menschen die Opfer der Austreibung sind, als man diese Menschen in ein hungerndes, zerstückeltes, der besten landwirtschaftlichen Gebiete beraubtes, ausgebombtes und demontiertes Deutschland hineintrieb. Grundsätzlich handelt es sich um ein Problem, das die Sieger geschaffen, und für das sie die ganze Verantwortung tragen. Was die rechtliche Seite anlangt, handelt es sich auch nicht um ein internationales Problem, sondern ebenfalls um ein Problem, für das die Urheber und Exekutoren rechtlich verantwortlich sind. Deutschland und die Welt haben lediglich eine moralische, sittliche allgemein menschliche und christliche Verantwortung.

Wenn es in Punkt 4 der Schlußfolgerungen heißt: „Die gegenwärtige Haltung der deutschen Beamten und der deutschen öffentlichen Meinung, die das Problem als ein „internationales" kennzeichnen, ist nicht nur ein Haupthindernis für die Lösung des Problems, sondern, wenn sie andauert, wird sie die Möglichkeit internationaler Hilfe beseitigen, die, soweit sie verfügbar wird, angesichts einer deutschen Politik, die stark darauf abzielt, die Lösung des Problems in Deutschland selbst zu verschleppen, nicht wirksam werden könnte. Die Gewährung von Geldmitteln der Vereinigten Staaten zur Erleichterung des Problems könnte nicht gerechtfertigt werden, wenn maximale deutsche Anstrengungen, das Problem in Deutschland selbst zu lösen, nicht gemacht werden." — So erfordert die Gerechtigkeit festzustellen, daß in Deutschland, angesichts seiner Lage nach Kriegsende, angesichts der Hunderte von Problemen, geradezu übermenschliche Anstrengung gemacht wurden, die kaum in einem anderen Lande eine Paralelle fanden. Welches Land könnte ohne irgendeine Vorbereitung 15 Millionen um alles beraubte, körperlich und seelisch gebrochene Menschen unterbringen, beschäftigen, verpflegen? (Ich verweise nachdrücklich auf die Schrift des bayerischen Staatssekretärs für das Flüchtlings-

wesen: 4 Jahre Vertriebenenbetreuung in Bayern, München 1950.) Dabei soll nicht geleugnet werden, daß Bürokratie und öffentliche Meinung noch manches lernen und tun müssen, statt mit übertriebenen Hoffnungen nach internationaler Hilfe auszuschauen. Es ist aber wichtig, festzuhalten, daß die Urheber des Verbrechens die Pflicht haben, ganz unabhängig vom Verhalten der deutschen Bürokratie und der öffentlichen Meinung. Wenn sie diese Hilfe leisten, so handeln sie nicht als Wohltäter der Menschheit, sondern erfüllen die Pflicht der Gerechtigkeit, von der sie niemand freisprechen kann.

Nach dem Walter-Bericht liegt die Frage der Rückkehr in die Heimat im Bereich der Theorie und ist sehr unwahrscheinlich. Das mag sein. Es ist durchaus nicht richtig, daß die Rückkehr nur durch Gewalt, d. h. durch Krieg kommen könnte. Gerade die Vertriebenen, die den Krieg und die Schrecken der Nachkriegszeit erlebt haben, wollen von einem neuen Krieg nichts wissen. Der Krieg löst keine Probleme, er verschärft sie nur. Es hieße aber an der Vernunft, an der Menschlichkeit, sogar an den Christen verzweifeln, wenn man die Versuche aufgäbe, eine Frage, deren Dringlichkeit nun auch die Welt zugibt, mit Vernunft, Menschlichkeit und Christgeist zu lösen. Ich bin bis heute überzeugt, daß die öffentliche Meinung eine Umstellung der Politik erzwingen würde, wenn sie über den ganzen Umfang und die Auswirkungen des Verbrechens von Potsdam aufgeklärt würde. Die am 4. August 1950 in München getroffene Vereinbarung zwischen den Sudetendeutschen und Tschechen, zwischen denen wahrhaftig Berge des Hasses und der Verbitterung liegen, beweisen, daß Menschen sich ernstlich bemühen, Lebensfragen ohne Krieg auf dem Wege der Vernunft und Gerechtigkeit zu lösen. Die Westmächte haben die feierlichen Versprechungen und Verpflichtungen, angefangen von den 14 Punkten Wilsons bis zur Atlantik Charter, einzulösen, wenn sie nicht das sehr angeschlagene Vertrauen vollends verlieren wollen. Wenn man sich für die Frage der Rückführung der Vertriebenen in ihre Heimat ebenso einsetzen würde wie seinerzeit für die Lösung der Palästinafrage, dann würde auch ein Weg gefunden werden.

Es wurde mir sehr verübelt, daß ich mich bei den Kundgebungen in Deutschland voll und ganz hinter die Forderung: „Rückkehr in die Heimat“ stellte. Ich kann nur immer wieder

betonen, daß dies die einzige Lösung ist, die nicht nur den Wünschen, dem brennenden Verlangen der Vertriebenen entspricht, sondern ebenso der Vernunft, der Gerechtigkeit, dem Christentum, ja selbst wirtschaftlichem Denken. Es ist Irrsinn, daß man hinter dem Eisernen Vorhang Häuser und Wohnungen sprengt oder verfallen läßt, während Millionen noch in Löchern und Baracken hausen. Es ist ein Irrsinn, daß dort ehedem fruchtbare Gebiete zur Wüste werden, während Millionen hungern und von den Almosen der Welt, meinetwegen auch von den Steuergeldern Amerikas leben. Das Recht auf die Heimat ist ein gottgegebenes Recht, das man nicht preisgeben darf, weil es im Augenblick dem Cäsar nicht expedient scheint. Auf Unrecht kann man keinen Frieden und keine neue Welt bauen. Die Westmächte sollten auch nicht übersehen, daß Stalin zumindest eine Lösung versprechen wird — man denke an die Rückwanderungsbestrebungen in Ungarn! Durch die um Hunderte von Kilometern vorverlegte Grenze im Osten kann der Panslavismus einen viel stärkeren Druck auf den Westen ausüben als je zuvor, erst recht, wenn die Oder-Neiße-Linie als bleibend anerkannt wird. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß man den Einfluß des Kommunismus auf die Vertriebenen zu sehr unterschätzt, zumeist, weil man nur stur nach dem überlebten Nazismus starrt, den man überall wittert. Es ist richtig, die Vertriebenen haben den Kommunismus erlebt, seitdem erlebten sie aber 5 Jahre demokratischer „Befreiung" und sie ziehen Vergleiche. Die „Neue Presse" (13. Mai) in Coburg brachte einen Artikel „Heim ins Reich — diesmal umgekehrt" (mit dem ich keineswegs in allen Einzelheiten übereinstimme). Darin wird von einem Zurückfluten von Flüchtlingen nach dem Osten, von Transporten deutscher Facharbeiter aus der Ostzone, von einem Zurückströmen von Heimatvertriebenen aus dem deutschen Westen nach den Ländern der sog. Volksdemokratien berichtet. Wörtlich heißt es: „Es ist eine ganz merkwürdige Situation. Während sich die Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen äußerlich ständig zu verschlechtern scheinen, werfen Deutsche alle Vorbehalte von sich und kehren dem Westen den Rücken. Was liegt diesem erstaunlichen Vorgang zugrunde? Man kann kaum annehmen, daß diese Rückwanderung in eine ungewisse Zukunft nur deswegen erfolgt, weil das Heimweh nach 5 Jahren noch nicht abgeklungen ist. Man darf vielmehr mit Sicherheit darauf verweisen, daß

diese ostwärts wandernden Flüchtlinge so sehr von ihren „altreichsdeutschen Brüdern" enttäuscht wurden, daß sie trotz aller drohenden Gefahren den illegalen Weg nach dem Osten nicht scheuen. Von einer ausgeprägten politischen Anziehungskraft des Ostens wird man wohl nicht sprechen können, aber von einer Schuld des Westens, der wertvolle Menschen ziehen läßt. Wie groß muß die Enttäuschung unter den Flüchtlingen sein, wenn sie trotz aller abschreckenden Berichte aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang dorthin zurückkehren, wo sie wahrscheinlich als Taglöhner auf ihrem früheren Gund und Boden arbeiten dürfen!" Wie lange wird es dauern, bis diese Menschen zu überzeugten Kommunisten umerzogen sind und Haß gegen den Westen verbreiten ...

Es scheint auch, daß man blind ist für die kommunistische Agitation im Westen, der wohl auch eine Reihe der tschechischen „Flüchtlinge" dienen. Vor mir liegt die „Sozialistische Volkszeitung" vom 13. Juni 1950, die in Frankfurt a. M., also unter den Augen der amerikanischen Behörden erscheint. Darin berichtet ein Rudolf Sturm, Flüchtlingssachverständiger im Hessischen Landtag, über einen Besuch von 24 Umsiedlern aus dem deutschen Westen in die Demokratische Republik des Ostens. Der Artikel ist ein einziges Loblied auf den Kommunismus. Im Westen sind die Vertriebenen Menschen zweiter Klasse, in der DDR vollberechtigte Bürger. „Schmerzhaft durchzuckte es uns, als wir an das Elend unserer Umsiedler im Westen denken mußten, die zum größten Teil ohne Existenz sind und in Löchern wohnen müssen ... Während man im Osten den Neubauern und Landarbeitern eine eigene Scholle gegeben hat, müssen sie im Westen mit wenig Bezahlung als Knecht beim Bauern arbeiten. Unsere Gewerbetreibenden und Handwerker sind zum größten Teil bankerott . . . es wurde uns klar, daß man diese Menschen bewußt im Elend läßt, daß man sie bewußt einer Verzweiflung entgegentreibt, denn sie sollen durch raffinierte und systematisch Verhetzung reif gemacht werden für einen neuen Krieg. Sie sollen auch bei einer kommenden Auseinandersetzung als erste in den Tod marschieren ... Im Gegensatz dazu sehen wir im Osten fleißige Hände, die am friedlichen Aufbau mithelfen ... Im Westen bietet man statt Arbeit und Brot eine wüste Hetze gegen den Osten ..." Glaubt man, daß diese Sprache bei enttäuschten, verbitterten und ver-

zweifelten Menschen nicht verfängt? Und das druckt man in Frankfurt am Main, nicht in Weimar ...

Wenn der Walter-Bericht meint, daß auch bei einer Änderung des Regimes (in den austreibenden Ländern) kaum eine Änderung brächte, wegen der „Erinnerung an die Haltung einiger (Deutscher) während der Nazizeit und in manchen Fällen schon vor dieser tragischen Periode“, so läßt sich darauf antworten, daß die Vertriebenen nur in verschwindenden Fällen an Verbrechen gegenüber ihren früheren Mitbürgern beteiligt waren. Sie wollten lediglich „Gleiche unter Gleichen“ sein, dieselben Rechte genießen wie das Herrenvolk. Man müßte es doch gerade in Amerika verstehen, daß auch sog. „Minderheiten“ — in der Tschechei waren die Tschechen, die sich als Herrenvolk betrachteten, tatsächlich eine Minderheit — gegenüber anderen Nationen, die den Staat mit bildeten — nach Freiheit verlangen, wenn man an die Unabhängigkeitserklärung denkt. Jedenfalls hatten die Minderheiten ebensoviel, wenn nicht mehr berechtigte Beschwerden als 1776 die Verfasser dieser Erklärung. Wie immer das auch sein mag — darüber wird eine unparteiische Geschichte urteilen — wenn wir nicht einen Strich unter die Vergangenheit ziehen und entgegen der Vernunft, der Geschichte, der Geographie und der Wirtschaft den Haß verewigen, wird es zu keiner Neuordnung in Europa kommen und auch nicht zum Frieden. Die Vertriebenen könnten jedenfalls den ängstigenden Erinnerungen“ eine Liste von Verbrechen, jedem Lidice Tausende anderer gegenüberstellen.

Der Walter-Bericht macht den Vorschlag, daß etwa einer Million Vertriebener die Möglichkeit der Auswanderung geboten werden soll, zunächst Bauern, die ja in einem Land ohne hinreichenden Ackerboden besonders schwer unterzubringen sind. Man darf den Vorschlag nicht von vornherein ablehnen. Einzelne Menschen werden immer wieder auswandern wollen. Wenige setzen sich durch, viele zerbrechen. Eine Million Menschen kann man nicht einfach wiederum verschicken, besonders dann nicht, wenn sich alles in ihnen dagegen wehrt, wenn ihr einziger Wunsch ist: „Wir wollen heimwandern“ — nicht auswandern, wir sind des Wanderns müde. Menschen sind nicht Figuren auf dem Schachbrett der Politik. Ich weiß kein Land, das bereit ist, eine Million deutscher Menschen — nach all dem Haß der letzten Jahre und der propagandistischen Vergiftung —

aufzunehmen. Angenommen, es gäbe Auswanderungsländer, die Neuankommenden die Möglichkeit zu zwar harten, aber immerhin menschenwürdigem Leben bieten, so müßte man doch die bisherigen Erfahrungen berücksichtigen. Die Auswanderer, die durch die IRO betreut wurden, wurden nicht ein-, sondern dutzende Male gesiebt unter allen möglichen und unmöglichen Gesichtspunkten. Es wurden nur charakterfeste, gesunde, arbeitsfähige und -willige Menschen, besonders Fachleute gewählt. Alte, kranke, hilflose, arbeitsunfähige Menschen wurden zurückgehalten. Würde man unter den Vertriebenen nach denselben Gesichtspunkten vorgehen, so würde man Deutschland vollends zu einem Armen-, Siechen- und Krüppelhaus machen. Mehr als einer Familie würde der Ernährer entzogen und sie würde eine weitere Belastung der Wohlfahrtseinrichtungen. Da man immer noch der tollen Idee anhängt, daß jeder, der irgendwie mit der Partei verbunden war — sagen wir Hitlerjungen — politisch unzuverläßlich — darum nicht auswanderungsfähig ist, würden Familien neuerdings zerrissen. Eine Auswanderung unter diesen Gesichtspunkten ist uneingeschränkt abzulehnen. Deutschland braucht dringender als je seine gesunden, arbeitsfähigen Menschen, vor allem qualifizierte Fachkräfte, wenn es sich von dem Blutverlust erholen, wirtschaftlich wieder aufsteigen und das Problem der Vertriebenen meistern soll.

Anders liegt die Frage, falls es sich um geschlossene Aussiedlung ganzer Gruppen handelt, so wie die Vorfahren der Vertriebenen einmal in fremde Länder als Kolonisten und Pioniere zogen. Man denke an das Gedicht von Arthur Heinz, der mit der Heilsberger Bevölkerung nach Sibirien verschleppt wurde und dort den Tod fand:

„Es ging in alten Zeiten ein Lied durch deutsches Land:
Nach Ostland woll'n wir reiten, zum fernen Bernsteinstrand! —
Es kamen Bayern und Sachsen und Männer der güldenen Au,
Und wo die Reben wachsen und aus dem Neissegau.
Sie haben geschafft und gerungen mit Axt und Pflug u. Schwert
Und haben die Wildnis bezwungen und bauten sich hier den Herd.
Da wurden licht die Wälder, es trocknete Sumpf und Moor.
Bald dehnten sich weite Felder und Dörfer wuchsen empor ..."

Durch Gruppenaussiedlung würden viele Schwierigkeiten beseitigt, die sonst unvermeidlich sind. Und überdies könnten sich die Auswanderer leichter eine neue Heimat schaffen. Meine Er-

fahrungen gehen allerdings dahin, daß man geschlossene Siedlungen zu verhindern sucht, weil sich — wie man sagt — sonst die Emigranten sehr schwer oder überhaupt nicht assimilieren. Man befürchtet angeblich irridentistische Bestrebungen. Die Auswanderer müssen damit rechnen, daß sie ihr Volkstum preisgeben müssen. Es müßte wohl möglich sein, die im Walter-Bericht vorgeschlagene Million in dem volksarmen Frankreich unterzubringen, das näher liege als Übersee, auch näher europäischen Empfinden. Es bleibt aber immerhin zu bedenken, daß, selbst wenn eine Million Menschen in geschlossenen Gruppen auswandern könnten, es blieben noch mehr als 90 Prozent der Vertriebenen in Deutschland zurück. Das bedeutete nur eine Milderung, nicht aber eine Lösung der Frage.

Der Walter-Bericht sieht die „eigentliche Lösung des Problems in der örtlichen Eingliederung in die deutsche Wirtschaft". Dafür müßten allerdings Voraussetzungen geschaffen werden, die bei der „humanen und ordentlichen Aussiedlung" ganz übersehen wurden. Man müßte die Vertriebenen dort einsetzen, wo sich die entsprechenden Arbeitsmöglichkeiten finden oder schaffen lassen, wo ihre Fähigkeiten und Erfahrungen am besten ausgewertet werden können. Das erfordert Umsiedlungen innerhalb Deutschlands in gigantischen Ausmaßen, überhaupt, wenn man nicht bloß die Erhalter der Familie, sondern die ganzen Familien umsiedelt, was eine unabdingbare Voraussetzung sein müßte. Es hat freilich wenig Sinn, Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, solange die Arbeitslosigkeit von Tag zu Tag wächst, solange Absatzmöglichkeiten künstlich aufrechtgehalten, solange weiter demontiert wird. Es fehlt das Geld, sowohl für die Umsiedlungen wie für die Schaffung von Arbeitsplätzen und menschenwürdigen Wohnungen. Werden die entsprechenden langfristigen Kredite zur Verfügung gestellt, das ist die Frage. Deutschland allein kann das Problem unmöglich lösen.

Der Bericht schlägt schließlich die Bildung einer internationalen Organisation vor, deren einzige Aufgabe die Wiederansiedlung der „deutschen Überschußbevölkerung" sein soll. Das ist sicherlich zu begrüßen, es wäre nur zu ergänzen, daß auch Österreich herangezogen werden müßte, von dem der Walter-Bericht keine Erwähnung tut. Auch Vertreter der Vertriebenen haben ein Wort dazu zu sagen. Die Zusammenfassung ergibt folgendes Bild: Schon die Tatsache des Berichtes ist ein Fort-

schritt. Die Mauer des Schweigens beginnt zu zerfallen. Die Welt wird sich klar, daß hier ein Problem ist, das nach Lösung verlangt, soll die Welt nicht daran zerbrechen. Zu übergroßen Hoffnungen und Freudenausbrüchen ist kein Anlaß. Eine Studie mit konkreten Vorschlägen ist noch keine Lösung. Wenn die Vorschläge in vielen Punkten unbefriedigend sind, sowohl deshalb, weil man sich in die Lage, die Mentalität der Vertriebenen einfach nicht hineindenken kann. Man sollte auch dieses nicht übersehen, daß einflußreiche Kreise ihre sadistische Rachepolitik weitertreiben und auf alle Vorschläge mit neuen Haßausbrüchen und den Schlagworten der Kriegspropaganda antworten. Es bleibt noch sehr, sehr viel zu tun, bis die Vorschläge zu Taten reifen.

Die Londoner Konferenz der Außenminister müßte endlich auch zur Frage der Vertriebenen Stellung nehmen. Leider sieht auch sie keinen anderen Weg zur Lösung als „die systematische Ausnutzung aller Möglichkeiten für eine größere Bevölkerungsverschiebung“ — also letzten Endes einen Weg, auf dem wiederum Schweiß, Blut und Tränen liegen, einen Weg, der einer Verletzung primitivster Menschenrechte sehr nahe kommt, auch wenn die Verschiebung wirklich „human und ordentlich“ durchgeführt werden sollten. Menschen sind keine Ware, sondern haben gottgegebene, unabdingbare Rechte wie nicht nur die Bibel besagt, sondern auch unsere Unabhängigkeitserklärung und die Atlantic Charta garantiert.

Es wurde verschiedentlich an mich die Frage gerichtet zu der Erklärung des neuen bayerischen Landeskommissars Dr. Georg N. Shuster Stellung zu nehmen, der bei seiner ersten Pressekonfernz in München erklärte: „Ich glaube, sagen zu können, daß während der nächsten sechs Monate gerade auf dem Gebiete des Flüchtlingsproblems Dinge passieren werden, die von großer Bedeutung sind.“ So sehr ich mich mit dem Problem beschäftige, ich sehe kein Anzeichen von einer außerordentlichen Wendung in der Haltung Amerikas. Ich bin nur überzeugt, sowohl aus einer persönlichen Berührung mit Dr. Shuster, wie aus allem, was ich von ihm weiß, daß es „eine seiner ersten Aufgaben sein wird, dieses Problem zu studieren und die Ergebnisse in den Staaten noch stärker an die Öffentlichkeit zu bringen.“ („Neue Presse“, Coburg, 20. Juli 1950.) In der Besprechung des Walter-Berichtes wurde fast ausnahmslos übersehen, daß darin empfohlen wurde, die Bestimmung des Ab-

schnittes 13 des Gesetzes von 1948 beizubehalten. Darnach bleiben u. a. alle von der Einwanderung ausgeschlossen, die „Mitglieder oder Teilnehmer einer Bewegung waren, die den Vereinigten Staaten feindlich ist oder war."

Das mag sehr selbstverständlich und berechtigt klingen. Dahinter steht aber der Gedanke der Gesamtschuld aller Deutschen, die absolute Verständnislosigkeit gegenüber dem Leben unter einer Diktatur. Man will einfach nicht zur Kenntnis nehmen, daß Eltern gezwungen waren, ihre Kinder in die HJ zu schicken, daß ein Familienvater gezwungen war, der NSDAP beizutreten, wenn er nicht seine Existenz verlieren und mit den Seinen hungern wollte, daß man manche Auslandsdeutsche, z. B. die Donauschwaben zwang, der SS beizutreten, auch wenn diese Menschen den Nationalismus innerlich ablehnten und bei jeder Gelegenheit sogar bekämpften. Man will den seelischen Konflikt nicht verstehen, dem jeder Deutsche mit Kriegsbeginn ausgesetzt war: Hier stand sein Vaterland in einem Kampf auf Leben und Tod — unconditional surrender! — Hier eine Diktatur, die er haßte. Der Deutsche, der zum Militärdienst eingezogen wurde, konnte nicht anders handeln als der Amerikaner, eben einrücken und kämpfen. Was wäre dem Soldaten geschehen, der sich geweigert hätte, Bomben über Rom und Monte Cassino abzuwerfen oder die Atombombe über Hiroshima loszulassen? ... Das Generalkonsulat der USA in München hat bereits verlautbart, daß von den neuerdings zugelassenen 54 000 Volksdeutschen „nur Personen in Frage kommen, die weder der NSDAP noch einer ihrer Gliederungen und Organisationen angehörten". Darunter fallen z. B. auch Mitgliedschaft bei der NSV, DAF usw. Auswanderungswillige, die einer dieser Organisation angehörten, werden auf jeden Fall zurückgewiesen. („Deggendorfer Donaubote", 27. Juli 1950.) Wer konnte der DAF fernebleiben? Wer bleibt dann also noch übrig zum Auswandern? Der Jubel über die 54 000 ist verfrüht. Es bleibt mehr oder weniger alles beim Alten. Der Haß geht weiter.

Pilger bei Nacht

Vor kurzem ist aus der Feder von Msgr. Edward E. Swanstrom, des Leiters der National Catholic Welfare Conference, der wegen seiner Verdienste um die Heimatvertriebenen zum Ehrendomherrn von Köln ernannt wurde, unter dem Titel: Pilgrim of the Night ein Buch erschienen (Verlag Sheed u. Ward, New

York 1950), das sich besonders mit der Frage der „expellees“ (Vertrieben) beschäftigt. In acht Kapiteln behandelt der Verfasser auf Grund eigener Beobachtungen und nach Mitteilungen seines Mitarbeiterstabes die Lage der Enterbten, die Arbeitsverhältnisse mit besonderer Betonung der unheilvollen Auswirkungen der Demontagen, die Sklavenarbeit der Kriegsgefangenen. Den Frauen der Vertriebenen, ihrem Fleiß, ihrer Sauberkeit, ihrer Fähigkeit, die Not zu meistern, ist besondere Anerkennung gezollt. Das Los der heimatvertriebenen Kinder ist mit lebhafter Anteilnahme gezeichnet. Die Priester, die bei den Vertriebenen aushielten und sie zusammenhalten unter großen Opfern und Entbehrungen, finden warmes Verständnis. Besonders eingehend ist das Wirken des verewigten Vertriebenen-Bischofs Kaller von Ermland gewürdigt. Für weite Kreise dürfte die Mitteilung neu sein, daß Bischof Kaller sich erbötig machte, freiwillig ins Lager Theresienstadt zu gehen, das Los der Internierten zu teilen, um so die „nicht arischen Christen“ seelsorglich zu betreuen. Man muß sich nur wundern, warum auch die katholische Welt diesen Heroismus eines deutschen Bischofs totschweigt.

Das Schlußkapitel: Die lange Prozession behandelt verschiedene Lösungsmöglichkeiten des Vertriebenenproblems. Es ist begrüßenswert, daß der Verfasser unterstreicht, daß es „undenkbar ist, daß die ganze Last der Lösung auf der verarmten und zerstörten (deutschen) Nation liegen sollte.“ Er fordert eine internationale Lösung für dieses international geschaffene Unrecht. Weiter fordert er eine Umsiedlung nach Berufen innerhalb Deutschlands. Dem Vertriebenenministerium müßten dafür durch ECA entsprechende Mittel zur Verfügung gestellt werden, was ungefähr sieben Milliarden Dollar erfordert. Der weitere Vorschlag zielt auf großzügigen Wohnungsbau ab mit dem Ziel der Zusammenführung der einzelnen Familien. Der Wohnungsbau würde auch die Frage der Arbeitslosigkeit wenigstens für etliche Jahre, wenn schon nicht lösen, so doch wesentlich beeinflussen.“ Ohne ausgedehnte Kredite, die nur durch ECA kommen können, besteht keine Hoffnung auf Verwirklichung. Auch zur Frage der Auswanderung, die nur in begrenztem Ausmaß möglich ist, wird Stellung genommen. Zur Frage der Auswanderung, die nur in begrenztem Ausmaß möglich ist, wird Stellung genommen. Zur Frage der Auswanderung bezieht der Verfasser die gleiche Stellung wie ich.

„Bis jetzt wurden die Vertriebenen, die in Baracken als Arbeitssklaven leben, in halbzerstörten Hotels oder sogar in Ställen, nicht als ein großes internationales und menschliches Problem anerkannt. Darum blieben sie auch von internationaler Hilfe und Planung ausgeschlossen.“ — „Ist dies nicht ein Zeichen, Bild und Gleichnis, dessen, was wir selbst mit Gott getan“, fragt der Verfasser mit Ida Görres. Die Vertreibung der Menschen folgte der Vertreibung Gottes.

Das Buch bringt dem, der sich mit der Frage beschäftigt hat, kaum wesentlich Neues. Sein Verdienst liegt darin, daß es an weitere Kreise vor allem englisch sprechender Katholiken herankommt, unter denen bis heute krasseste Unkenntnis herrscht. Der Verfasser sieht die Gefahren sehr real, die sich aus einer Verschleppung der Frage zwangsläufig ergeben müssen. „Hier ist ein Fels, an dem alle unsere Pläne scheitern können“, läßt er einen Beamten der Besatzungsmacht sagen. Hier ist ein Bleigewicht, das den Wiederaufstieg Europas hindern muß. Das Buch schildert die Lage 1950, leider nicht auch die Geschichte und Vorgeschichte der Austreibungen, obwohl der Verfasser auch dafür Material zur Verfügung haben müßte. Er schreibt ja: „Das Problem der Vertriebenen war mir nicht neu, da ich 1945 gleich nach Beendigung der Feindseligkeiten in Deutschland war ... Ich sah, wie die Viehwagen die verschiedenen Städte Deutschlands anliefen. Ich war zugegen, als die ersten Transporte geöffnet wurden und die müden Menschen, von alten Großmüttern bis zu kleinen Kindern in den Armen der Mutter ans Tageslicht kamen, in die Ruinen der Eisenbahnstationen. Ich stand mit anderen Zeugen daneben, als man die Toten und Sterbenden aus den Wagen trug und ich sah unbekannte Vertriebene vor meinen eigenen Augen auf den kalten Steinen am Fußboden der Stationen sterben. Die Massenaustreibungen waren das Resultat einer Massenschuldtheorie, die jedes einzelne menschliche Wesen einer bestimmten Gruppe für die Handlungen der Führer der Gruppe verantwortlich macht. So wurden Babies und kleine Kinder als schuldig bestraft, genau so wie Hitler kleine jüdische Kinder tötete als Mitglieder einer Rasse, die er in der Perversität seines Rassenhasses, als Ganzes schuldig betrachtete.“ (S. 5/6.) Es bleibt doch die peinliche Frage, w a r u m man sich für die Vertriebenen n i c h t s c h o n s e i t 1 9 4 5 mit demselben Nachdruck einsetzte wie für die sog. DPs. Hat die Theorie der Gesamtschuld

auch christliche Kreise infiziert, so wie etwa die IRO? Dem Buch sind eine Reihe Bilder beigegeben. Man hätte zweifellos viel realistischere Darstellungen auswählen können, die wirklich die ganze Brutalität der Austreibungen, der Durchschleusungslager, der Baracken und Bunker zeigen. Der britische Film "The Expellee Problem" bringt Bilder, die man im KZ nicht schlimmer treffen könnte.

Von besonderer Bedeutung ist es, angesichts der Tatsache, daß man mir als besondere Sünde ankreidet, daß ich mich für eine Bewegung einsetze, „die zum Ziele hat, den sog. Sudetendeutschen, die aus der Tschecho-Slovakei vertrieben wurden, ihr Land zurückzugeben und sie zurückzuführen." — — — Daß Msgr. Swanström, also immerhin der Repräsentant der katholischen Caritas Amerikas, die einzig gerechte Lösung der Vertriebenenfrage in der Rückkehr in die Heimat sieht. Die Sätze seien darum wörtlich zitiert: „Es kann keinen Frieden geben ohne wirkliche Gerechtigkeit, und wirkliche Gerechtigkeit verlangt, daß alle, denen ihre Heimat genommen wurde, sie wieder zurückerhalten, sei es in Polen oder in Ostdeutschland." — (S. 79.) „Das Stückchen Erde, das eines Menschen Eigentum ist, aus dem er den Unterhalt seiner Kinder bezieht, gehört ihm nach göttlichen und menschlichen Recht, und kann ihm nicht genommen werden, ohne diese Gesetze zu zerbrechen. Die einzig reale Lösung des Problems der Vertriebenen ist die Wiederherstellung des Naturrechtes und der Moralgesetze, die den Nationen wie Induviduen zu leiten pflegten, indem man ihnen ihr Heim, ihren Grund und Boden, und die Geschäfte zurückgibt, die enteignet wurden. Diese Tatsache ist unwiderlegbar, ohne Rücksicht auf politische Erwägungen, auf Grenzen, geschichtliche Verbitterung oder den Durst nach Wiedervergeltung."

(ebd)

Alliierte Kritik an der deutschen Vertriebenenpolitik

Während meines Aufenthaltes in Deutschland las ich des öfteren von scharfer Kritik der Vertreter der Besatzungsmacht an der deutschen Vertriebenenpolitik. Eine besonders radikale Sprache führte der Landeskommissar für Württemberg, General Gross. Er sprach von einer Gruppe internationaler Journalisten. Dabei führte er aus, er habe bei den württembergisch-badischen Regierungsstellen „eine Flucht vor der Verantwortung"

feststellen müssen. In der ganzen Welt gäbe es kein Volk, das so wenig bereit sei, eine Verantwortung zu übernehmen, wie das deutsche. Die Gleichgültigkeit und der Mangel an Hilfsbereitschaft gegenüber den vertriebenen Landsleuten sei auffallend. Die Flüchtlingsfrage sei in erster Linie ein deutsches Problem, aber „man wird in Kalifornien mehr Sympathien für Berlin und die Flüchtlinge finden als in Württemberg-Baden". Die Behauptung deutscher Beamter, daß nichts mehr unternommen werden könne, sei ihm völlig unverständlich. Bei der amerikanischen Hilfe für die deutschen Flüchtlinge handele es sich nur um eine großzügige Geste. Die Deutschen sähen es gern, wenn die Amerikaner die ganze Last des Flüchtlingsproblems auf sich nähmen, aber man würde uns zuerst dankbar auf die Schulter klopfen, um bald nachher scharf darauf zu achten, daß über die Verwendung der amerikanischen Hilfsmittel die deutschen Stellen allein zu bestimmen haben". Der General bemerkte sarkastisch, er hoffe, die gesetzgebenden Körperschaften würden genügend Zeit haben für das Flüchtlingsproblem, wenn sie einmal die Frage der Pensionen für sich und ihre Freunde" geregelt hätten. „Stuttgarter Zeitung", 15. 6. 1950.)

Die Kritik in dieser Form ist maßlos und provozierend. Stellen wir wiederum fest, und es ist durchaus nicht überflüssig, darüber zu streiten, wer das Flüchtlingsproblem verschuldete und wessen Angelegenheit es sei. Aus der Schuld ergibt sich die rechtliche Verpflichtung, die Schuld wieder gutzumachen! Die Erkenntnis, daß das Vertriebenenproblem kein deutsches Problem sei, bricht sich immer mehr Bahn. So erklärte Mr. Elfan Rees, der Sekretär der Flüchtlingsabteilung im ökonomischen Kirchenrat: „Das deutsche Flüchtlingsproblem ist ein internationales Problem. Das Flüchtlingsproblem ist tatsächlich kein deutsches Problem. Es ist kein deutsches Problem seinem Ursprung nach, denn dieser liegt in Handlungen der alliierten Mächte und in den Potsdamer Beschlüssen. Es ist kein deutsches Problem in seinen Folgen, denn die wirtschaftliche Verzweiflung, die soziale Auflösung und die davon untrennbaren politischen Gefahren berühren die gesamte Zukunft mindestens Westeuropas. Und schließlich ist es kein deutsches Problem, weil es von Deutschland allein nicht gelöst werden kann. Es ist ein Problem, das international entstanden ist, böse internationale Folgen hervorgerufen hat und dem sich nur durch internationales Handeln beikommen läßt." (Zitiert bei W. Jänike, Arbeit schafft Heimat,

München, 1950, S. 12.) Wenn man von einer „Flucht vor Verantwortung“ gegenüber diesem Problem reden will, so liegt sie bei den Alliierten, die heute noch versuchen, ihre Schuld an diesem Verbrechen gegen die Menschlichkeit abzuleugen, die dokumentarisch festliegt, die jahrelang das Problem totzuschweigen versuchten und heute noch alle verdächtigen, die sich für eine gerechte, sittliche, menschliche Lösung einsetzen, die heute noch den rassistischen, diskriminierenden Unterschied machen zwischen DPs und Potsdam Displaced Christians, wobei sie letzteren Hilfe und Auswanderungsmöglichkeiten auf gleicher Basis verweigern, die heute noch nicht den Mut aufbrachten, ihre Unterschriften auf dem Genocide-Dokument von Potsdam zurückzuziehen oder wirksam zu helfen, wo es im Rahmen des Möglichen läge. Man höre doch endlich auf zu erzählen, daß Hitler gleiches tat. War es denn der Sinn dieses „Kreuzzuges“, Hitler zu übertreffen? Sind denn die Westmächte nichts anderes als Steigbügelhalter und Wegbereiter Stalins?

Wer die Dinge objektiv sieht, muß zugeben — so vieles noch zu wünschen übrig bleibt — daß kein Volk der Welt in gleicher Lage soviel getan hätte zur Lösung eines Problems von übermenschlichen Ausmaßen und daß unendlich mehr geschehen wäre, würden nicht die Schuldigen vor der Verantwortung fliehen und tausend Hindernisse aufrecht halten.

Es ist schon wahr, daß man in Kalifornien Sympathien findet für Berlin und für die Vertriebenen. Auch zu mir kommen Menschen, denen das Schicksal der Vertriebenen die innere Ruhe raubt, die Tag und Nacht sinnen, wie sie helfen könnten, die Schulden machen oder Nebenarbeit aufnehmen um Hilfe zu bringen, nicht bloß ihren Angehörigen (was ja nichts Besonderes sein sollte), sondern gänzlich fremden Menschen, nein Brüdern und Schwestern Christi. Ich kenne auch andere, deren Herz versteinert ist, die höhnisch sagen wie der General, dessen Kommando nun auch die Deutschen unterstellt werden sollen: „Laßt sie schmoren im eigenen Fett; sie haben nichts anderes verdient“, die heute noch heisere Racherufe ausstoßen gegen alles Deutsche. Es kommt aber nicht an auf die Menschen, die aus christlicher oder menschlicher Haltung heraus, Sympathie und Hilfsbereitschaft zeigen, entscheidend sind die Taten derer, die die amerikanische Politik bestimmen. Schließlich und endlich ist die Frage mit Sympathien, mit Caritas allein nicht zu lösen,

auch wenn unendlich mehr geschehen würde, als tatsächlich geschah, was dankbar anerkannt sei. Es ist doch ganz etwas anderes, dann und wann ein Paket oder etliche Dollar zu schicken, als jahrelang einen beschränkten Wohnraum mit wildfremden Menschen zu teilen, die Küche, die Waschgelegenheit, das karge Brot. Den Vergleich mit Kalifornien könnte man erst ziehen, wenn ein gleicher Millionenzug beraubter, gesundheitlich und seelisch gebrochener Menschen in Kalifornien Einzug hielte und die Menschen an Ort und Stelle ihr Christentum, ihre Liebe, ihre Hilfsbereitschaft beweisen müßten.

Wenn ich in ungezählten Briefen lese, wie gerade die Ärmsten das Wenige, das sie haben, mit denen teilen, die noch weniger haben, die Menschen in der Ostzone, dann brauchen die Vertriebenen und ein Großteil der Deutschen den Vergleich mit Kalifornien nicht zu fürchten. Ich möchte es unterlassen, den Herrn General zu fragen, wie weit seine Sympathien persönlich sich auswirken. — Wären die Vertriebenen nur auf die Sympathien Amerikas und der „Kreuzfahrer" angewiesen gewesen in den fünf Jahren seit Potsdam — sie wären längst verkommen, so wie die Millionen vor ihnen — mehr als Juden in Hitlers Gaskammern —, auf den Landstraßen, in dumpfen, feuchten Löchern, an Erschöpfung und Seuchen.

Wie leicht es doch für einen Landeskommissär ist, Witze zu reißen über seine Untergebenen und ihre Pensionen! Trygwe Lie, der Generalsekretär der UNO, deren positive Leistung die Vertreibung einer Million Araber und die Polizeiaktion in Korea sind, bezieht einen steuerfreien Jahresgehalt von 50 000 Dollar und eine lebenslängliche Pension von 10 000 Dollar ...

Ich verzichte darauf, auf die anderen Kritiken, die auf gleicher Linie liegen, einzugehen. Ich will nur unterstreichen, daß die unsachliche Kritik Gen. Gross vor Journalisten stattfand. Sie haben wieder einmal eine feine story und werden wohl als Experten ein neues Buch schreiben über „The Expellee Problem", das die verderbten Deutschen nicht lösen wollen. Diese Kritik ist wiederum Propaganda für die Moskowiter. Hämisch schreibt die „Volksstimme" (Stuttgart, 15. Juni 50) unter großen Schlagzeilen: „General Gross antwortet Dr. Adenauer. Statt Existenz und Arbeit zu geben mißbraucht Adenauer-Regierung die Neubürger nur zur Kriegspropaganda" und fügt bei: „Gen. Gross hat es gewiß nicht zugestehen wollen. Aber in der Deutschen Demokratischen Republik hat man sich nicht vor der

Verantwortung gedrückt und den Umsiedlern Existenz und Heimat gegeben und gleichfalls die Verantwortung aus dem furchtbaren Hitlerregime auch politisch in der Grenzfrage übernommen. In Westdeutschland war es genau umgekehrt. Wenn ein amerikanischer General so kluge und wahre Worte spricht, dann wollen wir hier an dieser Stelle nicht gleichzeitig untersuchen, wie viel Mitverantwortung die westlichen Besatzungsmächte für diese Entwicklung tragen. Es steht auf dem Blatt, das mit Potsdam anfängt und mit der Remilitarisierung Westdeutschlands vorläufig aufhört."

Der Feind hört mit und sieht mit, Herr General!

Vielleicht wäre es nützlicher, den Brief eines weitbekannten Dichters, dessen Namen wegen der hier und drüben üblichen Redefreiheit Geheimnis bleiben muß, zu hören ...

„... Das Schwierigste an der ganzen Lage ist der deutsche Charakter. Würden alle, die deutsches Blut in den Adern haben, so zu ihrer alten Heimat halten wie Sie, oder die Polen, Tschechen, Ungarn und Italiener, längst wüßte die Welt, was man getan und wie man den Russen alles in die Arme getrieben hat. Denken Sie doch wie Deutschamerikaner zu jener „abgehackten Kinder-Hände-Hetze 1914–1918" und zu allen erfundenen belgischen Greueln geschwiegen haben! Und den anderen war damals kein Mittel zu schlecht und es ist ihnen auch heute nur darum zu tun, daß die „deutsche Schuld" allein bleibt.

Ob das Unheil aufzuhalten sein wird? Gewiß! Wenn immer wieder und wieder gezeigt wird, welche Verbrecher am Werk sind, wie unbeirrbar sie seit 1917 arbeiten, wie sie immer wieder unterstützt werden, wie sie die Deutschen und Italiener verrückt gemacht haben, wie sie die Völker teilen, spalten, ruinieren — immer wieder!

Und wenn man nicht so trottelhafte Propaganda treibt wie die amerikanischen Sender. Von fetter Küche, vom großen Wohlstand, von den neuen Bauten, wie sie es gut meinen — diese amerikanische Rundfunkpropaganda sieht aus wie der Annonceteil von „Life" —, daß einem Mitteleuropäer übel werden könnte vor Konservenannoncen.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Europa nicht! Hier packt man die Menschen mit Menschlichem. Die russische Propaganda ist tausendmal besser. Sie spricht vom Menschen und nicht vom Wohlstand. Sie lügt, aber sie lügt glaubhaft. Und

niemand antwortet ihr, niemand straft sie Lügen, Satz für Satz. Wir hören immer nur eine dumme Gans von einer Jour-Hyäne mit scheppernder Stimme, eine neckische Omama!

Die Dummheit ist gigantisch. Europa denkt nicht an Moden und Fressen allein. Es bangt um die Zukunft des nächsten Tages und man erzählt ihm, was man in Amerika ißt, wie gut es den Menschen in Amerika geht. Warum wird nicht über die russischen Arbeitslager gesendet? Warum nicht über Weltpolitik? Warum nicht die Biographien der einzelnen Führer? Das ist alles so verlogen, so halb!

Wenn Sie irgend jemand wissen, der diese Jammerstimme von Amerika stopfen könnte, dann wäre viel geschehen. Die Russen müssen angegriffen werden, es muß gesagt werden, was sie genommen haben — und wie — in allen Satelittenstaaten. Anders werden die Amerikaner nichts erreichen. Man muß bei Ihnen drüben in Amerika auch einmal über Benesch reden, — denn die Lügen gehen ja seit 1914 ununterbrochen weiter . . .

Schade, daß es keine Stimmungsmesser gibt, wie man sie etwa in Amerika verwendet, um Beifall zu messen, der einem Darsteller oder dem Erzähler eines Witzes geboten wird, den Kraftmessern vergleichbar, die man auf Jahrmärkten zu sehen bekommt. Jeder Bericht über die Stimmung der Heimatvertriebenen bleibt notwendigerweise subjektiv, darf darum nicht zu verallgemeinernden Urteilen verleiten. Es hängt sehr viel von der Einstellung, auch von der Fähigkeit und dem Charakter des Messenden ab. Viele finden nur, was sie suchen; oftmals finden sie nur ihre Vorurteile und vorgefaßten Meinungen bestätigt. Andere bleiben ganz an der Oberfläche. Wieder andere berichten nur, was ihr Auftraggeber zu hören wünscht oder zu drucken bereit ist. Unlängst besuchte mich ein bekannter Schriftsteller. Er hatte ein umfangreiches Manuskript angeboten. „Ihr Buch ist ausgezeichnet", sagt ihm der Verleger, aber Sie müssen Ihr günstiges Urteil über die Deutschen streichen: Sie dürfen auch nicht sagen, daß Hitler den Bolschewismus richtig beurteilte. Das verträgt das Publikum nicht." Und so wird das Buch nicht erscheinen, weil der Autor seine Grundsätze nicht für gutes Honorar zu mißbräuchlicher Propaganda verkaufte.

Viele der Stimmungsberichte erinnern allzusehr an die offiziellen Heeresberichte: Jede Gruppe siegt bis zum „siegreichen" Ende; Verluste hat nur der Gegner. — Wichtig ist natürlich auch, mit wem der Beurteiler zusammentrifft und wen er auf-

sucht für seine Informationen. Ein Gefängnis sieht von außen, für den offiziellen Besucher, anders aus als für den Insassen. In welch glühenden Farben wurde einstmals die Tschecho-Slowakei geschildert, die „ideale Demokratie“ des „großen Europäers“ Benesch, im Gegensatz zum „Völkerkerker“ Österreich! Für die Insassen, die Bewohner dieses unmöglichen Staatsgebildes, war die Tschechei ein Kerker, soweit sie nicht zur Herrenrasse gehörten und an der Krippe saßen. Diese Imponderabilien, diese unmeßbare Stimmung führte zwangsläufig zu „München“ und zur Katastrophe. Darum ist es auch wichtig, die Stimmung unter den Vertriebenen genau zu verfolgen, sonst sind neue Explosionen unvermeidlich.

Es ist wohl richtig, wenn man von einer Vertrauenskrise der Vertriebenen spricht, sowohl gegenüber den Besatzungsmächten, gegenüber dem deutschen Volk und seiner Vertretung, gegenüber den Parteien, aber auch gegenüber religiösen Gemeinschaften.

Die Vertrauenskrise gegenüber den Besatzungsmächten bedarf für den keine Erklärung, der die ‚Befreier‘ am Werk sah. Diese vorgelebte ‚Demokratie‘ wirkt nicht überzeugend; sie unterscheidet sich wenig von der Diktatur Hitlers. Wenn das wirklich die besten Menschen sind, die man entsenden, mit der Entnazifizierung und Umerziehung betrauen konnte — wie man so oft erzählt — wie mögen dann die übrigen ‚Demokraten‘ aussehen. Amerika hatte einen ganz gewaltigen Vertrauensvorschuß bei Kriegsende. Die Massen hatten die Kriegspropaganda von der Atlantic Charta und den Vier Freiheiten als bare Münze genommen und erwarteten wirklich Freunde und Befreier. Von dieser Phantasie sind sie kuriert, kuriert durch das Erleben. Nichts ist so bezeichnend als der ‚Witz‘: Seit wann bist du Nazi — vor oder nach 1945? Was private und organisierte Caritas Amerikas aufbaute, wurde durch viele der Vertreter der Besatzung wieder zerstört. Es wäre besser, man würde an Ort und Stelle vorleben, was Demokratie wirklich ist, statt Hunderttausende Dollars für sorgfältig ausgewählte Gruppen auszugeben, die in Amerika Demokratie an der Arbeit studieren sollen. Es ist nur erfreulich, daß viele dieser ‚Studenten‘ die Augen gründlich offen halten und sich keine Potemkinschen Dörfer vorführen lassen, so sehr man es bisweilen versucht. Sie wissen auch, daß sie unter Überwachung stehen von dem Augenblick, in dem sie Amerikas Boden betreten bis zur

Stunde der Abfahrt. Wenn die Vertriebenen nicht oder noch nicht Bolschewiken sind, so ist das nicht ein Verdienst der Westmächte, sondern ausschließlich daraus zu erklären, daß sie eben den Bolschewismus erlebten und trotz der Bundesgenossenschaft mit den Westlern als das größere Übel betrachten. — Die Vertriebenen, wie übrigens das ganze deutsche Volk, fühlen instinktiv, daß das Leitmotiv der Deutschlandpolitik Amerika noch immer der Haß ist. Der letzte Beweis dafür ist die Anordnung, daß niemand nach Amerika auswandern kann, der Mitglied der Nazipartei oder einer ihrer Untergliederungen, etwa der Arbeitsfront oder der Volkswohlfahrt oder der HJ und des BdM war. Man will einfach nicht zur Kenntnis nehmen, daß es so gut wie unmöglich war oder doch Heroismus erforderte, um diese ‚Mitgliedschaft' herumzukommen. Die Beneschklique aber ‚konnte eben nicht anders', es tut ihrer ‚demokratischen Gesinnung keinen Eintrag, daß sie den Bolschewismus förderten und schließlich die kommunistische Parteikarte annahmen. Es wäre doch wichtig, einmal festzustellen, wie viele Kommunisten heute noch in einflußreichen Stellungen sitzen — die natürlich äußerlich die Verbindungen abbrachen, als die Konjunktur sich änderte —, die einmal unter Eid aussagten, daß sie mit dem guten alten Joe nie etwas zu tun hatten, bekanntlich eine Bedingung für die Einwanderung.

Es ist fast unvermeidlich, daß die Vertriebenen ihre Bitterkeit an deutschen Behörden abreagieren, obwohl sie wissen müßten, wer in Deutschland wirklich regiert — die hiesigen Zeitungen unterstreichen ja immer wieder, daß es sich nur um eine Kolonialverwaltung handelt, um ein Protektorat mit sehr beschränkten Vollmachten — sie vergessen, daß viele der von deutschen Stellen geplanten Reformen durch die ‚Befreier' verschleppt, verhindert, sabotiert werden, daß die Befreiungsmacht selber etwa die Hälfte der deutschen Steuergelder verschlingt, Tausende von Wohnungen beschlagnahmt usw. Bisweilen hat man den Eindruck, daß die Behörden in der Ausübung ihrer Tätigkeit dem Gesetz des geringsten Widerstandes folgen, etwa in der Bekämpfung des Schwarzen Marktes, in Entscheidungen zwischen Einheimischen und ‚Zugereisten'. Etwas hat die Umerziehung noch nicht brechen können: die Macht des Herrn Beamten, dem es noch nicht zum Bewußtsein kam, daß er eben im Amt nicht Herr, sondern Diener des Volkes ist. Welche Schikanen erleben doch die Vertriebenen bei den Wohnungsämtern, Steuerämtern, Zollämtern, wenn sie schon zu den

Glücklichen gehören, die gelegentlich ein Paket aus Amerika oder der Schweiz erhalten.

Das Verhältnis der Vertriebenen zu den bestehenden Parteien wurde grell beleuchtet durch den Wahlerfolg des ‚Blocks der Heimatvertriebenen und Entrechteten' in Schleswig-Holstein, der beim ersten Anlauf 15 Mandate erreichte, obwohl eine merkwürdige Wahlgeometric wesentlich mehr Stimmen für ein Mandat erforderte als für andere Parteien. Das Wahlergebnis ist, wie die Schweizer ‚Tat' hervorhob, ein Mißtrauensvotum gegen die bisherige sozialistische Landesregierung in Kiel wie gegen die Bundesregierung in Bonn; es ist Ausdruck der Entschlossenheit ‚künftig sich nicht mit Wahlversprechungen abspeisen zu lassen, sondern Taten zu fordern. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß das Beispiel Schleswig-Holstein im Bereich der West-deutschen Republik Nachahmung finden wird; es ist zu befürchten, daß auf diesem Boden radikale Elemente ihr Betätigungsfeld finden werden. Das Wahlergebnis von Schleswig-Holstein müßte den bestehenden Parteien, für die die Sorge um die Vertriebenen — leider sagt man noch zumeist: Flüchtlinge — mehr oder weniger ein Schlagwort blieb, Anlaß zu ernstester Gewissenserforschung sein. In den Krisentagen des Herbstes 1938 hingen in vielen Auslagen am Prager Wenzelplatz ethnographische Karten der Tschechei; mit Verwunderung entdeckten viele Tschechen erst damals, daß an den Grenzen des Staates geschlossene Siedlungen mit über 95 Prozent deutschen ‚Minderheiten' gab, ja, daß über dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche in dem tschechischen ‚Nationalstaat' lebten, daß schließlich die Tschechen selber Minderheit gegenüber den andersnationalen ‚Minderheiten' waren. Aber selbst damals raffte man sich nicht auf zu Taten, lediglich zu Verhandlungen, zu Verschleppungsmanövern; man hoffte auf den starken Bruder in Rußland und Frankreich, die das Problem lösen sollten, das man für 20 Jahre ignorierte. Es will mir scheinen, daß manche Politiker vor den Zahlen des Wahlergebnisses von Schleswig-Holstein mit ähnlichen Gefühlen standen wie die Tschechen vor den ethnographischen Karten. Man muß endlich mit der Tatsache der 12 Millionen Vertriebenen rechnen; ganz gleichgültig, wer dafür verantwortlich ist: sie sind und bleiben — auf absehbare Zeit wenigstens — in Rumpfdeutschland. Sie können zum Segen werden, wenn man ihre Fähigkeiten, ihre Kraft, ihren Lebenswillen entsprechend einsetzt, oder zum Fluch, wenn man sie weiterhin nur als Eindringlinge, als Last empfindet. Es ist

sinnlos, darüber zu spekulieren, ob Flüchtlingsparteien zweckmäßig sind oder nicht. Man sollte nicht glauben, daß man mit Beruhigungspulvern und Pflästerchen das Problem lösen könnte. Auch die Hilfe des Auslandes ist mehr als problematisch. Es ist doch ganz bezeichnend, daß aus dem demokratischen, sozialdemokratischen England, zudem von einem Blatt, das der Labour Party nahesteht, der Vorschlag kommt, man müsse die Vertriebenen gleichmäßig über das ganze Bundesgebiet verteilen, um geschlossene politische Gruppen zu verhindern. (New Statesman and Nation.) Ich meine, die deutschen Parteien müßten sich endlich nicht bloß der Bluts-, sondern auch der Schicksalsgemeinschaft mit den Vertriebenen bewußt werden; die Vertriebenen sind Opfer des Krieges, genau so wie die Opfer des Bombenterrors, Opfer rassistischen Hasses wie das ganze deutsche Volk; sie können nicht die einzig Leidtragenden der unermeßlichen Katastrophe bleiben.

Das Problem der Vertriebenen geht jeden Deutschen an; es kann nicht den unzureichenden Zeitungen und Heimatblättern der Vertriebenen überlassen bleiben, die Welt über dieses ‚größte Verbrechen der Geschichte' zu unterrichten. Es ist mir unverständlich, daß fünf Jahre nach Potsdam noch kein Sammelwerk, dokumentarisch belegt, mit Lichtbildern, in den führenden Weltprachen erschienen ist — im schreienden Gegensatz zu der Propaganda, die von und für die sog. Displaced Persons entfaltet wird. Mag sein, daß offizielle Dokumentensammlungen nicht erlaubt würden; die Parteien müßten die Mittel aufbringen für die Herausgabe, falls sie wirklich an der Frage interessiert sind. — Die Massen der Enterbten, der Entrechteten, der Hoffnungslosen, der ‚Verdammten dieser Erde' haben oftmals den Lauf der Geschichte beeinflußt; sie sind der Demagogie zuerst zugänglich, ja, es braucht keine Demagogen, die Tatsachen radikalisieren, wie jeder wissen könnte, der es miterlebt oder der sich bemüht, sich in ihre Lage hineinzudenken.

Das Problem der Vertriebenen ist nicht zunächst, jedenfalls nicht ausschließlich ein soziales, wirtschaftliches oder politisches, sondern vielmehr ein seelisches und sittliches Problem. Das ungeheure Leid muß einen Sinn haben. Sinnvoll wird es nur sub specie aeternitatis, im Lichte der Ewigkeit. Aus diesem Lichte kommt Trost und Mut und Kraft: Es gibt eine Heimat, die niemand rauben kann, in der es kein Leid und keine Tränen gibt. Ohne diese Sinngebung führt das Leid zur Verbitterung, zum Haß, zur Verewigung des Unrechts. Es ist ein Verbrechen

an den Vertriebenen, ihnen den Glauben an Gottes Vorsehung, an eine ewige Gerechtigkeit, zu rauben oder diesen Glauben auszuhöhlen durch religiöse Phrasen, hinter denen keine Überzeugung und keine Wirklichkeit steht. Es ist empörend, wenn man religiöse Worte nur verwendet, weil eben die ‚Religion dem Volke erhalten werden muß', für die ‚Gebildeten' aber überholt ist; wenn sie zu einer leeren Dekoration bei festlichen Anlässen verwendet werden, die man eben noch nicht entbehren kann, wenn heute Atheisten und Skeptiker Mahnmale, Friedhöfe, Gedenksteine und Fahnen ‚weihen'. Auch der Priester ist nicht Staffage für Festversammlungen und Camouflage für dunkle Ziele. Die Not der Heimatvertriebenen ist der Ruf Gottes an die Christen unserer Tage. In ihnen muß der gläubige Mensch sehen, der hungert, dürstet, friert, gefangen ist, sonst tritt er dem Weltenrichter einmal mit leeren Händen gegenüber.

Wenn ich so Hunderte von Briefen der Vertriebenen lese, so erbaue ich mich immer wieder an der seelischen und sittlichen Größe, an der Glaubensstärke, an dem Heroismus, mit dem so viele ihr Kreuz tragen. Ich erschrecke aber auch, wenn ich erlebe, daß dieser Glaube bei gar manchem zerbröckelt und zerbricht, wie gar manche an alten Idealen irre werden. Darf ich einen Brief eines befreundeten, greisen Priesters zitieren: „Du weißt, daß ich nie auf der radikalen Seite gestanden bin, aber ich sage ganz offen, wenn mich nicht das religiöse und weltanschauliche Moment abhalten würde, stände ich heute auf der Seite der Kommunisten. Vor dem Christentum, wie es heute in der Westzone gelebt wird, ekelt mich. Dieses Christentum hat den Untergang tausendmal verdient. Die Ausgewiesenen haben nichts anderes mehr als das Leben zu verlieren und da ist es besser, man verliert es schnell durch die Kommunisten, als man verliert es in langsamer Marter durch die Christen . . . Alle Ausgewiesenen, mit denen ich spreche, sehnen sich nach dem Kriege — ein furchtbares Sehnen — nicht, weil sie den Sieg für die Westmächte erhoffen, sondern weil sie dabei einen schnellen Tod für sich erwarten und den anderen den Untergang schadenfroh vergönnen. Nur Narren diesseits und jenseits des Meeres können glauben, daß der Bolschewismus eingedämmt ist. „Eine Ausnahme? Man würde sich wundern, wollte ich all die Briefe veröffentlichen, die mir vorliegen. Ich frage mich immer wieder: Sieht und hört man diese Dinge nicht? Will man sie nicht sehen und hören? Spürt man nicht das Beben der Erde, das Grollen des Vulkans? Es wird sich bitter rächen, wenn man

nicht ehestens mit tiefstem Ernst und mit restloser Offenheit an diese Fragen herantritt oder denen den Mund verbindet, die den Mut haben, darüber zu reden. Verhinderte Reformen führen leicht zu Revolutionen und Revolutionen gehen immer über das Ziel hinaus, das sich Reformatoren steckten. —

Wenn ich noch etliche allgemeine Eindrücke wiedergeben darf, die ich bei den Kreuz- und Querfahrten, bei den Massenkundgebungen und in Aussprachen mit Hunderten von Vertriebenen gewann, so muß ich leider sagen, daß mich vieles sehr bedrückt.

Da ist die unheilvolle, stets wachsende Zersplitterung. Es ist wohl so, wie Anton Belda sagte: „Wir werden uns solange auseinanderorganisieren, bis eines Tages die Masse der Vertriebenen die Leidtragenden sein werden." Man scheint noch immer nicht zu sehen, daß bis heute nicht einmal das Überleben Deutschlands, geschweige denn das einzelner Volksgruppen gesichert ist. Diese Zersplitterung ist um so peinlicher und unheilvoller in dem Augenblick, da man in der Welt von der Frage der Vertriebenen wenigstens zu reden — nicht mehr, bitte! — beginnt. Was soll man in der Welt denken, wenn das Abkommen zwischen Sudetendeutschen und einer tschechischen Exilgruppe (das zudem von der führenden Presse und der maßgebenden Politik totgeschwiegen wird; ausgerechnet Herr Churchill hat in diesen Tagen einen der Hauptaustreiber, Ripka, empfangen!) sofort von einer sudetendeutschen Gruppe aus Österreich bekämpft wird, wenn man sogar den Protest an die Außenminister der Weltmächte leitet? Es hat keinen Sinn, Programme zu veröffentlichen und Abmachungen zu treffen, die aus den eigenen Reihen sabotiert werden. Um die Eichstätter Erklärung entspann sich ein ähnlicher ‚Kampf'.

Noch bedrückender ist der persönliche Kampf der verschiedenen ‚Führer', wobei manche, wohl um die eigene Vergangenheit vergessen zu machen, sofort mit den üblichen Schlagworten zur Hand sind. Man muß gewiß einen Schlußstrich unter die Vergangenheit ziehen; man muß anerkennen, daß jeder Fehler und Irrtümer begehen, aber auch umlernen kann. Trotzdem: Menschen, die in der Vergangenheit Irrwege führten, können gerade heute nicht zur Führung berufen sein. Damit wirbt man im Ausland nicht Vertrauen, die Geführten haben keine Garantie für die Zukunft. Das gilt auch, wenn diese Menschen rühriger, tüchtiger, geschäftstüchtiger sind. — Es ist erschreckend, mit welch' unfairen Mitteln manche ‚erledigt' werden,

die sich selbstlos zu einer Zeit exponierten, da es noch gefährlich war, da man nicht Geschäfte machen konnte mit dem Einsatz für die Vertriebenen. Jetzt kommen die Besserwisser, die vorher ‚klug' schwiegen. Ich dachte an die indische Fabel von den zwei Männern, die auf die Löwenjagd gingen. Plötzlich hörte man das Brüllen des Königs der Dschungel. ‚Einigkeit ist jetzt die Lösung!' ‚Du folgst den Spuren des Löwen', meinte der eine, der offenbar Führereigenschaften hatte; ‚ich werde inzwischen nachsehen, wo er herkam'.

Die Kundgebungen, auf denen ich sprach, wurden von gewissen Kreisen boykottiert; jetzt bekommt man's auf einmal mit der Angst vor Massenkundgebungen zu tun, die man sonst als Zeichen des Erfolges ausgibt. Warum? Nur weil sie von den „anderen" ausgehen. Mir geht es bei all meiner Arbeit und in meinem Kampf nicht um die einen oder die anderen, sondern um das Ganze, um Recht und Gerechtigkeit für alle. Ich stelle mich nicht in den Dienst einer Partei oder Clique, eher verzichte ich auf meine Arbeit. — Das Mißtrauen ging so weit, daß man mir vorschreiben wollte, nicht bloß, wo ich sprechen darf, sondern selbst wo ich wohnen und mit wem ich mich unterhalten darf. — Die Vertriebenen haben die unsachliche, wenn auch versteckte Kritik und die insinuierten Verdächtigungen nicht überhört und überlesen. Sie haben genau verfolgt, wer anwesend oder abwesend war bei den Kundgebungen gerade von denen, die sonst ein Monopol in Fragen der Vertriebenen zu haben scheinen. — Das ist ein unheilvoller Zustand. Ich schreibe nicht meinetwegen davon; ich bin ja auch daran gewöhnt, daß sehr wenige sachlich, menschlich, unparteilich denken können.

Besonders bedauerlich ist, daß das Vertrauen zu verschiedenen Hilfstellen schwindet, die ja beim besten Willen nicht allen helfen können. Aber es ist nicht der Gedanke, der Mißtrauen weckt; man hat den Eindruck — ich will nicht entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht — daß aus Hilfsstellen Selbsthilfsstellen wurden, die eine relativ wohlbestellte Bürokratie aufziehen und in einer Zeit, da Hunderttausende derer, denen man helfen will, in Löchern hausen, Kanzleien führen, die an Luxus grenzen. — Vor mehr als Jahresfrist wurde mir von einer hochstehenden amerikanischen Persönlichkeit nahegelegt, eine Hilfsstelle von Vertriebenen für Vertriebene in die Wege zu leiten. Ich habe es abgelehnt. Die Begründung für den Vorschlag ist immerhin beachtenswert: Gar manche der Vertriebenen, die sich wieder er-

holten und gutbezahlte Posten haben, müßten ihren Leidensgenossen von gestern helfen; sie denken aber nur an sich selber. Ist es nicht so? Gilt nicht das Wort Victor Hugos: „Hoch gekommene Bürger ziehen die Leiter mit sich und wollen das Volk nicht hinaufsteigen lassen?“ Um so erfreulicher ist es, wenn Menschen, die heute noch in Not leben, mir immer wieder schreiben, daß sie die Liebesgaben, die ihnen zukommen, mit denen teilen, die noch ärmer sind, vor allem mit Menschen in der Ostzone. Wäre das nicht der Weg, wie alle, die einmal Hilfe empfingen, ihre Dankbarkeit zeigen könnten? Oder haben wirklich nur Menschen in Not Liebe und Mitleid mit den Armen? — Deutschland kann sich, die Vertriebenen untereinander dürfen sich den Luxus zwischen dem „fetten Volk“ und dem „mageren Volk“ nicht leisten, der Florenz in den Tagen der Renaissance spaltete.

Nie war es unsere tiefste Not
Daß uns die Welt geschlagen
In Buße, Bann und Bettelbrot.
Stets wich die Nacht dem Morgenrot
Wir wuchsen im Ertragen.

Was uns an Mark und Herzen frißt,
Das hat kein Feind verstanden
Mit neidischer Gewalt und List;
In unserem eignen Bruderzwist
So werden wir zuschanden.

Glüht über unseren Stirnen nicht
Des einen Sternen Helle?
Blüht nicht auf unserem Angesicht
Des einen Blutes Welle?

O faßt die Hand, die Bruderhand!
Laßt eure Kräfte wehen
Zu einer Flamme hellem Brand!
So werden wir bestehen.

(Erwin Guido Kolbenheyer.)

Sie hatten eine Heimat

Eine amerikanische Persönlichkeit war vor kurzem bei meinen Freunden eingeladen. „Haben Sie auch ein Lager der Vertriebenen besucht?“, fragte man den hohen Gast. „Man hat mir gesagt, es gäbe keine Lager mehr. Überdies — ich bin nicht nach Deutschland gefahren, um mir die Not anzusehen . . .“ Wäre das eine Ausnahme, man könnte darüber hinweggehen. Es gibt noch Ungezählte, die von dem Vertriebenenproblem nichts wissen, maßgebende Stellen, die aus Schuldbewußtsein oder Rassehochmut nichts wissen wollen. Wer sich unterrichten will, hat heute alle Möglichkeiten. Es sei nur verwiesen auf die gründliche und sachliche Broschüre „4 Jahre Vertriebenen-Betreuung in Bayern“, die vom Staatssekretär Jänicke herausgegeben wurde (München, März 1950) oder auch auf den Walter-Bericht, zu dem ich bereits Stellung nahm. Eine Statistik soll genügen, den Umfang des Problems darzutun:

Bevölkerung, Heimatvertriebene und Zugewanderte aus Berlin und der sowjetischen Zone im Bundesgebiet nach Ländern am 1. April 1951

Absolute Zahlen in 1000 auf volle 100 abgerundet

Länder	Wohnbevölkerung	darunter Heimatvertriebene		darunter Zugewanderte aus Berlin und der sowjetischen Zone	
	1 000	1 000	v.H.	1 000	v.H.
Bayern	9 122,2	1 917,3	21,0	264,3	2,9
Württemberg-Hohenzollern	1 255,7	132,8	10,6	21,2	1,7
Baden	1 359,0	122,4	9,0	25,5	1,9
Württemberg-Baden	3 939,4	755,4	19,2	89,9	2,3
Rheinland-Pfalz	3 049,6	178,8	5,9	45,3	1,5
Hessen	4 355,8	699,2	16,1	142,1	3,3
Nordrhein-Westfalen	13 315,8	1 367,1	10,3	390,1	2,9
Niedersachsen	6 758,2	1 810,1	26,8	276,2	4,1
Schleswig-Holstein	2 540,6	854,8	33,6	101,9	4,0
Bremen	568,3	46,9	8,3	14,0	2,5
Hamburg	1 627,7	117,4	7,2	80,2	4,9
Bundesgebiet	47 892,3	8 002,2	16,7	1 450,7	3,0

1. eingeschätzt, 2. einschl. Zuwanderer aus Saargebiet und Kehl, 3. soweit stat. erfaßt. (Zit. nach Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, Stuttgart, 3. Juni 1950.)

Diese Statistik allein für Westdeutschland (ohne Ostzone und Österreich) enthüllt den Umfang des Verbrechens von Potsdam. 7 674 700 Heimatvertriebene allein in der Westzone, dazu 1 289 100 Flüchtlinge, die aus dem an die Kommunisten verratenen Osten nach dem „befreiten" Westen fliehen mußten! Und da will man uns einreden, man wäre sich — trotz aller Sachverständiger — über den Umfang der Tragödie nicht klar gewesen! Jeder Viehhändler weiß, wieviel Stück Vieh er zum Schlachthof in Chicago schickt, er sorgt auch dafür, daß es gut transportiert und entsprechend übernommen wird. Den Potsdamern galten deutsche Menschen weniger als das Vieh. Welcher Hohn, wenn sie noch heute wagen, von Kreuzzug und Christentum zu reden. Nie wurde das Christentum mehr geschändet. Und viele, die sich Christen nennen, verteidigen noch heute das Verbrechen oder schweigen.

Ernst Wiechert schildert in einem Gedicht „Die Heimatlosen" deren Schicksal von der unseligen Stunde von Potsdam herauf bis in die Gegenwart:

Wir hatten ein Haus und das Haus verdarb,
wir hatten eine Heimat und die Heimat starb.
Man treibt uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,
man reibt uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt.
O hilf uns, liebe Maria!
Unser Vater ist gefangen im fremden Land,
unsere Mutter begraben im fremden Sand
Haben einen neuen Vater, der heißt Tod,
haben eine neue Mutter, die heißt Not.
O hilf uns doch liebste Maria.
Nun sind wir in der Fremde und sehen uns um,
blickt uns alles an so kalt und stumm,
wir stehen vor den Türen und klopfen an,
ach, wird uns denn nirgends aufgetan?
Erbarme dich unser, Maria.
Gott webt uns ein Kleid aus Hunger und Gram,
und stickt es mit Tränen und stickt es mit Scham,
der Webstuhl webt Leid und Leid und Leid,
ach, webt uns ein bißchen an Freude ins Kleid.
O webe für uns, o Maria.

In den fünf fluchbeladenen Jahren seit Potsdam ist vieles geschehen, das Los der Vertriebenen zu verbessern. Die Urheber der Katastrophe haben ihre Pflicht vor Gott und der Geschichte bis heute nicht erfüllt. Sie sind über schüchterne Versuche, zu helfen, nicht hinausgekommen. Den Vertriebenen ist mit frommen Chartern nichts gedient, ganz abgesehen, daß Chartern aus dem Munde der Übeltäter heuchlerisch wirken. Auch Kommissionen bringen keine Änderungen, wenn hinter den Ergebnissen der Untersuchungen nicht die Tat steht: „Ein Löffel voll Tat ist besser als ein Scheffel voll Rat". Wenn immer wieder neue Studiengruppen losgelassen werden auf die Opfer von Potsdam, so erinnern sie mehr an die Wächter in den KZ und in den Gaskammern, die nachschauen, ob nicht wieder ein „Fall" „erledigt" ist. Deutschland kann in Ehren bestehen. Es ist viel mehr getan worden, als man angesichts der tausend Probleme erwarten konnte, obwohl Deutschland — das muß man immer wieder betonen — nur eine menschlich-christliche, aber keine rechtliche Verpflichtung hat, den Opfern von Potsdam zu helfen. Es wurden viele in den Arbeitsprozeß eingegliedert, Wohnungen wurden geschaffen, Hunderttausende leben von Renten und Gaben der Liebe. Es ist freilich alles ungenügend. Die Bürokratie schaltet sich dazwischen und verschleppt den „Akt" und sabotiert wohlgemeinte Anordnungen von oberen Stellen. Wie sagt doch C. H. Gutbrod von Bürokraten:

„Verordnungen sind sein Brevier, er zählt zu den Senilen.
Und riecht so gerne Aktenstaub, und hat kein Herz, doch — mit Verlaub —
Dafür am Hintern Schwielen.
Die Sturheit widmet er dem Staat. Sie ist gebührenpflichtig.
Und was der Antragsteller schreibt, wird dadurch, daß es liegen bleibt,
Erst langsam für ihn wichtig.
Er schikaniert das Publikum nun schon seit Jahr und Tagen.
Punkt fünf Uhr geht er dann nach Haus, dort zieht er Rock und Schuhe aus
Und hat nichts mehr zu sagen."

Ich stimme Peter Härlin zu, der schreibt: „Man sage nicht, daß es in unseren Tagen keine Wunder mehr gäbe. Es ist eines vor unseren Augen geschehen: In den Jahren seiner schwersten Zerrüttung hat Deutschland diesseits der Oder und Neiße mehr

als 11 Millionen Vertriebene aufgenommen und am Leben erhalten. Ein zweites vollzieht sich seitdem: Diese Millionen ertragen ihr Schicksal und die meisten von ihnen haben sich mit aller Kraft darangegeben, es zu wenden. Vielleicht erzwingen sie so ein drittes herbei. Fast alle kamen ohne Habe, viele ohne das Nötigste, doch ihre eigentliche Substanz, ihre Bildung und Ausbildung, ihr Wissen und ihre Erfahrung brachten sie mit. Keinen anderen Reichtum haben einmal die europäischen Auswanderer in die neue Welt getragen. Die alte ist im Grunde, so wie die Wissenschaft und Technik, seitdem den Wirkungsgrad der geschulten Menschenhand vermehrt haben, in ihren Möglichkeiten nicht begrenzter, als es damals die neue war. Die Wunderwerke, die die europäischen Völker im Morgenlicht ihrer nationalen Geschichte vollbracht haben, werden sich — das ist vielen ahnungsvoll bewußt — wiederholen, wenn sie es vermögen, sich in einem neuen Glauben an ihre Zukunft zusammenzutun. „Wenn die Beschlüsse von Jalta und Potsdam Europa in den Zwang dazu versetzt haben, dann sind die Millionen, die durch sie die alte Heimat verloren haben, mit dazu berufen, dieses Europa als ihre neue Heimat festigen zu helfen". (Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung, Stuttgart, 3. 7. 1950.)

Zu diesem „dritten Wunder" müssen doch verschiedene Einschränkungen gemacht werden: Sicher, die Vertriebenen könnten mit ihrer Leistung und Erfahrung sehr viel zum Aufbau Deutschlands und Europas beitragen, wenn man sie ihrem Können entsprechend einsetzen würde. Wenn man aber einen Chirurgen von Weltruf als Holzfäller verwendet, einem Ingenieur die Mistgabel in die Hand drückt, einen Universitätsprofessor in den Steinbruch schickt, weil sie zufällig die Naziparteikarte in der Tasche trugen, so ist das Irrsinn. Irrsinn mit Methode und dem Ziele, den Wiederaufstieg zu verhindern. Die Kräfte der Vertriebenen könnten in den Dienst Europas gestellt werden, wenn die Kreise, die die Welt regieren (die keineswegs immer mit den Regierungen identisch sind), den Aufbau Europas wollten! Ich bin mit dem Eindruck zurückgekehrt, daß man die Sendung Europas nicht versteht und diesem europäischen Geist innerlich fremd und feindlich gegenübersteht.

Stalin allein wußte in Jalta und Potsdam, was er wollte. Der Westen war, wenn schon nicht bewußt, so doch aus Dummheit und Rachsucht sein allzu bereiter Helfer. Das ausgezeichnete

„Österreichische Forschungsinstitut für Wirtschaft und Politik", dessen Leiter ich am Salzburger Bahnhof flüchtig kennenlernte, schrieb: „Die Rolle, welche die diversen Beneschs und Gomulkas in dieser Angelegenheit (Vertreibung) gespielt haben, wird immer überschätzt. Man darf angesichts des unendlichen Leides, das über die Millionen heimatlos gewordener Menschen gekommen ist, nicht vergessen, daß der Schlag, der sie traf, gar nicht ihnen gilt — weltpolitisch gesehen —, sondern ganz Europa und damit der europäischen Idee." Nach Ansicht des Institutes lag dem sowjetischen Plan dabei etwa folgende Konzeption zugrunde: Die Ostdeutschen müssen vertrieben werden, damit sie als Vertreter abendländischer Gesittung der bevorstehenden Bolschewisierung des Ostblocks nicht Widerstand leisten können. Durch die Vertreibung wird der nationale Haß zwischen Ost- und West-Völkern genährt. Die Ost-Völker werden in die schützende Armee der Sowjetunion getrieben, die Volksdeutschen aber in ein Proletariat hinabgedrückt, das später als sozialer Sprengkörper eingesetzt werden kann. Durch die Mitverantwortung der Westmächte an einer Rassenverfolgung großen Ausmaßes wird eine tiefe Bresche in die ethischen und rechtlichen Fundamente der Demokratie gebrochen. Das aufdämmernde Schuldgefühl aber wird den Westen zumindest solange lahmlegen, bis der Ostblock zusammengebracht ist. Die nationalen Kräfte der Staatsvölker innerhalb des Ostblocks werden durch die Schürung der Hetze gegen die Volksdeutschen abgelenkt. Ihre Mitschuld an den Rassenverfolgungen schwächt sie im Widerstand gegen die Bolschewisierung. Die Beschlagnahme des Besitzes der Deutschen ohne einen Rechtsgrund, schafft eine Präjudiz für die nachfolgenden Enteignungen und Verstaatlichungen in den betreffenden Ländern. (Zit. nach Fränkische Zeitung, Ansbach, 17. März 1950.) Man kann wohl auch nicht behaupten, daß das Deutschland der Nachkriegszeit in seinen Möglichkeiten nicht begrenzter ist, zudem durch künstliche Fesseln und wirtschaftlichem Egoismus behindert, als die Neue Welt mit unerschöpflichen Rohstoffen, die die Pioniere einstmals antrafen.

Nur einige Schlaglichter auf die heutige Lage der Vertriebenen. Zehntausende leben noch in Lagern und völlig unzulänglichen Baracken, in denen sie über kurz oder lang seelisch, sittlich, physisch zerbrechen müssen. Die Heimatvertriebenen hatten ja einen wesentlich höheren Lebensstandard als die Mil-

lionen Araber, die mit Hilfe oder durch Duldung der UNO durch UNOs Lieblingskind Israel vertrieben wurden. Nur ein Beispiel: Aus der kleinen Gemeinde Trabitz in der Oberpfalz schrieb man mir noch am 17. September d. J.: „15 Familien mit 5 Personen und mehr haben einen durchschnittlichen Wohnraum von 4,9 qm, drei Familien davon haben zusammen nur einen Raum von 14 qm. 37 Familien mit 4 Personen haben einen durchschnittlichen Wohnraum von 5,2 qm pro Person. 14 Familien davon bewohnen nur je einen Raum mit 14 qm. 9 Familien mit je drei Personen bewohnen einen einzigen Raum von 16 qm." Es ist wie ein Symbol, daß Vertriebene heute in den KZ-Baracken von Dachau und Flossenburg hausen müssen. Wie es in vielen Lagern aussieht? Hören wir einen Bericht von Susanne Oswald in „Neue Züricher Zeitung" (24. April 1950): „Lager Monheim bei Donauwörth: das ist das schlimmste, was wir sahen, alles andere bleibt dahinter zurück. Dieses aber ist menschenunwürdig. Wie das Vieh sind die Menschen hier eingepfercht, gesteht auch der Flüchtlingskommissar. Ein Backsteinbau, der zu einer Fabrik gehört, 180 Menschen, darunter vierzig Kinder, 80 in einem Saal: Greise, Kinder, Ehepaare, junge Mädchen, ledige Burschen. Man blickt entgeistert über dieses Chaos von Menschen und übereinandergestellten Betten in drangvoller Enge. — Höchstens für ein paar Tage möglich — möchte man sich suggerieren. Die Menschen aber leben hier seit eineinhalb Jahren! Die Luft ist so schwer von Staub und allen möglichen menschlichen Ausdünstungen, aber auch schwer von Spannung, Erregung und Verbitterung. Was Wunder, man sieht sich suchend um: nein, hier kann kein Fetzchen von Intimität mehr bestehen! . . . Man denkt an das Flüchtlingskind vor kurzem einer Schweizer Ärztin, die sagte: „Wenn sich die Großen lieben, ist das nicht schön!" . . . Die Frau, die da neben uns steht, sagte, als hätte sie unsere Gedanken erraten: „Sie können sich ja nicht vorstellen, was unsere Kinder hier hören und sehen und was sie erfahren. Sie sind alle verfault, was soll da noch aus ihnen werden?" Man möchte ihr die Hand auf den Mund legen: gibt es denn hier gar nichts mehr, was man einem Kinde nicht antun darf? Das „Verfaulte" sieht mich trotzig an . . . und mit Recht. „Das ist meine Wohnung", sagt die Alte und zeigt auf das unterste der übereinandergestellten Betten. Alle ihre Habseligkeiten, ein paar Säcke und Schachteln hat sie in diesem Bett aufgestapelt. Es bleibt ihr zum Schlafen nicht viel mehr Platz, als sie einmal im Sarge haben wird. „Haben Sie

nie an Auswanderung gedacht?“ Die Leute sehen uns an, als redeten wir chinesisch. Sie wollen ja alle heim, nur heim, sie denken nichts anderes. Niemand sagt ihnen, daß es leere Hoffnung sei. Niemand wagt ihnen das Letzte zu nehmen. Die Flüchtlingskommissare sind selber Flüchtlinge und tragen die gleiche Hoffnung . . . Nach der Stille und Resignation und Apathie, die wir allerorts trafen, sehen wir plötzlich in grellem Blitzlicht, was in diesen Menschenpferchen sich entwickeln könnte und auch entwickeln wird, wenn nicht bald Abhilfe geschaffen werden kann . . . Kommunist russischer Observanz ist hier keiner, sie haben alle diesen Kommunismus selbst zu nahe erlebt. Aber dieses Dasein muß, das kann nicht anders sein, die Menschen in Verzweiflung und Nihilismus treiben, und dann . . . auf der Fahrt nach Augsburg redet keiner von uns ein Wort.“

Man hat die Deutschen einmal gezwungen, Filme über die KZ anzusehen. Kann niemand die „Umerzieher“, die „Kreuzfahrer“, die Schwätzer von Menschheitsidealen und Chartafabrikanten zwingen, nicht Hollywood-fabrizierte Filme, sondern krasse Wirklichkeit der Lager, fünf Jahre nach Beendigung der Feindseligkeiten anzusehen, damit ihnen die Größe des Verbrechens von Potsdam bewußt wird und ihr Gewissen aufwacht? In Luxuswohnungen, bei Wein und Wodka stirbt das Gewissen. Wie wäre es, meine Herren, wenn Sie Ihre nächste Konferenz nicht im Waldorf-Astoria, sondern im Lager von Monheim abhalten würden, mit allem Komfort, den Sie den Vertriebenen zugestehen? Ob Sie dann noch Mut hätten, Ihre Phrasen zu wiederholen und Freiheitsglocken aufzuhängen — oder ob Sie an Nürnberg dächten, das Ihnen nicht die Gerechtigkeit, sondern das Recht der Macht erspart — oder an die Lager in Sibirien, die Stalin als Lohn für Hilfe bei unmenschlichen Taten bereithält?

Nur noch einen Hinweis auf eine besondere Gruppe der Vertriebenen, die illegalen Grenzgänger aus der Ostzone, die nirgends Arbeit, Wohnung oder Zuzug finden und sich von einer Wohlfahrtsstelle zur anderen durchbetteln, glücklich über jedes Stückchen Brot, das ihnen gereicht wird. Es werden ja nur 10 bis 20 % der Illegalen in den Durchgangslagern Gießen und Ülzen als religiös oder politisch verfolgt anerkannt. Die anderen bleiben auf der Straße. Keiner kann in die Ostzone zurück. Ganze Familien wandern auf der Straße und kommen nicht

mehr zur Ruhe. Es wäre an der Zeit, auch für die illegalen Grenzgänger aus dem Osten in der Welt draußen etwas zu tun.

Aus all meinen Beobachtungen, aus Aussprachen mit Vertriebenen und mit ernsten Menschen, die wirklich an einer Lösung dieses unheimlichen Problemes interessiert sind, komme ich zu dem Ergebnis, daß die Lage sehr ernst ist! Alle Signale künden, daß die Dämme jeden Augenblick bersten können. Niemand weiß, welchen Weg das Hochwasser nehmen wird. Sicher ist nur eines, daß der Schaden, den es anrichtet, unheimlich sein wird. Ich erinnere mich an den Bruch der Talsperre bei Dessendorf im Isergebirge vor vielen Jahren und an die grauenvollen Verwüstungen entlang der Flut . . .

Ich will darauf verzichten, Vorschläge zu machen oder ein Programm zu formulieren. Daran hat es nie gefehlt. Wäre nur ein Teil der Vorschläge und Programme verwirklicht worden. Das Problem wäre der Lösung näher.

Zwei Voraussetzungen will ich hervorheben: 1. daß endlich Friedensverträge mit Deutschland und Österreich abgeschlossen werden. Nur ein gerechter Friede ist wahrer Friede. Ein ungerechter Friede birgt den Keim neuer Kriege. Kein Friede ist gerecht, der die Aufteilung Deutschlands und Österreichs anerkennt. Kein Friede ist gerecht, der nicht die Massenaustreibungen von Potsdam als Verbrechen ansieht und Wiedergutmachung fordert, ganz gleichgültig, ob sie im Augenblick durchführbar ist oder nicht. Gerechtigkeit ist keine Frage der Macht oder der Konjunktur. Die Atlantic-Charta, die ja nicht eine Erfindung der Herren Roosevelt und Churchill ist, sondern Ausdruck des Naturrechtes, bietet zumindest die Grundlage für einen gerechten Frieden. Nichteinhaltung der Atlantic-Charta belastet die Sieger vor Gott und der Geschichte als Lügner und Heuchler — ihr Wort und ihre Versprechungen sind für alle Zukunft wertlos. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die Sieger Wert darauf legen, als ehrenwerte und verläßliche Partner angesehen zu werden. Solange die These von der Gesamtschuld aller Deutschen aufrecht bleibt, wird es in Rußland und bei seinen Vasallen wenig Eindruck machen, wenn man ihnen erzählt, daß man gegen den Kommunismus, nicht aber gegen das russische Volk kämpft.

Erst ein wirklicher Friede — Aufhören der Besatzungen, der Demontagen, der Handelsbeschränkungen usw. — gibt Deutsch-

land Entwicklungsmöglichkeiten, schafft die Voraussetzung der Vertriebenen in den Arbeitsprozeß und bringt die Mittel für die enormen sozialen Lasten.

Der Besatzungskostenhaushalt für das laufende Rechnungsjahr schließt mit einer Gesamtausgabe von rund 4,5 Milliarden D-Mark. Würden die Besatzungsländer darauf verzichten, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, daß der Betrag für Wohnungen und Existenzgründungen der Heimatvertriebenen verwendet werden muß, so wäre das keineswegs bloß ein Akt der Großmut, es wäre eine Abschlagszahlung auf die ungeheuerliche Schuld von Potsdam! Immerhin wäre es ein Zeichen einer Gesinnungsänderung. Es würden neue Brücken des Vertrauens geschlagen, die wichtiger sind als die Milliarden für neue Rüstungen, verschwendet an Länder, die gar keinen Willen haben, zu kämpfen. Ohne einen gerechten Frieden wäre eine Teilnahme der Deutschen in der Abwehr gegen den Kommunismus sinnlos. Es kann doch niemand erwarten, daß sie ihr Blut und Leben einsetzen zur Aufrechterhaltung des Verbrechens von Potsdam, ganz abgesehen davon, daß jeder Deutsche, der sich am Kriege beteiligt, solange kein Friede geschlossen ist, als Freischärler und Saboteur behandelt wird, also doppelt sein Leben riskiert. Die Zeit, da man Heckenschützen und Saboteure als Helden und Patrioten behandelte (wie etwa Sabotage während des letzten Krieges in Frankreich) ist vorüber. Seit der „Polizeiaktion in Korea“ sind Saboteure Verbrecher, Gangster, wie es eben die Doppelmoral fordert! Den in den Vereinten Nationen zusammengeschlossenen friedliebenden Nationen kann es doch nicht schwer fallen, Frieden zu schaffen, nachdem die kriegsliebenden, militaristischen Völker auf den Schlachtfeldern erledigt wurden. Oder ist der Krieg, die Aufrüstung, die Atombombe der Ausweis des Friedens und der „Neuen Weltordnung“? . . .

Die zweite unerläßliche Voraussetzung für eine Lösung der Vertriebenenfrage ist das Metanoite, die Umstellung des Denkens. Es erschien ein Buch unter dem Titel „Politics has no morals“ (Politik kennt keine Moral) von Norman Beasley in Benedetto Croces „Leben Machiavellis“ steht der Satz: „Politik ist sich selbst Gesetz. Der Teufel kann daraus nicht mit Weihwasser vertrieben werden. Bei dem bekannten Historiker Arnold Toynbee lesen wir: „Alle großen Männer sind schlecht.“ Mag sein, der Schein wenigstens spricht für diese Auffassung.

Ich glaube freilich, daß die kleinen Leute — im Gegensatz zu den Großen und Gefeierten — nicht alle schlecht sind. Daß sie immer noch daran festhalten, daß auch die Politik den Moralgesetzen unterliegt, daß niemals politisch richtig oder gar erlaubt sein könnte, was moralisch schlecht und unsittlich ist. Warum hat man von Hitler eine moralische Politik erwartet? Warum sollte er eine Ausnahme unter den schlechten großen Männern bilden? Warum sollte man seiner Unmoral gegenübertreten und dabei selbst das Leben riskieren? Wenn die Politik keine Moral kennt, warum ist dann Stalin und sein Bolschewismus abzulehnen, warum sollen dann Menschen ihr Leben lassen, um seine „Schlechtigkeit" zu bekämpfen, nachdem ihnen vor wenigen Jahren noch eingeredet wurde, daß der „große Stalin", wie Churchill ihn nannte, Musterdemokrat und der Bolschewismus nur eine Abart der amerikanischen Demokratie sei?

Wenn aber die umschmeichelten kleinen Leute eine moralische Politik fordern, dann hat der Appell an das Gewissen noch Sinn und Aussicht auf Erfolg. Ich kann mir nicht denken, daß die Christen in der Welt dem Verbrechen an ihren Brüdern gleichgültig gegenüberstehen könnten, wenn sie einmal die wahren Tatsachen und Zusammenhänge erführen, sonst stimmt etwas nicht mit ihrem Christentum, dann sind sie nicht mehr Christen, sind Staatssklaven, die ihren Glauben und ihre Moral von Cäsar beziehen. Ist es den Katholiken in der Welt wirklich gleichgültig, daß unter den Heimatvertriebenen auch 2500 katholische Priester sind, darunter Bischöfe, Äbte, Prälaten oder Protestanten, daß Tausende ihrer Pastoren vertrieben wurden? Dann stimmt etwas nicht im „mystischen Leib Christi", d. h. dann stünden diese „Christen" außerhalb dieser mystischen Gemeinschaft. „Leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit. Erfährt ein Glied Ehre, so freuen sich alle anderen Glieder mit", heißt es bei Paulus (1. Kor. 12, 26). Geht uns diese Christenverfolgung wirklich nichts an, weil sie an deutschen Menschen geschieht und durch Menschen, die sich als Kreuzfahrer maskieren?

Ich bin vorläufig — trotz vieler Enttäuschungen — noch überzeugt, daß die „kleinen Leute" keinen Augenblick das Verbrechen von Potsdam dulden würden, wenn es ihnen in seiner Ungeheuerlichkeit bekannt wäre. Keiner der Urheber würde dann noch ein Amt innehaben oder gar als Großer verherrlicht werden! Das wissen die Schuldigen. Darum die Verschwörung

des Schweigens. Man muß die Hoffnung und das Vertrauen behalten, daß das am Dekalog, an den Grundsätzen des Christentums orientierte Gewissen der breiten Schichten einen solchen moralischen und durch den Stimmzettel auch politischen Druck ausüben wird, daß die Großen schließlich ihre Politik der A-Moral preisgeben, weil sie schließlich an der Macht bleiben wollen. Wenn die ganze christliche Welt Potsdam als Verbrechen brandmarkt, dann können es die Politiker nicht mehr mit Expediency rechtfertigen. Wenn die ganze Welt betont, daß jedes Unrecht Sühne und Wiedergutmachung verlangt, dann kann das Verbrechen von Potsdam nicht ausgenommen werden. Dann aber wird man auch Mittel und Wege finden, um das Problem zu lösen. Wenn diese meine Hoffnung nicht zutrifft, dann gibt es nur eine Lösung, auf die mich eine einflußreiche Persönlichkeit mit zynischer Offenheit verwies: den Tod!

Ungezählte der Opfer von Potsdam haben durch Selbstmord dem Schrecken ohne Ende ein Ziel gesetzt. Die überlebenden Millionen scheiden nicht aus dem Leben, ohne ihre Umwelt in die Katastrophe zu reißen.

Die Zeit läuft aus, wie die Geduld der nun über fünf Jahre Gemarterten und Gequälten. Thomas Jefferson sagte in The Kentucky Resolutions: „Es wäre eine gefährliche Selbsttäuschung, würde das Vertrauen in die Männer unserer Wahl unsere Sorge um die Sicherheit unserer Rechte schweigen machen. Eine freie Regierung gründet auf Eifersucht, nicht auf Vertrauen. Eifersucht, nicht Vertrauensseligkeit verordnet die einschränkenden Verfassungen, um jene zu binden, denen wir die Macht anvertrauen müssen.“ Wir nähern uns dem Zeitpunkt, wo auch Verfassungen nur mehr Fetzen Papier sind. Nach der Verfassung steht nur dem Kongreß das Recht zu, Krieg zu erklären; in unserer Vertrauensseligkeit halten wir es nicht einmal für nötig, daß wir — wie Clare Booth-Luce vom zweiten Weltkrieg sagte — in den Krieg „hineingelogen“ werden; es genügt, daß man den Krieg ‚Polizeiaktion‘ nennt und die Demokraten schlafen beruhigt weiter. Alexander Hamilton Stephens, ein bedeutender amerikanischer Staatsmann, erklärte vor mehr als hundert Jahren (16. Juni 1846): „Ich hoffe, nie den Tag zu erleben, an dem die Exekutive dieses Landes sich in ihren auswärtigen Beziehungen mit dem Lande selber identifiziert oder wenn irgend jemand der Opposition zu seinem Lande beschuldigt werden soll, der ihre Handlungen kritisiert, wie scharf dies

auch sein mag, wenn es nur gerecht ist. Das ist nur dort der Fall, wo die Regierenden auch die Meister sind; aber, Gott sei Dank, können wir hierzulande die Regierenden noch zur Verantwortung ziehen. Ich weiß nicht, wie lange das noch möglich sein wird; aber wenn immer wir aufhören, es zu tun, verlieren wir die Fähigkeit, frei zu sein? Es will mir scheinen, daß wir dem Zeitpunkt bedenklich nahe sind, wo jede Kritik der Bürokratie als Staatsfeindlichkeit ausgelegt wird, weil sich — genau wie in Hitlers Deutschland oder im bolschewistischen Rußland — die Bürokratie mit dem Staat identifiziert. Es ist nicht mehr weit zu den KZ. Bald wird man über das Verbrechen von Potsdam nicht mehr reden und schreiben dürfen. (Man versucht, uns alle abzuschießen, schreibt eben ein Freund› einen nach dem anderen.) Noch ist es Zeit, für Christen und Demokraten zu reden und zu handeln! Wie lange noch?

Der Appell an das Gewissen wird auch innerhalb Deutschlands einen Umschwung herbeiführen. Niemand soll die Schwierigkeiten auf beiden Seiten verkennen. Frank Thiess, der bekannte deutsche Dichter, erinnert in einem Aufsatz ‚Unstet und flüchtig' (Ost-West-Kurier, 1. Augustausgabe 1950) an eine Predigt, die in ähnlicher Zeit der große Augustinus in Hippo Regius hielt. Der Heilige beschwor die Wohlhabenden, die Ärmsten bei sich aufzunehmen. Er schilderte in bewegten Worten die Not der Vertriebenen, er mahnte zur Gewissensforschung und fragte, worin denn ihr Christentum bestünde, wenn sie wie Heiden mitleidslos die Vertriebenen ihrem Schicksal überließen. Hätten sie nicht jetzt die beste Gelegenheit, ihren Glauben in die Tat und ihr Bekenntnis in Wirken und Helfen zu verwandeln? — Der Appell an das Gewissen wird auch heute noch sehende Augen, helfende Hände, fühlende Herzen wachrufen, wenn sich die Aufgerufenen bewußt werden, daß es Christus ist, der in seinen Brüdern nackt, hungernd, dürstend, frierend vor den Türen steht. Wenn die Christen wieder wie in den Tagen des Apostel ein Herz und eine Seele sind, wenn man wieder sagen kann, daß es keine Bedürftigen unter ihnen gibt, dann verschwinden auch die häßlichen Schlagzeilen aus den Blättern, die niemand mehr schaden als Deutschland selber:

‚Todestrunk statt Brot' — ‚Flüchtlingsbaracke in Brand gesetzt' — ‚Dachau, Gefängnis der Not' — ‚Flüchtlingstragödien durch Raumnot usw. usw.

Und manchmal wissen wir: es klopfet jemand an,
Der Brüder einer, müder Wandersmann.
Sein zagend Flehen dringt zu uns herein:
‚Im Namen Gottes, Brüder, laßt mich ein!'

Wir hören stumm sein Klopfen, seine Bitte:
zu Tür und Riegel braucht's nur dreier Schritte,
nur dreier Worte braucht's: Komm, Bruder, du!
Sie bleiben ungesprochen und die Tür bleibt zu.

Und jener Wandrer geht, wie er gekommen. —
Dann horchen wir, dann ahnen wir beklommen
Und schauen plötzlich tief und wissen klar,
daß jener Pilgrim Gottes Bruder war. (C. F. Meyer.)

Es ist mehr als je meine Überzeugung, daß sich an der Frage der Heimatvertriebenen das Schicksal Deutschlands, Europas, vielleicht der Welt, sicherlich auch des Christentums im abendländischen Raume entscheidet. Darum — und nur darum, aus christlicher und menschlicher Verantwortlichkeit — habe ich seit Jahr und Tag immer wieder auf diese Frage hingewiesen. Es geht wahrhaftig nicht um einen Sport oder Zeitvertreib, noch weniger um persönliche Ambitionen oder gar um politische Ziele. Ich war Gegner der Nazis, aus demselben Grunde kämpfe ich gegen die Unmenschlichkeit von Potsdam. Es gibt nur einen Gott, dessen Kinder wir alle sind, es gibt nur eine Wahrheit, nur ein Recht, nur eine Sittlichkeit. Wenn diese Grundlagen fallen, kommt die Anarchie, welchen Namen sie haben mag. Und wir sollten dabei nicht scheinheilig und pharisäerhaft nach Moskau schauen: Dort herrscht mehr — mag sein irregeleiteter — Idealismus, mehr Opfersinn, mehr Hingabe als unter den Satten, Selbstgerechten des Westens, die Gott sagen, aber dabei an Macht, Atombomben und Dollars denken, zu denen sie mehr Vertrauen haben als auf Gott und Seine Gerechtigkeit und Liebe. Der Kommunismus wird und muß siegen, wenn die christliche Welt nicht aufwacht und mit dem Christentum ernst macht. Und das Kennzeichen der Jünger Jesu ist die Liebe.

Erzbischof Dr. Rohracher von Salzburg, der Primas Germaniae, faßte die Gedanken, die mich bewegen, im Schlußwort zu meinem Buch ‚Europa in Trümmern' — Verlag Anton Pustet, 484 Seiten — in klassisch knappen, anschaulichen Worten: „Wem jemals Not und Elend der vertriebenen

Volksdeutschen bekannt geworden, wer sie in Hunger, Kälte und Wohnungsnot gesehen, wer ihre Sorgen um die in der Heimat Zurückgebliebenen kennt und um ihre Ausnahmsstellung gegenüber den anderen Vertriebenen und Flüchtlingen weiß, dem wird die ganze Unmenschlichkeit ihrer Behandlung bewußt und er leidet unter dem himmelschreienden Unrecht, das ihnen mit Zustimmung von Kulturvölkern angetan wurde. Es ist Pflicht nicht nur der christlichen Nationen, sondern jedes Volkes, das Anspruch auf Kultur erheben will, zu sorgen, daß diesen tüchtigen und arbeitsamen Heimatlosen mindestens die gleichen Rechte zuerkannt werden, die den anderen Flüchtlingen und ihnen entweder ihre alte, liebe Heimat zurückgegeben, oder eine neue Heimat gesichert wird. Das an ihnen verübte Unrecht muß gutgemacht werden, sonst bleibt es eine Quelle des Unsegens und des Fluches."

Ich gestehe, daß ich sehr dunkel für die Zukunft sehe. Die Menschen, oder doch ihre sog. ‚Führer' haben fast ausnahmslos nichts aus der Katastrophe zweier Weltkriege gelernt. Es ist zwar eine alte Erfahrung, trotzdem immer wieder erschütternd, daß man denen, die sehen, den Mund verbindet. Abraham a Santa Clara meinte zwar, die Priester sollten das Salz, nicht der Zucker für die Welt sein; aber man hat Zuckerwasser und gummidehnbare Phrasen lieber. Für jeden, der sehen will, steht das Manetekel an den Wänden der christlichen Welt; es braucht keinen Propheten zur Deutung. Hat es noch Sinn, das scheinbar Unvermeidliche aufhalten zu wollen oder soll man nach dem Bibelwort das Fallende noch stoßen, damit die Überlebenden mit dem Neubau beginnen können? Jedenfalls, mein Vertrauen gründet sich nur mehr auf die gütige, weise, gerechte Führung der Vorsehung.

„Die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Aussehen desselben wohl denken, daß diese Äste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahre wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! Doch, wir hoffens, wir wissens.

Und an anderer Stelle heißt es:

„Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das

Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein." Goethe, Hermann u. Dorothea.

Ein russischer Offizier in Berlin erklärte: „Wir sind die Elite Satans." Das ist nicht neu und überraschend. Er fügte aber eine Frage bei, die uns allen in der Seele brennen müßte: „Seid ihr die Elite Gottes?" Antworte jeder für sich selber!

Erfahrungen und Beobachtungen

Unlängst sah ich eine Karikatur: Ein Redner wird einer Versammlung als ‚Sachverständiger' für Korea vorgestellt. „Er verbrachte einen ganzen Tag in Korea und schrieb ein Buch ‚Korea, wie es wirklich ist'". Es wimmelt von solchen ‚Sachverständigen'. Wir erinnern uns, daß Mrs. Roosevelt kurz nach dem Kriege in Berlin war und von den rosigen Backen und den guten Kleidern der Kinder zu plaudern wußte, nicht ohne ganz bestimmte Absicht. Wir denken an die ‚Sachverständigen' von Teheran, Jalta und Potsdam, die die Frage der Heimatvertreibung ‚unter allen Gesichtspunkten' erörterten. Um uns liegen Dutzende von Büchern über Deutschland, in denen von der ‚angeborenen Verderbtheit des deutschen Charakters' vom preußischen Militarismus, von der Neigung zur Diktatur usw. usw. gefaselt wird. Es ist für den Amerikaner schon wirklich schwer, sich ein halbwegs objektives Bild der Lage und Stimmung in Deutschland machen zu können, genau so wie der Durchschnittsdeutsche ein verzerrtes Bild Amerikas hat, als wäre es so eine Art Schlaraffenland, mit einem Tischlein-deck-dich, mit Straßen von Gold gepflastert, mit Alleen, in denen die Dollarnoten von den Bäumen hängen usw. usw. — Viele der ‚Sachverständigen' beherrschen nicht die deutsche Sprache; sie haben keinerlei oder doch einen sehr einseitigen Kontakt zur Bevölkerung, meist zu Linkskreisen und Salonbolschewiken. Ein Musterbeispiel verzerrter Darstellung ist das Buch eines amerikanischen Professors, Charles A. Gulik, „Österreich von Habsburg zu Hitler", das gewisse Kreise sofort in Österreich herausbrachten, weil sich daran erkaltete Parteisuppen so gut aufwärmen lassen; anscheinend macht sich Haß immer noch bezahlt. Der geschichtliche Verlauf geht von Habsburg — über Wilsons Selbstbestimmungsrecht zur Zerstörung Österreichs — von der Zerstörung Österreichs (die ein beinahe lebensunfähiges Kleinösterreich zurückließ, an

dessen Zersetzung die Gewährsleute Prof. Guliks ebenso mitarbeiteten, wie an der Auflösung der Monarchie) zu Hitler. Und man muß leider befürchten, daß bald ein neues Buch fällig ist: Von Hitler (über die ‚Befreiung' durch Roosevelt-Churchill) zu Stalin.

Ich bemühe mich, die Lage und Stimmung in Deutschland und Österreich objektiv zu schildern; ich habe ja einen entscheidungsvollen Abschnitt der Geschichte selber miterlebt; ich habe mit hunderten aus allen Kreisen und Richtungen gesprochen; Tausende von Briefen aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet unterrichten mich über Stimmungen und Entwicklungen, darunter Berichte von Menschen, die zu einem Urteil berechtigt und befähigt sind. — Wer freilich objektiv über Deutschland berichten will, wer nicht alles mit Hitler erklärt, wer Hitler nur als Ausdruck, nicht als Urheber der deutschen Not betrachtet, wer nicht auf die Weisheit Roosevelts schwört, den Morgenthau-Plan als non plus ultra politischer Weisheit betrachtet oder der sadistischen Narrheit eines gewissen Kaufmann zustimmt, der für die Sterilisierung aller Deutschen plädierte und das Auslöschen Deutschlands auf der Landkarte Europas forderte, der ist eben ‚Nazi'. Ich bin langsam auch zu diesem Titel ‚avanciert'. Der jüdische ‚Aufbau' nannte mich unlängst den ‚aus der Henleinzeit berüchtigten Father Reichenberger'. Es kann mich nichts mehr überraschen. In jungen Tagen war ich der ‚rote Kaplan', für die Nazis und ihre Anhänger ‚Judenfreund', ‚Kommunist'; jetzt fand man endlich die richtige Marke ‚Nazi'. Und das Wort wirkt auf Liberale wie das rote Tuch auf einen Stier, gerieten doch unlängst gewisse ‚Befreier' in Kirchdorf am Inn in helle Aufregung, als bei einem Fußballspiel die zuschauenden Kinder dem Torschützen Ignaz Unterhuber begeistert zuriefen: „Bravo, Nazi, bravo, Nazi!"

Es ist schon so, wie Father Gillis meint, daß die seltenste Eigenschaft unter politischen Sprechern und Schreibern die Wahrhaftigkeit ist. Er hat aber unrecht, wenn er glaubt, nur die Kozis hätten ihr eigenes Vokabular, nach dem — in die Sprache der Normalmenschen übertragen — Purgieren morden bedeutet, liquidieren hinschlachten, kollektivisieren versklaven, Demokratie Sklavenstaat usw. ‚Die Demokraten' haben dieselbe Geheimsprache: Kreuzzug ist Imperialismus, ‚humane, geordnete Aussiedlung' brutalste Barbarei, Freiheit Willkür,

Recht Lynchjustiz, Faschist Gegner des Kommunismus usw. Ich habe nur das beruhigende Bewußtsein, daß ich inmitten der Schlagworte für Gerechtigkeit, Wahrheit, Freiheit und Recht kämpfte, und mich dabei in bester Gesellschaft befand, als ‚roter Kaplan' mit Ketteler, Kolping und Leo XIII. ‚als ‚Nazi' mit Rauschning und Don Sturzo, als ‚Antisemit' mit Außenminister Bevin, den ein jüdischer Sprecher zum ‚ersten Antisemiten' beförderte. Wie heißt es doch in ‚Alice im Wunderland'? „Wenn ich ein Wort gebrauche, so bedeutet es gerade das, was mir beliebt, nicht mehr und nicht weniger," sagt Humpty Dumpty. „Bleibt die Frage", meint Alice, „ob du einem Wort soviele Meinungen geben kannst." „Die Frage ist nur, wer Herr ist — das ist alles", entgegnete Humpty Dumpty. Derzeit herrschen die Söhne des Teufels, des Vaters der Lüge.

Ich will nicht über die Verhältnisse in der Ostzone schreiben, weil ich selber nicht dort war. Aus allen Berichten geht eindeutig hervor, daß die Umerziehung — die ja eine Aufgabe der ‚Befreier' ist — konsequent durchgeführt wird und große Fortschritte macht, natürlich im Sinne des Bolschewismus. Darüber können nur die überrascht sein, die wirklich glaubten, daß Stalin der schönen Augen oder der einschmeichelnden Stimme Roosevelts wegen seine Ziele aufgeben würde, gerade in dem Augenblick, wo der Westen ihm alle Hindernisse mit der Zerschlagung der solidesten Bollwerke aus dem Weg räumte und ideologisch vorbereitet war, den guten alten Joe, den ‚großen Stalin' (wie Churchill sagte) brüderlich zu umarmen. Ein führendes Blatt Amerikas brachte unlängst die Besprechung eines Buches „Bismarck und das Deutsche Reich" unter der Schlagzeile: Politisches Genie mit der Moral eines Gangsters. Was müßte man doch für einen Titel wählen für ein Buch über die ‚großen' Potsdamer? Politische Genies waren sie sicherlich nicht; die Frage der Moral mag sich jeder selber beantworten.

Justizrat Dr. Blauert veröffenlichte eine Broschüre unter dem Titel: Gibt es noch ein Weltgewissen oder muß das Abendland untergehen? (Arbeitsgemeinschaft Deutscher Landwirte E. V., Dahlenburg, Kr. Lüneburg). Darin finden sich — neben grauenhaften Erlebnisberichten — Stimmungsbilder aus der Ostzone: „Es herrscht dort das Schweigen des Todes. Die Stille, die einst . . . über dem Deutschland der Metternichzeit gelegen haben soll, ist hiergegen geradezu ein Rummelplatz. Die Landwirt-

schaft ist ruinert, aber auch Handel und Industrie sind tot. Die volkseigenen Betriebe, die geleitet wurden von Leuten, die das richtige politische Soldbuch hatten, lebten noch einige Zeit von den sog. stillen Reserven und sind heute fast alle notleidend. Der Leiter der ostzonalen Betriebe, ein Kommunist, der von altersher im Marxismus und Leninismus das Evangelium einer neuen Menschheit sah und der, nicht unbegabt, und besten Willens, an die ihn zunächst beglückende Aufgabe herangegangen war, erlitt Schiffbruch, weil die Verhältnisse und das System von vornherein einen Erfolg unmöglich machten. Eines Tages erschien auch bei ihm der Kommissar und brachte ihn in den Verbrecherkeller. Ihm war der Kommunistenhimmel zusammengebrochen und er hat den Untergang seiner Illusionen nicht überlebt. Das Wort ‚Marx' mochte er nicht gerne mehr hören. — Schlimmer noch als der Verlust all dieser wirtschaftlichen Güter, als der Untergang einer Jahrhunderte alten Kultur scheint mir aber der geistige Massenmord am abendländischen Menschen zu sein! Physisch noch vegetierend, ist er ein Beweisstück der Spenglerschen Lehre vom Untergang des Abendlandes. Doch hinter dem eisernen Vorhang gibt es wohl kaum noch Interessenten, die willens und imstande wären, die . . . Folgen dieses größten Verbrechens der Neuzeit zu registrieren, sie sind eben zu abgestumpft, sie sind mürbe geworden, vielleicht schon geistig tot. — Gewiß sind Hunderttausende in der Ostzone viehisch gemordet, aber diese geistige Vernichtung des ostzonalen Menschen, die langsam, aber mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführt wird, erscheint grausamer und verdammungswürdiger als die Wirkungen der Hydrogenbomben." (S. 5/6.)

Ich hätte diese Stellen nicht zitiert, würde ihre Wahrheit nicht in Dutzenden von Briefen, die mich erreichen, bestätigt. Ich erschrecke manchmal, wenn ich daran denke, was den Schreibern geschieht, wenn ein Brief an die falsche Adresse käme! Eine Frau, die ich seit vielen Jahren kenne, schrieb mir: „Ich erlebte den Einmarsch der Russen in W. Innerhalb einer Stunde hatten sich ungefähr 150 Menschen das Leben genommen. Ich war mit bei den Glücklichen, die ‚davongekommen' sind. Wäre mir ‚etwas' passiert, ich hätte Gift genommen . . . Wie viele Leute kamen in den nächsten Tagen, nach Gift betteln, weil sie glaubten, das Leben nicht mehr ertragen zu können." Heute arbeitet die Frau in einem ‚volks-

eigenen Betrieb', für den sie umerzogen wird: „Alle Arbeiter und Angestellten unterliegen der Schulung. Geschult werden wir außerordentlich intensiv und gründlich. Nun, es gibt Türchen, durch die man schlüpfen kann. Leider nicht immer! Fachliche Eignung ist zwar erwünscht, steht aber nicht an erster Stelle. Man kann sich vorstellen, was dabei herauskommt." Und wieder trägt die Frau Gift bei sich, wie in den Tagen der ‚Befreiung'.

Dr. Blauert stellt noch eine andere Frage: „Wie stellen sich die Deutschen in der Ostzone zur Politik des Westens?". Die Antwort, die er gibt, ist erschütternd. „Der Deutsche Bürger glaubte und glaubt noch immer an eine Hilfe der Westmächte. Nicht unbekannt sind dort die Bestimmungen der Atlantic Charta vom August 1941, bei der unter Absingung frommer Lieder die Großen . . . verkündeten, dieser Kampf gelte dem Nationalsozialismus, nicht aber dem deutschen Volke? Gegen den Willen der betroffenen Bevölkerungen sollen keine Gebietsveränderungen vorgenommen werden. Man erinnert sich dort der Nürnberger Prozesse, in denen für die Menschlichkeit gekämpft wurde unter Prägung eines neuen Begriffes der Kollektivschuld. Deutschland konnte von Rußland allein nicht niedergeschlagen werden, erst die Gemeinschaft der zivilisierten Westmächte mit den Russen verbürgte den Endsieg. Erst dieses Kollektiv, diese Gesellschaft zur Besiegung des Nationalismus, brachte Herrn Stalin den Triumph — aber, wie in jeder bürgerlichen oder handelsrechtlichen Gesellschaft jeder Mitgesellschafter mitverantwortlich ist für das Tun und für etwaige Verfehlungen eines Gesellschafters, so folgert man im Osten, seien die drei zivilisierten Westmächte mitverantwortlich als intellektuelle Urheber all der zahllosen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die hinter dem Eisernen Vorhang geschehen sind. Sie stellen die Verfehlungen der Hitlerzeit weit in den Schatten.

„Das Weltgewissen, so sagt man (in der Ostzone) müsse erwachen und notfalls mit Gewalt Abhilfe schaffen. Besonders der Name Winston Churchill wird in diesem Zusammenhang genannt, nachdem Roosevelt tot und außerstande ist, diese Verfehlungen einer ebenso einseitigen wie dummen Haßpolitik wieder zu beseitigen. Churchill ist — so eigenartig das auch klingen mag — zum ostdeutschen Nationalheros und Kristallisationspunkt aller Hoffnungen eines entrechteten Volkes ge-

worden. Kluge Leute, die nicht ohne Nutzen im Buche der Geschichte gelesen haben, gehen aber weiter und zitieren auch wohl das ernste Bismarckwort, daß die Folgerungen der Geschichte genauer und unerbittlicher sind als die Prüfungen der Potsdamer Oberrechnungskammer.

Wenn die Westmächte dieser ihrer moralischen Verpflichtung nicht nachkommen, so verlieren sie nicht nur das Gesicht, sondern züchten sich selber den Feind, der ihnen dereinst in nicht allzulanger Zeit dasselbe antun wird, worunter Ostdeutschland jetzt seufzt. Moral und Klugheit sind in der Politik sowie im Leben der großen Völker eben doch Faktoren, die sich decken müssen, wenn die Rechnung aufgehen soll . . . Die mit östlichem Gift infizierten Menschen sind nicht nur für uns verloren, sondern werden zu einer fürchterlichen Gefahr nicht nur für Westdeutschland, sondern für die ganze westliche Kultur. Der deutsche Osten muß von den Russen befreit werden, sonst sind alle Rüstungsmilliarden und die Marshallhilfe umsonst. Halbe Lösungen gibt es hier nicht, sondern nur ein eindeutiges Entweder—Oder. (Ebd. S. 7.)

Soweit Justizrat Dr. Blauert. Kann der Osten wirklich hoffen, vom Westen befreit zu werden? National Council for Prevention of War — nicht zu verwechseln mit der morgenthauistischen Society for the Prevention of World War III — schreibt, daß die Beschlüsse der jüngsten Konferenz der drei Außenminister in New York offenbar machten, „daß eine Krypto-Morgenthau-Politik der Unterdrückung (Deutschlands) im Staatsdepartment noch immer einflußreich ist, ebenso im französischen und britischen Außenministerium. Noch immer werden die Deutschen gebraucht, besser gesagt, mißbraucht) für Zwecke der Eroberer.“ (Presseaussendung 22. September.) Bisweilen hat man den Eindruck, als wären die Schwierigkeiten, die von französischer und britischer Seite aufgeworfen werden, nur ein willkommener Vorwand für gewisse Cliquen Amerikas. Ein Wort Amerikas würde genügen, England und Frankreich zur Raison zu bringen, falls man — ja, falls man — wirklich den Bolschewismus bekämpfen will.

Die wirtschaftliche Lage der meisten Bewohner der Ostzone, besonders der Heimatvertriebenen, kann man kaum treffender darstellen, als mit dem ‚Witz‘, der als geflügeltes Wort geflüstert wird: „Trifft man einen Freund und fragt ihn, „Wie gehts“, so gibt er zur Antwort: „Im Westen keine Verwandten

— im Konsum keine Bekannten — aus Amerika kein Paket — nun weißt du, wie mir's geht." —

Äußerlich gesehen, hat die Lage der Westzone Fortschritte gemacht. Die Aufräumungsarbeiten gehen weiter; es wurde manches neugebaut, die Geschäfte sind gefüllt mit Lebensmitteln aller Art; jeglicher Luxus steht zur Verfügung, auf den Reichsautobahnen herrscht stärkster Verkehr, man findet überraschend viel neue Autos; die Preise für Lebens- und Genußmittel sind weit billiger als etwa in Amerika, Kaffee ausgenommen. Ein Pfund Mehl kostete zur Zeit meines Aufenthaltes in München etwa 30 Pfennig, in Amerika 10 c (50 Pfennig, das Versandporto 18 c pro Pfund — so daß ein Pfund Mehl, das man wegschickt, auf rund 1.40 DM zu stehen kommt!). In dem Restaurant kann man gut friedensmäßig essen, zu weniger als dem halben Preis, den man in Amerika bezahlt. So ist es auch leicht erklärbar, daß viele Besucher, die eben nur die Oberfläche sehen, mit ganz falschen Eindrücken zurückkommen, als wäre Deutschland in ein Land verwandelt worden, das von Milch und Honig fließt. Dieser Eindruck ist vollkommen falsch, wenn man ihn als Maßstab für die Mehrheit der Bevölkerung nimmt. Um ein wahres Bild von der Lage zu bekommen, muß man die Frage beantworten: Welcher Prozentsatz der Bevölkerung lebt wieder in menschenwürdigen Wohnungen, wie viele leben noch in Baracken und in Bunkern? Wie viele können die ausgestellten Waren kaufen, auch nur, was auf den Karten zugeteilt ist; wie viele stehen nur als Seh-Leute vor den Luxusgeschäften? Viele Besucher vergessen, daß sie als Gäste und Freunde aus Amerika besonders gastlich aufgenommen werden, sie sehen nicht das Leben im Alltag; die Menschen wollen ihre Not nicht zur Schau stellen. Ein 80jähriger Greis, ein treuer Mitarbeiter von ehedem, schrieb mir, daß er monatlich 28 DM (6—7 Dollars) Fürsorgerente und einen kleinen Wohnungszuschuß bekommt; eine Witwe mit einem siebenjährigen Sohn berichtet von einer Wohlfahrtsunterstützung von DM 83 monatlich. „Ich kann nicht tatenlos zusehen, wie mein Junge und ich auf ein Niveau gesetzt werden, das nicht mehr erträglich ist, das mich in nicht allzuferner Zeit den Gashahn öffnen läßt, um all dem ein Ende zu bereiten, wie es Tausende bereits gemacht haben und Tausende aus dieser Not heraus noch tun werden." (Es braucht nicht eigens vermerkt zu werden, daß sich seit meinem Besuch die Verhältnisse wesentlich verschlech-

tert haben; verschiedene Lebensmittel sind auf dem Markt verschwunden; die Preise steigen. Die Leidtragenden sind in erster Linie wieder die Heimatvertriebenen.)

Wer Augen hat, zu sehen, Ohren zu hören, der entdeckt hinter den gefüllten Auslagen und Luxusgeschäften die tiefe Kluft, die mehr denn je Deutschland spaltet. Die Kluft zwischen den Priveligierten, den Neureichen, den Schiebern, den Schwarzhändlern, denen, die auch am Werktag Sonntag haben, und den Enterbten, Hungernden, denen, die auch am Sonntag Werktag haben, deren Elendsstuben kein Schimmer der Freude, der Hoffnung, des Trostes erhellt. Man gewinnt den Eindruck, daß nur ein Teil des deutschen Volkes den Krieg verloren hat, der andere lebt wie in der guten alten Zeit, vielfach besser. Hohe Beamte der Besatzungsmacht in Berlin haben mir erzählt, daß sie mit den Neureichen einfach nicht mehr mitkommen. Aber davon darf man nicht reden. Es wird nur sorgfältig registriert, wenn etwa die Vertriebenen sich einmal ein Vergnügen leisten — mag sein, daß das Geld vernünftiger angelegt werden könnte — oder gar ein Radio. Die gegenseitige Verbitterung kündigt nichts Gutes. Anton Belda erklärte in einer Rede bei einem Flüchtlingstreffen in Braunschweig: „Man darf nicht annehmen, daß wir auf die Dauer alles geduldig ertragen werden. Wir würden die größte Not geduldig ertragen, wenn es zur Rettung unseres Volkes und Vaterlandes beitragen würde. Wir würden diese Not auch geduldig ertragen, wenn das ganze deutsche Volk sie in gleicher Weise trägt. So sehr ein Teil des deutschen Volkes das tut, und es sind dies in der Hauptsache die Armen und Kriegsbeschädigten, so sehr müssen wir feststellen, daß der Egoismus der Menschen nie solche Triumphe gefeiert hat, wie dies heute der Fall ist ... Aber die Menschen haben sich hier an diese Not der Mitmenschen gewöhnt und gehen genau so achtlos daran vorüber, wie sie kaum noch einen Blick auf die Trümmerfelder ihrer zerstörten Städte werfen. Sie wollen diese Not nicht mehr sehen und sie verstehen auch nicht die Sprache, die das Elend heute redet. Es ist, als ob das Deutsche Reich nach Kriegsende wie der Turm von Babel in sich zusammengebrochen wäre, und das eigene Volk mit Sprachenverwirrung geschlagen hätte. Reden wir von Gleichberechtigung, dann verstehen die anderen Wegnahme ihrer Arbeit und ihres Wohnraumes. Reden wir vom Lastenausgleich, dann verstehen die anderen Wegnahme ihrer Arbeit und ihres Wohnraumes. Reden wir von der Behebung

unserer großen Not, dann verstehen die anderen Kampfansage gegen ihre Lebenshaltung. Reden wir von unserer Heimat, dann verstehen die anderen politische Irredenta, Chauvinismus und Nationalismus. Reden wir vom Rückwandern, dann verstehen die anderen Auswandern. — So wächst die Not der Vertriebenen, der Ausgebombten und der Kriegsbeschädigten lawinenhaft an. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend spielt das Leben nur die eine Sinfonie, die des Leides und der bittersten Not, und es gehört ein Herz von Liebe und Nerven von Stahl dazu, um angesichts dieser Not und der geringen Möglichkeiten des Helfens nicht zusammenzubrechen."

Belda berührte in derselben Rede eine andere Frage, die sich jedem aufdrängt, der die Verhältnisse in Deutschland genauer betrachtet: die unselige Zersplitterung und politische Aufspaltung. Man möchte das Wort Kaiser Wilhelms umdrehen: Es gibt keine Deutschen mehr, es gibt nur mehr Parteien. „Wäre es dem Nationalsozialismus möglich gewesen, an die Macht zu kommen, wenn nicht vorher das deutsche Volk bei den Reichstagswahlen mit 43 Parteien aufmarschiert wäre?" fragt der Redner. „Heute sind in der Westzone schon 37 Parteien zugelassen; 44 weitere haben um Zulassung nachgesucht." Man muß an das Wort Goerres erinnern, der einmal sagte: „Die Deutschen seien dümmer als die wilden Pferde. Werden diese angegriffen, stekken sie die Köpfe zusammen und schlagen mit den Hufen gegen den Feind. Bei den Deutschen gehen in der Stunde der Not die Köpfe auseinander und sie schlagen gegeneinander. Werner Schubart schreibt in dem bedeutsamen Buch „Europa, und die Seele des Ostens" (Luzern 1938, S. 225): „Nehmt den Deutschen den gemeinsamen Feind und sie werden einander zu Feinden. Dann stürzen sie ins entgegengesetzte Extrem: Das Fremde wird über Gebühr gepriesen und nachgemacht ... Der deutsche Nationalismus versagt, wenn er sich gerade bewähren müßte, im Augenblick der politischen Niederlage ... So tapfer der Deutsche als Soldat, so verzagt ist er als Bürger. Er hat keinen Bekennermut. Ihm fehlt — nach einem Ausspruch Bismarcks — die Zivilcourage. Seinem Zivilleben ist eine ‚ängstlich enge Sphäre' eigen (Hölderlin). Er ist so lange Hase, bis ihm von obrigkeitswegen der Befehl erteilt wird, in der Gestalt eines Löwen zu erscheinen (Hebbel). Ein sonderbarer Widerspruch, dasselbe Volk, das erstklassige Soldaten stellt, verdient mitunter den Vorwurf nationaler Würdelosigkeit."

Im bayerischen ‚Klerusblatt‘ vom 1. Juli 1950 fand ich eine wie mir scheint zutreffende Analyse der gegenwärtigen Lage. In einem Dorfe Oberbayerns wurde zum ersten Male wieder ein Maibaum aufgestellt. Ein konservativer Bauer holte eine Tafel hervor, die seit Urväters Zeiten den Baum geschmückt hatte. Darauf stand ‚die reaktionäre‘ Parole ‚Heil dem König! Friede dem Lande! Einigkeit dem Volke.‘ „Niemand“, schreibt der Verfasser (Spectator II), „nahm an den drei Losungen Anstoß . . . Aus den Äußerungen der Leute konnte man etwas sehr Bestimmtes entnehmen, wenn sie es auch nicht so präzis ausdrückten: Es gibt kein Staatsideal mehr, der Staat hat keine tragende Idee mehr.“ Aus den Erörterungen war weiter zu entnehmen, daß die staatliche Organisation als solche ein recht geringes Maß von Ansehen und Autorität besitzt. Nur wenige haben am Staatsleben eine Freude oder gar eine Begeisterung. Im Gegenteil: Nur allzuviele empfinden an politischen Dingen Überdruß und Ärger, ja Abscheu und Ekel. Der Volksmund spricht von den „Selbstversorgern“, die allein Interesse für den Staat zeigen; damit sind die Nutznießer gemeint. Resigniert klagen viele „es wird überhaupt nichts mehr in unserem Vaterlande“. Spectator sucht die Lage zu erklären aus den politischen Entwicklungen der letzten dreißig Jahre, man muß aber wohl hinzufügen, daß es seit der bedingungslosen Übergabe, seit Potsdam kein Deutsches Reich mehr gibt, auch keine Regierung, die man mit Recht so nennen könnte. Es ist komisch, wenn sich Ost und West gegenseitig vorwerfen, daß sie nur Marionetten der Sieger sind, ohne zuzugeben, daß sie beide im selben Glashause sitzen und nichts anderes zu tun haben, als die Befehle der Besatzungsmacht auszuführen und als Blitzableiter zu wirken. Wer nicht pariert, der fliegt. Viele der politischen Löwen, die sehr wild tun und alle „Feinde“ in einem anderen politischen Lager fressen möchten, sind doch nur arme Hasen dort, wo sie Löwen sein müßten.

Spectator schreibt weiter: „Heute nach fünf Jahren erfahren wir, daß man schneller aus Ruinen neue Häuser, als aus dem Trümmerhaufen des zusammengebrochenen Staatsgebäudes ein neues Gefüge für öffentliche Angelegenheiten errichten kann. Wer hätte das 1945 geglaubt? Damals schien es nur gutwillige Bürger zu geben, man konnte fast annehmen, daß jetzt die Epoche kommen würde, in der die Taube neben der Schlange ihr Nest baut. Hatte doch der Kommunist in der Zeit der

Zwangsherrschaft zusammen mit den Monarchisten in der gleichen Zelle den Rosenkranz gebetet; der evangelische Geistliche hatte mit katholischen Priestern aus dem gleichen Psalmenbuch im KZ-Bunker von Dachau Gottes Lob gesungen und Linkspolitiker bedauerten wie Rechtsgerichtete den leidenschaftlichen Kampf, während der Weimarer Republik. Nach Hitlers Untergang wollten sich alle zu gemeinsamer Aufbauarbeit die Hände reichen. Endlich beginnt, so durfte man hoffen, im Lande der Glaubensspaltung und des Parteizwistes eine Epoche des Friedens und der Eintracht. Welche Enttäuschung! Nach fünf Jahren haben wir schon wieder über zwanzig politische Parteien, die oft in häßlicher und abscheulicher Weise miteinander hadern; selbst christliche Parteien und konservative Richtungen vertragen sich nicht und finden keinen gemeinsamen Weg; ja, sogar innerhalb der nämlichen Parteien werden Meinungsverschiedenheiten wenig erbaulich ausgefochten und man versteift sich fanatisch auf Nuancen." Diese Situation ist ein Ärgernis für das Volk, eine Freude für den lachenden Dritten, der durch Umerziehung und Entnazifizierung diese geistige Zersetzung züchtet — wahrhaftig nicht im Interesse des deutschen Volkes.

In einer einführenden Schrift zum ‚Steierischen Katholikentag 1951' wird die geistige Situation Deutschlands und Österreichs mit knappen, präzisen Worten formuliert. „Mit dem Auftreten des Nationalsozialismus und völlig erst mit dem Einbruch des russischen Kommunismus sind die Kirche und die Menschheit offenkundig in eine völlig neue Phase ihres Schicksals und auch ihrer Aufgaben getreten. Ein schon fast zum Überdruß gewordenes und zur Lächerlichkeit abgesunkenes Wort wurde zur Wirklichkeit: ‚Es scheint alles in seinen Grundfesten erschüttert.'

„Schon die Denkkategorien des Menschen, das Bewußtsein von Zeit und Raum, sind umwälzenden Veränderungen unterworfen worden. Nicht nur die älteren oder erwachsenen Menschen stellen mit Wehmut fest, daß die Zeit flüchtig ist und mit unheimlicher Schnelligkeit verrast. Auch die Kinder wissen heute schon um diese bittere Wahrheit und erleben sie. Vom Raum gilt das gleiche wie von der Zeit. Nicht nur dem Bewohner ferner Kontinente erscheinen die dem Europäer einst bedeutsamen Entfernungen bedeutungslos. Auch der letzte Bauer in dem fernsten Graben fühlt sich längst dem fernen Morgenland

oder den Ländern über dem großen Teich näher — oder nahegerückt.

Das Gefühl der Sicherheit, jenes so gefährliche Sekuritätsbewußtsein des 19. Jahrhunderts, ging endgültig verloren. Jene satte Gewißheit, die der Generation unserer Großeltern und Eltern eigen war, kennt man nicht mehr. Sie hatten an Staatspapiere, Hausbesitz, mündelsicheres Geld, Pensionsansprüche und Staatsverträge, an die Vorstellung vom ständigen Fortschritt in unerschütterlicher Sorglosigkeit, mit unbeeinträchtigtem Glauben geglaubt, auf sie mit seliger Hoffnung gebaut und sie mit ganzer Hingabe geliebt.

Auch die Überzeugung, es gäbe irgendeine Form des öffentlichen Lebens, die dessen Unrecht und Bitterkeit aus der Welt zu schaffen oder doch zu mildern vermöge, ist zerstört. Man hat in kurzer Aufeinanderfolge die absolute und die konstitutionelle Monarchie erlebt und verworfen. (Es ist zu spät, wenn man heute erst erkennt und behauptet, sie sei die weitaus beste der möglichen Staatsformen gewesen.) Man hat die Demokratie und die Diktatur erhoffen, erkennen, hassen und verachten gelernt. Man erwartet sich von all den lockenden, politischen Chimären, denen die Politiker aller Lager im 19. Jahrhundert nachgejagt und auf die ihre Gefolgsleute ihre rührende, begeisterte und opferbereite Zuversicht setzten, garnichts mehr.

Eine unsagbare Trost- und Hoffnungslosigkeit hat sich der Menschheit bemächtigt. Sogar drüben im goldenen Amerika. Aber vor allem in einem Volk, das einer Katastrophe anheimgefallen ist, wie das unsere. Machen wir uns nichts vor. Ein beträchtlicher, ein beängstigend großer Teil der Bevölkerung ist der Überzeugung, daß wir nach menschlichem Ermessen am Ende stehen . . . Man spürt und befürchtet Korruption an allen Ecken und Enden. Man erhebt Klagen und Anklagen ohne Ende vor Gericht und in aller Öffentlichkeit. Gegen jeden Stand und jede Gruppe. Nach dem Empfinden vieler findet sich kein Richter, der sie rücksichtslos untersucht und gerecht beurteilt . . . Das Volk sieht nach neuen Menschen und Führern aus, weil die alten, die in den verantwortlichen Stellen stehen, nach seiner Überzeugung versagt haben. Aber es findet sie nicht. Mehr und mehr erkennt man, daß nichts damit getan wäre, das eine oder andere Rad der Maschinerie des öffentlichen Lebens, die zur Todesmühle geworden zu sein scheint, auszuwechseln. Man weiß be-

reits, ihre Konstruktion ist grundfalsch, aber niemand weiß, wie sie durch eine bessere ersetzt werden könnte. Und diese Erkenntnis steigert die allgemeine Ratlosigkeit, die immer mehr um sich greifende Niedergeschlagenheit."

„Dieser heillose Wirrwarr, diese dämonische Verkehrung, diese verderbliche Verzweiflung an allem und allem, sie sind prophezeit worden. Lesen Sie Cortes, der alles, was heute als gräßliches und unabwendbares Schicksal hereingebrochen ist, vor einhundertzwanzig Jahren mit hellseherischer Wahrhaftigkeit vorausgesagt hat. . . . Ist es also ein Wunder, wenn immer mehr Leute der Ansicht zuneigen, daß dieses unser Volk, ja, daß ganz Europa, daß schließlich die ganze Welt bestimmt ist, zugrunde zu gehen? Sie wird entweder in dem Blutbad ertrinken, das der russische Bolschewismus über sie bringen wird, der die Obenstehenden köpft oder am Weg nach Sibirien verhungern läßt und die Unteren zu tierhaften Sklaven erniedrigt, oder Atom- und Superatombomben werden ihr selbstgewolltes Ende herbeiführen, damit endlich jener über den Wolken erscheine, der sie richten soll und richten wird." (S. 6 ff.)

Um nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, als sei der Verfasser der genannten Schrift einem heillosen Pessimismus verfallen, — so verzweifelt die Stimmung und die Lage auch wirklich ist — sei das Ziel wiedergegeben, das dem Steierischen Katholikentag 1950 gestellt wurde, ein Ziel, das allen großen Kundgebungen, besonders denen der Vertriebenen, voranleuchten müßte: „Der Katholikentag muß ein einziger betender Aufschrei nach der Liebe und Barmherzigkeit Gottes sein, damit er unserem Volke diese anscheinend schon versiegende, nur aus Seiner Allmacht und Güte fließende Kraft, den Willen zum Leben wiedergebe. Wir dürfen nicht zusammenkommen der Menschen wegen. Wir müssen uns im Namen Gottes versammeln. Es muß uns wirklich einmal einerlei sein und wir dürfen nicht daran den Erfolg messen, ob fünfzehntausend, zwanzigtausend oder vierzigtausend dem Rufe unseres Bischofs folgen. Entscheidend ist, ob die, die kommen, in der rechten Gesinnung erscheinen und entschlossen sind, aus der Inbrunst ihres Herzens Gott um Liebe und Erbarmen zu bestürmen. Wir dürfen nicht nur daran denken, was die anderen von unserer Tagung halten, die aus den Parteikanzleien oder Kaffeehäusern oder vom Straßenrand zuschauen werden. Es muß uns auch irgendwie gleich-

gültig sein, ob die Ungläubigen mitleidig über uns lächeln oder ob sie sich darüber wundern, daß es heute noch Menschen solchen Glaubens an oben, solcher Hoffnung auf oben gibt. Wir wissen, nur die Liebe des erbarmenden Gottes kann retten und helfen. Wir wissen aber auch, daß sie uns in Fülle und Überfluß angeboten ist, daß sie uns aber nach Seinem eigenen Wort nur in dem Maße zuteil werden kann, in dem wir sie selber besitzen und üben." Das ist nur eine Umschreibung der Gedanken, die ich seit Jahr und Tag den Vertriebenen zurufe: Gott lebt noch! (S. 11/12.) —

Die Begegnungen mit der Presse gehören — von Ausnahmen abgesehen — zu den angenehmen Erlebnissen. Im allgemeinen sind die Pressekonferenzen Zeitverlust. Die Fragen sind manchesmal wirklich naiv, bisweilen taktlos, so, wenn man etwa Dr. Shuster fragt, wie er zum bayerischen Kultusminister Dr. Hundhammer stehe. Man glaubt sich vor einem Kollegium, in dem Pharisäer reichlich vertreten sind, darauf aus den Befragten ‚zu fangen'. Wenn man am nächsten Tag die Zeitungen nachsieht, so wird entweder nichts berichtet, die Ausführungen werden verdreht und entstellt. Die Schreiberlinge berichten nur, was sie hören wollten, nicht, was der Referent ausführte, um Argumente für ihre Richtung oder Partei zu finden, oder Anhaltspunkte für ihre Polemik.

Welcher Unsinn ist doch über die Tagung der Sudetendeutschen in Kempten geschrieben worden, die man unbedingt als neonazistische Kundgebung abstempeln will, nun, weil eben die Sudetendeutschen unbekehrbare Nazis sind. Man braucht dieses Argument, um berechtigte Forderungen der Sudetendeutschen zu unterdrücken und der Zweck heiligt die Mittel. Ein Freund hatte Gelegenheit, die Unterhaltung zweier amerikanischer Journalisten mitzuhören. „Wir konnten uns selber überzeugen, daß die Sudetendeutschen Nazis sind. Als Dr. Kolbenheyer in Kempten mit dem Faschistengruß ans Rednerpult trat, gingen abertausend Arme hoch zum gleichen Gruß. Sie sind auch heute noch Nazis." Soviel ich weiß, hat Dr. Kolbenheyer überhaupt nicht gesprochen in Kempten, wahrscheinlich hielten die Beobachter die hochgehaltenen Regenschirme für ein Zeichen des Faschismus, der nun einmal in ihren Gehirnen weiterspinnt. Wie armselig muß es doch um eine Demokratie bestellt sein, die vor einer ausgestreckten Hand hysterische Anfälle bekommt!

Die Massenkundgebungen der Vertriebenen wurden von der ‚führenden‘ Presse zumeist totgeschwiegen. Dann und wann hat man einen Satz aus dem Zusammenhang gerissen. Man sollte annehmen, daß auch die Presse davon Kenntnis nimmt, daß 20, 30 oder 50 000 Menschen zusammenkommen, die sich das Fahrgeld vom Munde abdarben müssen, um ihre Not ins deutsche Volk und in die Welt hinauszuschreien. Aber was kümmert Massennot diese volksfremden Elemente, die das deutsche Volk umerziehen wollen, ihnen geht es ja gut. Sie dürfen doch nur schreiben, was den Brotgebern gefällt. Und es gibt doch viel wichtigere Dinge. Ausgerechnet am Pfingstsonntag hat im katholischen Bayern der Münchner Rundfunk das angesetzte Brucknerkonzert abgesetzt und dafür eine Reportage über die Prügeleien zweier Boxer gebracht. Und die Kundgebung in Kempten? Eine Karrikatur kennzeichnet die Lage. Eine große Gruppe von Journalisten sind mit Mikrophonen, Foto- und Filmkameras und Notizblock zu einem Treffen der FDJ ausgerückt, bei einer Großkundgebung der Vertriebenen finden sich zweieinhalb Mann ein, die den Kopf in den Sand vergraben und Apparate und Schreibzeug neben sich liegen haben.

Schon Goethe hat gemeint, daß man nichts verliert, wenn man für längere Zeit die Gazetten nicht liest. Das gilt heute mehr wie damals; es ist alles Bla-bla-bla, zu deutsch, leeres Gerede, Schmarrn, wie man in Bayern sagt. Die Linzer ‚Neue Heimat‘ (30. Juli) brachte ein interessantes Feuilleton über das neue Modewort französischer Herkunft aus der Feder von Max Kaindl-Hoenig aus Anlaß der verhinderten Passauer Wiedersehensfeier. Darin lesen wir unter anderem: „Abbe Galiani ließ in der Feuerprobe der Revolution den feinmechanischen Satz verlautbaren: ‚Es kommt darauf an, alles zu sagen, ohne die Bastille zu riskieren.‘ Was würde der Abbe indessen zu uns Heutigen sagen, als seliger Gast etwa bei einem Europa-Kongreß (fügen wir hinzu: bei den Konferenzen der UNO in Lake Failure, pardon, Lake Success.) ‚Mon Dieu, hier redet man viel — und alles um nichts zu sagen! Riskiert ihr damit mehr als nur die Bastille? — Das wohl, aber mein Gott, wer weiß, Herr Abbe, vielleicht währet Ihr auch nicht so billig davongekommen, wenn Ihr damals alle unsere Phrasen schon gedroschen hättet. Man tut, was man heute kann. Es wird überall ununterbrochen geredet und einige gehen umher und sammeln Worte auf, die gefallen sind. Es ist ein trauriger Beruf, das ständige Bücken nach leeren

Packungen. — ‚Friedensliebe', ‚Freiheit', ‚Gerechtigkeit', ‚erstklassige Menschlichkeit' — humanité — Sie verstehen!"

Es ist tragisch, daß das Geschwätz als Gipfelpunkt der Weisheit angesehen, noch tragischer, daß die Bla-bla-bla-isten sich selber ernst nehmen. So überkommt sie ein Unfehlbarkeitskomplex; sie lassen keine andere Meinung neben sich gelten und werden zu Diktatoren, auch wenn sie sich als Demokraten oder Volksdemokraten ausgeben. „Lasset kein faul Geschwätze aus eurem Mund gehen", mahnt der Völkerapostel (Eph. 4, 29), „böses Geschwätz verdirbt gute Sitten" (1. Kor. 5, 23).

Im Schatten der „Befreiung"

Pressemeldungen zufolge haben „deutsche" Journalisten eine Stellungnahme des abgegangenen US-Kommissars für Bayern zu meinen Kundgebungen provoziert: „Reichenberger unerwünscht?" Ich weiß nicht, ob die Herren eine positive Beantwortung der Frage insinuierten; ich würde mich darüber nicht wundern; ich habe allerhand Erfahrungen. Andere auch. So sagte — nach ‚Aktenzeichen 475/39', S. 110) — der Officier de Securite zu Dr. Kollbach: „Ausspucken kann man nur vor euch Deutschen! . . . Daß ihr Schlange steht, hier draußen vor meiner Türe, nur um euch selbst bei uns zu denunzieren, das können wir Franzosen nicht verstehen. Wir können uns der vielen Anschuldigungen kaum noch erwehren . . ." Die Herren der Lizenzpresse erhielten jedenfalls die gewünschte Antwort. ‚Freiheit der Rede' ist bekanntlich eine der ‚Vier Freiheiten'; so muß eben auch ein Kommissar grundsätzlich für Redefreiheit sein. Verschiedene Redner aber seien ‚hemmungslos'; sie glichen einem Menschen, der vor einem vollbesetzten Kino ‚Feuer!' riefe, ohne Rücksicht darauf, wieviele Menschen in der Panik ums Leben kämen. Wenn er Mitglied des Allied Travel Board wäre, so würde er jedenfalls unerwünschten Rednern den Paß verweigern.

Diese Stellungnahme ist natürlich für niemand überraschend, der die wirklichen Verhältnisse kennt. Gerade die jüngste Zeit brachte etliche sehr anschauliche Beispiele. Es ist naiv, wenn unlängst ein von mir persönlich hochgeschätzter Journalist schrieb, daß es „kein Risiko in sich schließt, den Amerikanern die ‚Wahrheit' ins Gesicht zu schreiben". In meinem Vorwort zu Dr. Apps Buch ‚Der erschreckendste Friede der Geschichte' schrieb ich: „Soll aber niemand glauben, daß man sich mit solchen Büchern

Freunde schafft, vor allem bei denen, die die Macht innehaben ... Es ist in den Demokratien nur dem Grade, nicht dem Wesen nach anders. Die Gruppe an der Macht verwechselt sich selber nur allzu oft und allzu gerne mit dem Volk und dem Staat und möchte jeden, der mit der herrschenden Politik nicht einverstanden ist, oder gar offen dagegen ankämpft, als Volks- und Staatsfeind abtun. Unsere Zeit ist ja um Schlagworte nicht verlegen.“ Bald haben wir ja auch in Amerika KZ — natürlich nur für ‚Kommunisten‘. Heute ist es aber expedient, jedem, der den Mut zur Wahrheit hat, das Schlagwort ‚Kommunist‘ um den Kopf zu schlagen, wie bisher ‚Nazi‘ oder ‚Fascist‘. Beweise? „Warum schlägst du mich“, fragte Christus, der Herr, „habe ich unrecht getan, so beweise es.“ Das neue ‚Recht‘ von Nürnberg überläßt dem ‚Angeklagten‘, seine Unschuld nachzuweisen und nimmt ihm zuvor sein Entlastungsmaterial aus der Hand.

Es liegt mir ferne, mich selber zu verteidigen oder zu entschuldigen. Hunderttausende, darunter Bischöfe und Priester, Juristen, lasen seit Jahren meine Artikel und waren bei den Kundgebungen anwesend. Tausende haben mir bezeugt, daß sie daraus Trost und Mut und Kraft fanden, ihr Kreuz zu tragen. Kommt das wirklich daher, weil ich ‚den Hörern nach dem Munde rede‘, wie ein Sozialist, Karl Kerr, in einem schwedischen Pamphlet behauptet? Ich glaube, daß kaum jemand so offen und ungeschminkt die Wahrheit — nach allen Seiten — sagt und schreibt wie ich, ‚gelegen oder ungelegen‘; aber für gewisse Leute gibt es nur d i e Wahrheit und d i e Freiheit, die sie meinen, die Wahrheit des persönlichen Vorteils, der Parteiinteressen, nicht aber die Wahrheit des Naturrechts und des Dekaloges. — Der Vergleich mit dem Manne, der vor dem Kino ‚Feuer!‘ schreit, stellt denn doch die Tatsachen auf den Kopf. Ich schreie nicht ‚Feuer!‘, um eine Panik zu provozieren. Vielleicht haben es gewisse Leute noch nicht gemerkt: **Es brennt wirklich übers ganze Land hin!** ‚Die Katastrophe für Deutschland und Europa ist unaufhaltsam, wenn die Frage der Vertriebenen nicht ehestens eine gerechte, sittliche, menschliche und christliche Lösung findet. Ich rufe nach der Feuerwehr, die den Brand löschen soll, wenn es dazu überhaupt noch Zeit ist. Ich sage den Brandstiftern, daß es ihre Pflicht ist, den Schaden wieder gutzumachen; und ich begründe diese Pflicht mit ihren feierlichsten Erklärungen, und — weil ich die Hoffnung aufgab, daß sie zu ihrem Wort stehen — appelliere ich an das Weltgewissen und begründe

die Forderungen der Vertriebenen mit dem Dekalog. Darf man das nicht mehr? Roosevelt, der Anführer der ‚Kreuzfahrer', hat doch den amerikanischen Bischöfen zu Kriegsbeginn ‚eine internationale Ordnung versprochen, in der nicht Rachsucht, sondern der Geist Christi die Herzen der Menschen und Völker erfüllen soll'. (Zitiert bei D. A. MacLean, A Dynamic World Order, p. 212).

Vielleicht versteht man manches besser, wenn man eine Erklärung des stellvertretenden Landeskommissars für Württemberg, H. M. Voverley, heranzieht. Er gibt zu, daß die deutschen Heimatvertriebenen „ein Problem darstellen, wie es in den letzten 75 Jahren nirgendwo in irgendeinem Teile der vom modernen industriellen Kapitalismus beherrschten Welt in diesem Grade beobachtet werden konnte". Diese Menschen seien an sich „ein ideales Ziel für kommunistische Infiltration und Propaganda"; diese Propaganda bleibe aber unwirksam, weil der Kommunismus nur soziale Gesichtspunkte herausstelle, niemals aber Versprechungen der Rückkehr in die Heimat mache. Diese Auffassung ist insofern interessant, daß Mr. Coverley zugeben muß, daß ‚Rückkehr in die Heimat' das erste Ziel der Vertriebenen ist, hinter dem alle anderen zurückstehen. Es trifft längst nicht mehr zu, daß soziale Hoffnungen keinen Eindruck machen würden. Primum vivere, zuerst wollen diese Menschen leben, dann können sie philosophische Betrachtungen anstellen über Demokratie, Menschenwürde usw. usw. Es gibt bereits eine starke Rückwanderung in die Ostzone, sei es aus Not und in der Hoffnung auf Arbeit und Brot, sei es als Rückversicherung — für alle Fälle. Wenn diese Rückwanderung nicht größere Dimensionen annimmt, so nur deshalb, weil die Vertriebenen den Bolschewismus am eigenen Leibe erlebten, genau so wie die Flüchtlinge nach den Westzonen. Wenn Mr. H. M. Coverley die Anerkennung des Rechts auf die Rückkehr in die geraubte Heimat als ‚verlorene Hoffnung' bezeichnet, so charakterisiert er damit zwar unmißverständlich die Einstellung maßgebender Kreise der Westmächte — es ist bezeichnend, daß das Übereinkommen Prchala—Lodgemar totgeschwiegen wird —, er sagt aber damit auch den Vertriebenen, daß sie vom Westen nichts zu erwarten haben. Es ist schwer, zu verstehen, daß man gleichzeitig von den Vertriebenen erwartet, daß sie für den Westen, d. h. also für die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes, für die Verewigung der Heimatlosigkeit kämpfen sollten. Bis heute

hat ja der Westen nicht einmal die Rückkehr in die Heimat versprochen; bis heute wurde die Erklärung von Potsdam nicht widerrufen; bis heute wurden keinerlei Schritte unternommen, eine ‚geordnete und menschliche' Rücksiedlung durchzuführen oder das geraubte Eigentum zurückzuerstatten. Der Walter-Bericht hält — im Einklang mit Mr. Coverley — die Forderung nach Rückkehr in die Heimat ‚Theorie'.

Anscheinend sieht Mr. Coverley in dieser Forderung ‚Rechtsradikalismus', statt Erfüllung des Naturrechtes. Darüber soll an dieser Stelle nicht argumentiert werden. Ich möchte nur gerne wissen, ob die Bewohner der Staaten New York und Kalifornien (deren Einwohnerzahl ungefähr der der Vertriebenen gleichkommt) nicht auch so ‚rechtsradikal' wären, wenn sie so ‚human und ordentlich' vertrieben würden? Wichtiger ist die Schlußfolgerung, die Mr. Coverley zieht, daß es nämlich ‚sogar unglücklich sein kann', daß die Vertriebenen sich nicht dem Kommunismus anschlossen! (Zitiert nach ‚Christ unterwegs', August 1950). Das sagt ein Vertreter Amerikas! Ich dachte an Beneschs Wort von 1934: „Ich würde lieber die Nazis in Prag als die Habsburger in Wien sehen!" (Zitiert bei F. S. Campbell, The Menace of the Herd, p. 158). Wird sich auch Mr. Coverleys Wunsch erfüllen?

Es ist erschütternd, zu erleben, wie wenig die ‚Befreier' sich in die Mentalität der Besiegten hineinfinden können. Das Buch ‚This is Germany' ist ein neuer Beweis dafür. Man könnte fast sagen: Wenn man den Bolschewismus in Deutschland fördern wollte, hätte man es kaum wirksamer tun können.

Das fing an mit dem Morgenthau-Plan, der ja offiziell auf die Seite geschoben, in Praxis und vor allem in den ausführenden Organen noch immer wirksam ist. Es hat mir mehr als ein Vertreter der Besatzungsmacht unter vier Augen gesagt, wie sehr er unter den Anordnungen leidet, die er ausführen muß. Befehl ist Befehl und wehe dem, der seinem Gewissen nicht dem Befehl gehorcht. Bei manchem möchte man das bekannte Lied umkehren: Als er 'rüberkam, war alles leer, als er Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer. — Es ist auffallend, wie viele Menschen heute noch die Nazis für die vandalische Zerstörung deutscher Städte und das Hinmorden der Zivilbevölkerung verantwortlich machen. Eines aber wird nie vergessen, daß die Armee den Auftrag hatte, Abfälle der Le-

bensmittel in den Militärküchen mit Benzin ungenießbar zu machen zur selben Zeit, da hunderttausende hungerten und verhungerten. Bischof Münch, der Regent der Apostolischen Nuntiatur in Deutschland, hat in seinem Hirtenbrief ‚Die Gegenwart fordert . . .‘ bestätigt, daß die ‚Befreiung‘ vom Nazismus, von Herrenrassentum, von Brutalität begann mit Demontage der Menschlichkeit, des Christentums, mit Supernazismus: „Als unsere Armeen siegreich in Deutschland einzogen, war es keinem einzigen Soldaten erlaubt, einem Deutschen die Hand zu geben. Ergänzen wir: Gen. Eisenhower bestätigt in seinem Buch ‚Crusade in Europe‘, S. 156 f), daß er deutschen Generälen die unter Soldaten übliche Ritterlichkeit verweigerte. Man hat nie gehört, daß er als Soldat dagegen auftrat, als man sie wie Verbrecher aburteilte — für dieselben Verbrechen, die auch von den ‚Kreuzfahrern‘, besonders von ihren östlichen Busenfreunden, begangen wurden, allüberall begangen wurden! Man hat auch nie gehört, daß er dagegen Stellung nahm — wie etwa MacArthur unlängst —, daß man den Bolschewiken den Vortritt in Prag, Wien, Berlin einräumte. Dieser Fortschritt wurde reichlich gefeiert und begossen.) Es war ihm nicht erlaubt, einen Deutschen im Quartier zu haben. Es war ihm nicht erlaubt, sich irgendwo mit einem deutschen Mädchen zu zeigen. Es war ihm nicht erlaubt, Nahrungsmittel, die er nicht braucht, den Deutschen zu geben, nicht einmal den Kindern, obwohl die oft zusehen mußten, wie die Überreste der Mahlzeiten in die Spülfässer geschüttet oder mit Gasolin übersprengt wurden, um nachher verbrannt zu werden. Keine Gum Drops und kein Stückchen Kaugummi durfte den hungernden Kindern gegeben werden. Es ist wahr, wie der Bischof sagt: „Das Gefühl der Menschlichkeit rebellierte im amerikanischen Soldaten gegen diese unmenschliche Politik.“ Aber diese ‚unmenschliche Politik‘ wird nie vergessen werden — so gerne ihre Urheber, augenblicklich wenigstens — darauf vergessen möchten.

Die Demontage der deutschen Industrie wird noch immer weitergeführt — September 1950! Karl von Wiegand zitiert (Chicago Herald American, 17. Sept. 1950) einen deutschen Bundestagsabgeordneten: „In Washington erzählt Staatssekretär Acheson dem Kongreß, daß die Männerreserven und die Hilfsquellen Westdeutschlands wesentlich sind für die Verteidigung Westeuropas. In Westdeutschland aber geht die Zerstörung der In-

dustrieanlagen weiter. In Wattenstedt-Salzgitter sprengen die Engländer die letzte Hütte der Hermann-Göring-Werke. Sie war leer, aber sie mußte niedergelegt werden... Die Arbeitslosen — und es gibt deren sehr viele — wenden sich den Kommunisten zu. Das geschieht Tag für Tag, ganz gleichgültig, wie man bei Ihnen darüber berichtet." Demontage ist Hilfe für die Kommunisten, weit mehr, sie ist Unmenschlichkeit und Unchristentum. Der Sieg gibt nicht das Recht, Menschen die Existenzgrundlage zu nehmen.

‚Echo der Woche' (21. April 1950) meldet, daß noch am 4. April 1950 Friedrich Kumpf aus Neustadt a. d. H. vor einem französischen Gericht stand, weil er mehrere Artikel über das Flüchtlingsproblem aus Zeitungen der britischen und amerikanischen Zone in einer Broschüre abgedruckt hatte, „die in ihrer Zusammensetzung angeblich eine Tendenz gegen die Besatzungsmächte enthielt." Rumpf wurde zu 15 Tagen Gefängnis verurteilt. ‚Echo der Woche' bemerkt dazu: „Der ganze Prozeß zeigt, daß die politische Schwarz-Weiß-Malerei noch immer im Schwunge ist, mit der gewisse Kreise der Alliierten nur die Deutschen als verbrecherische Nation abstempeln und darauf den Anspruch gründen möchten, uns ständig zu bervormunden. Aber diese Methode leistet heute nur Vorarbeit für Stalin, wie die Kriegsschuldlüge nach 1918 das politische Kapital für Hitler gebildet hat." — Wer ist denn nun eigentlich schuld an den Massenaustreibungen? Der Walter-Bericht möchte die Schuld der Westmächte ableugnen und Stalin allein verantwortlich machen. Die Westmächte müßten dankbar sein, wenn das nachgewiesen würde. Warum haben die Richter von Nürnberg die Frage nicht untersucht? Wir haben hier einen anderen Katyn-Fall. Ist die Feststellung der Wahrheit ‚Tendenz gegen die Besatzungsmächte'? Dann nur, weil eben die Unterzeichner von Potsdam vor Gott und der Geschichte verantwortlich sind „für die grausamen Menschenverschiebungen, denen sich nichts in der ganzen Geschichte vergleichen ließe." (Bischof Münch, Ebd. S. 17.)

Greifen wir ein anderes Kapitel heraus, den Beitrag der ‚Befreier' zur Lösung der himmelschreienden Wohnungsnot. Am 20. April meldet die ‚Frankfurter Rundschau' aus Osnabrück, daß die Engländer die deutschen Behörden unterrichtet haben, daß ‚die im dortigenGebiet mit Hunderten von Flüchtlingen und Ausgewiesenen ‚Wohnbunker' der ehemaligen deutschen Wehr-

macht ausgegraben sein müßten, andernfalls sie als militärische Anlagen gesprengt würden." Aus Osnabrück meldet die „Westdeutsche Allgemeine", Bochum, am 29. April 1950, daß die britische Rheinarmee am 28. September 1949 den Befehl erteilte, „eine vollständige Evakuierung der deutschen Insassen des Lagers Reinsehlen vorzunehmen". Reinsehlen ist das erste und größte Flüchtlingsdorf Niedersachsens, eine vorbildlich von Flüchtlingen aufgebaute Siedlung am Nordrand der Lüneburger Heide. Dem Befehl folgte eines Tages eine Kommission, die die Kirche beschlagnahmte und in ein Kino verwandelte. Grund: Die Antimilitaristen, die auszogen, den ‚preußischen Militarismus' zu vernichten, brauchen einen größeren Truppenübungsplatz, und Kanonen sind bekanntlich wichtiger als menschenwürdige Wohnungen. — Vor mir liegt die Abschrift eines Ansuchens des bayerischen Ministerpräsidenten an Mr. Bolds, den damaligen US-Landeskommissars, vom 21. Juni, in dem ersucht wird, das Flüchtlingslager Galgenberg bei Würzburg, das mit 1000 Vertriebenen belegt ist, weiter zu belassen. Das Schreiben weist darauf hin, daß im Regierungsbezirk Würzburg noch 6173 Vertriebene sich in Massenlagern befinden. In Würzburg selber leben einige hundert Familien in Kellern; 30 000 Evakuierte konnten wegen der Wohnungsnot nicht zurückgeführt werden. Es ist unmöglich, die 1000 Vertriebenen, von denen zudem manche in Würzburg Arbeit fanden, anderweitig unterzubringen. Würzburg ist bereit und in der Lage, anderes Baugelände zur Verfügung zu stellen. Aber die Besatzungsmacht braucht nun einmal den Grund für eine Wohnsiedlung für amerikanische Familien. — In Amberg wurden mir ähnliche Schikanen geschildert. Aber wozu das alles aufzählen? Die Besiegten haben eben keine Menschenrechte, und wer kümmert sich schon um Vertriebene? —

Eines Abends schaltete ich zufällig Radio München ein und hörte die Grabrede des Intendanten: Wie München vom Rundfunk befreit wurde, nicht 1945 nach den Bombardements, sondern im fünften Jahre der Befreiung vom Nazijoch. Künftig können nur 40 Prozent der etwa 300 000 Hörer die Sendungen einwandfrei hören, 60 Prozent fallen aus. (Münchner Merkur, 7. 6. 1950.) Fallen aus? Nein, sie schalten auf den Großsender Leipzig um, der Deutschland beherrscht. Eine Karrikatur macht es recht anschaulich: Am Fuße eines riesenhaften Senders Leipzig, des-

sen Kopf mit einer walroßähnlichen Maske Stalins gekrönt ist mit weit offenem Maul, sitzt ein winziger bayerischer Löwe mit einer altmodischen Drehorgel. — Der neuernannte Landeskommissar Dr. Shuster meinte bei seiner ersten Pressekonferenz: „Ich habe heute früh versucht, das Münchner Radio zu bekommen, es ist mir aber nicht gelungen. Schuld daran war der Apparat aber bestimmt nicht.“ Er fügte hinzu, daß die Frage, ob und wann der Bayerische Rundfunk eine neue Welle bekommt, ‚mit großer Sympathie besprochen wurde‘. — Eine groteske Situation: Wir zahlen jedes Jahr Millionen Dollars für die sog. ‚Stimme Amerikas‘. Eben jetzt ist wieder ein neuer ‚Kreuzzug‘ unterwegs mit dem Ziel Eisenhowers: „Wir brauchen machtvolle Radiostationen im Ausland, die ungehindert durch Regierungen arbeiten.“ Die linksstehende Sun Times (6. September) schreiben dazu: „Wenn der Kreuzzug durch freiwillige Spenden das Geld aufbringt und die Kreuzfahrer unter General Lucius Clay das Hirn (the brains), könnte das neue Radionetz gute Arbeit vollbringen. Es könnte den sanften Unterleib des Sowjetreiches durchstoßen — den Abgrund von Mißtrauen und Furcht, der die Sowjetherren von dem Volk trennt, das sie beherrschen.“ Inzwischen verschwenden wir viel Geld und wenig Geist, um die Bayern durch den Leipziger Sender für den Bolschewismus umzuerziehen.

Das eindrucksvollste Erlebnis der ‚Befreiung‘ war sicherlich die verhinderte Wiedersehensfahrt von Linz nach Passau, über die ich an anderer Stelle berichtete. Der ‚Volksbote‘ vom 23. Juli 1950 bemerkt dazu kurz und treffend: „Hoffentlich erhält der verantwortliche Bürokrat den Lenin-Orden für den Dienst, den er der roten Propaganda erwiesen hat.“ Die ‚Passauer Neue Presse‘ (11. Juli) schrieb zusammenfassend: „Man ging nach Hause in dem quälenden Gedanken, daß uns überall Grenzen umgeben, grenzenlos aber allein nur das Unglück und die Unvernunft ist.“

Noch etliche Ausschnitte aus der ‚Nürnberger Zeitung‘ von einer Woche, um das ideale Zusammenleben der Sieger und der vom Nazijoch ‚Befreiten‘ anschaulich zu machen: 30. Juni: US-Soldaten gesucht — Drei Soldaten stehen unter dem Verdacht, auf einem Aschaffenburger Friedhof fünf Grabsteine umgeworfen zu haben; einer der Steine gehörte zu einem jüdischen Grab. — 30. Juni: Der schimpfende Landrat: Der CSU-Abgeordnete

Huth wurde von einem US-Gericht zu 300 DM Geldstrafe und 20 Tagen Haft verurteilt, weil er einen US-MP-Sergeanten eine ‚verreckte Sau' genannt hatte. — 30. Juni: Eine nächtliche Auseinandersetzung: Frauen gerieten mit drei Besatzungsangehörigen in der Allersberger Straße in einen Wortwechsel, in dessen Verlauf die Soldaten auf die Passanten einschlugen, zwei leicht verletzten, dann in der Richtung Südkaserne flohen. — 5. Juli: ‚Wild-West-Type fordert Geld mit Pistole: Deutsche Polizei von US-Soldat mit Pistole bedroht; — Geb mir 100 Mark!' — MP findet bei ihm etliche geraubte Geldbörsen. Es handelt sich um den gleichen Täter, der gegen Mitternacht auf der Autobahn mit vorgehaltener Pistole Verkehrsteilnehmer anhielt und Geld forderte. — 8. Juli: ‚Das alltägliche Nachtabenteuer': 23jährige Frau von einem Besatzungsangehörigen durch Fausthiebe niedergeschlagen, erlitt Kopfverletzungen und wurde ins Krankenhaus gebracht. — ‚Nächtlicher Raubüberfall': Besatzungsangehöriger bittet Passanten um Feuer, schlägt mit hartem Gegenstand auf ihn ein. Der Angegriffene stürzt zu Boden, der Soldat nimmt ihm das Geld aus der Tasche und flieht. Der Überfallene mit Schnitt- und Rißwunden im Gesicht und am Kopf ins Krankenhaus eingeliefert. — ‚In der Nacht angefallen': Fußgänger von Besatzungsangehörigen mit einer Flasche ins Gesicht geschlagen, daß er Gehirnerschütterung erlitt und vier Zähne verlor. — Und die Krönung: ‚Ein grundsätzliches Urteil': Sechs Fürther Polizisten hielten amerikanische Soldaten, die Zivilisten belästigten, einige Minuten fest, bis MP kam. Urteil: Die 6 Polizisten wurden bedingt zu 150—50 DM verurteilt. Moral: Deutsche Polizisten müssen Amerikaner, die schuldig sind, laufen lassen, sonst werden sie bestraft. — Wozu die Litanei aus allen Städten Deutschlands fortsetzen? Diese Umerziehung muß auf die Umerzogenen sicherlich Eindruck machen. Wer könnte daran zweifeln? Und das geschieht nicht in der Ostzone.

Unter dem Titel ‚Klare Entscheidung' schrieb Dr. Hans Kapfinger in der ‚Passauer Neuen Presse' vom 13. Juli über die Stellung Deutschlands im kommenden Konflikt: „Für die Entwicklung der Lage wird alles darauf ankommen, daß in Westdeutschland geordnete Zustände sind, die ein Chaos von vornherein ausschließen. Das bedeutet auch für die Besatzungsmacht, den Deutschen jetzt möglichst viel Vertrauen und endlich die bürgerliche Freiheit zu geben. Die Amerikaner glauben nicht, welches Unheil ihre Bürokraten anrichten, wenn zum Beispiel

bei einem Wiedersehenstreffen in Passau, bei dem der von allen Flüchtlingen wie ein Vater verehrter Pater Reichenberger sprach, die Österreicher nicht an Land gehen durften, weil Wiedersehensfeiern nicht an einem Samstag, sondern nur an einem Sonntag erlaubt sind. Man sollte auch keine Polizisten einsperren, wenn sie einer Amerikanerin entgegentreten, die sie vorher geohrfeigt hatte, weil sie mit den polizeilichen Absperrmaßnahmen gerade nicht einverstanden war, wie das kürzlich in Freising passiert ist. Man sollte auch nicht unsere braven Feuerwehren für so gefährlich halten, daß man ihnen das Marschieren unter Musik verbietet, und man sollte endlich auch bei den Beamten der Hohen Kommission zur Kenntnis nehmen, daß der Badenweiler Marsch nicht eine Erfindung Adolf Hitlers ist, sondern daß er in der königlich bayerischen Zeit von einem Musikmeister des Infanterie-Leibregiments München komponiert wurde. Man muß viel von Deutschlands Geschichte wissen, um eine sorgsame Hand bei der Entscheidung von zwar kleinen, aber nicht unwichtigen Begebenheiten des Alltags zu beweisen. Unfreiheit wird nur durch Freiheit, Sklaverei nur durch Wekkung eines echten Bürgersinnes bekämpft, der Zivilcourage auch dann beweist, wenn es gefährlich ist. Und Demokratie muß man den Deutschen vorleben. Wer keinen Mut dazu hat, oder wem es selbst an Zivilcourage fehlt, die man den Deutschen so gerne predigt, sollte wieder nach Amerika zurückgehen, wo er kein Unheil anrichtet. Im übrigen verlangen wir Deutschen von den Alliierten den Mut zu einer klaren Entscheidung. Durch ihre zwiespältige und zaudernde Politik haben die Amerikaner im Osten an Gesicht verloren. Wollen sie auch Europa preisgeben? Wer Deutschland im Stiche läßt, gibt auch Europa auf.“

Das Münchener ‚Extrablatt‘ richtete einen ‚Offenen Brief an den neben Landeskommissar Dr. Shuster‘, in dem es u. a. heißt: „Sie finden (in Deutschland) nicht Glauben und Vertrauen. Sie finden dafür eine Apathie und einen Nihilismus gegenüber allen öffentlichen Aufgaben ... Wir würden Ihnen zurufen: Sorgen Sie dafür, daß in diesem Lande die Anständigen nicht mehr die Dummen sind! ... Wir glauben nicht, daß Amerika bisher (seine besten Leute zur Verwaltung geschickt hat) ... Es geht aber nicht um einzelne Fehler, auch nicht darum, bereitwilligst anzuerkennen, daß sich einzelne Besatzungsbeamte als tüchtig und gewissenhaft vorbildlich verhalten haben ... Es geht um einen

Fehler im System, im Grundsätzlichen! Man kann demokratische Lebensformen nicht in der Theorie lehren wollen, wenn man nicht bereit ist, sie in der Praxis vorzuleben. Man kann nicht zur Kritik an Maßnahmen der Behörden auffordern, wenn man die eigenen ausnimmt. Eine ‚Anordnung der Besatzungsmacht' war nicht nur jeder Kritik entzogen, sie bedurfte auch keiner Begründung! Was das heißt, kann nur der ermessen, der es miterlebt hat; es war die Trennung zwischen gewöhnlichen Menschen und einer Art Halbgötter, deren unerforschliche Ratschlüsse einfach hinzunehmen waren. Wer einen klaren Rechtsanspruch zu vertreten hat, müßte mindestens die Gelegenheit zur Beschwerde haben und die Errichtung einer unabhängigen Beschwerdestelle würde viel Gutes stiften. Es kommt dabei weniger auf die praktischen Ergebnisse an als auf das Bewußtsein, daß man sein Recht gegen jedermann verteidigen kann. Vor 200 Jahren konnte ein Müller Friedrich den Großen auf das Kammergericht hinweisen — ein Besatzungsbeamter sollte nicht höher gestellt werden als ein König! ... Die Methoden der Besatzungsbeamten haben uns aber 500 Jahre und mehr zurückgeworfen . . . Dabei dann immer fest Demokratie und Freiheit gepredigt, sich gegenseitig hochgelobt und feine Berichte nach Washington geschickt . . ."

Warum ich diese Dinge schreibe? Sicherlich nicht einer negativen Kritik wegen oder gar, um die Besatzungmächte herunterzusetzen. Die öffentliche Meinung Amerikas wird bis heute bewußt tendenziös über die Lage und Stimmung in Deutschland unterrichtet. Unbequeme Tatsachen werden totgeschwiegen. Es ist doch bezeichnend, daß die jüdische Anti-Defamation League B'nai B'rith — lucus a non lucendo — einen Vertrag des ebenfalls jüdischen stellv. Hochkommissars für Deutschland, Benjamin J. Buttenwieser, verhindern konnte, weil er etliche Sätze enthielt, die eben B'nai B'rith nicht behagten. (Dieselbe Loge zwang übrigens auch die Chicago Tribune, das weitverbreitetste Blatt Amerikas mit einer Millionenauflage, zu einer Entschuldigung für einen Artikel von Walter Trohan „Drei Männer — eine Regierung in sich selbst". Der Artikel war „antisemitisch', obwohl keine Spur von Antisemitismus darin zu finden war. Die drei Männer sind Herbert Lehmann, Felix Frankfurter und Henry Morgenthau. Wer überhaupt über amerikanische Politik unterrichtet ist, kennt ihren Einfluß. Walter Trohan brachte erschreckende Beweise für alle, die sehen wollen. Die Diffamie-

rungs-Ligen sind rasch mit Schlagworten — Schlagringen, verglich sie einmal Otto Willmann — bei der Hand. Nichts ist zu dumm — es findet sein Publikum. Ich kann den Sarkasmus nachfühlen, mit dem Dr. Kollbach den Entnazifizierten zurief: „Jetzt will ich Ihnen die ‚schwerste Belastung' doch selbst sagen: meine Frau ist in erster Ehe mit Adolf Hitler verheiratet gewesen — —!" Vielleicht entdeckten gewisse Demokraten, daß ich früher Privatsekretär Hitlers war und jetzt bei der Moskauer Botschaft antichambriere. Amerika ist ja das Land der unbegrenzten Möglichkeiten — auch was Ehre und Charakter anlangt.

Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich zum deutschen Volk stehe, genau so wie meinetwegen Henry Morgenthau zum jüdischen. Die Geschichte Amerikas hätte einen anderen Verlauf genommen, hätten alle Menschen deutscher Herkunft dieselbe Liebe und Treue zu ihrem Volkstum wie die Zionisten, und auch denselben Opfersinn. „In Amerika zeigen die Juden die größte Caritas. Die Sammlungen des „Vereinten jüdischen Hilfswerkes" haben ein Jahresziel von 272 Millionen Dollar", schreibt George Weller (Daily News, 5. April 1950). Demgegenüber hat das Amerikanische Rote Kreuz, eine gesamtstaatliche, überparteiliche, überkonfessionelle Angelegenheit, 67 Millionen Dollar aufzuweisen. — Vor mir liegt ein Appell des Präsidenten von Israel an Henry Morgenthau um mehr Hilfe. Morgenthau gab den Appell weiter mit einer kurzen Notiz, gezeichnet mit seinen Initialen: „Lieber Freund: Die Feststellung der Dollarposition Israels muß an das Gewissen jedes Einzelnen von uns appellieren. Die einzige Antwort, die Sinn hat, sind Dollars — undsofort. Könnten Sie mich benachrichtigen, daß Sie Ihr Versprechen für 1950 ganz eingelöst oder wesentliche Anzahlung gemacht haben und daß jeglicher Rückstand von früherher bezahlt wurde. Würde ich eine Lawine solcher Antworten erhalten, könnte ich Dr. Weizman telegraphisch zusichern, daß sein Ansuchen erfüllt wird — mit Dollars, voll und ganz, und sofort. Hochachtend H. M. jr." Allen Respekt! Nehmen wir an, Vertreter der Potsdam Displaced Christians würden sich telegrapisch an eine deutsche oder christliche Stelle wenden, die sie für zuständig halten. Was wäre die Antwort?

Chicago Tribune vom 7. September berichtet, daß fünfzig amerikanische Juden sich David Ben-Gurion verpflichteten, eine

Billion Dollars für die Aufnahme von Juden nach Palästina zu zeichnen. Wo sind die 50 Menschen deutscher Herkunft, die eine Billion Dollar für die Herstellung menschenwürdiger Verhältnisse der heimatvertriebenen Deutschen als Anleihe zeichnen würden? Besser, wir verzichten auf weitere Vergleiche und — schweigen in Trauer und Scham.

Die Besatzungspolitik, wie immer die Propaganda lauten mag, war nicht ein Erfolg, sondern ein Versager. Das Leitmotiv war nicht Gerechtigkeit, Liebe und Friede, sondern Haß, Vergeltung, wirtschaftlicher Egoismus. Stalin kann jedenfalls zufrieden sein: Die Massenvertreibungen, die Entnazifizierung, Nürnberg, die Demontagen, die Zick-Zack-Politik des Opportunismus sind Wasser auf seine Mühlen. — Druck erzeugt Gegendruck. Wenn jemand seiner Rasse, seiner Nationalität, seines Volkstums wegen unterdrückt, verfolgt, mit der Ausrottung bedroht wird, dann nimmt man ihm nicht die Liebe zum Volkstum, dann kräftigt und stärkt man sie, so wie der Sturm die Eichen im deutschen Wald tiefer verwurzelt. Nur das Morsche zerbricht, Haltlose werden zu Verrätern, Gesinnungslumpen nützen die Konjunktur. Das alles hat mit Nationalsozialismus nichts zu tun. Es ist lediglich ein Ausdruck der Tatsache, daß es den Siegern nicht gelang, den Lebenswillen des deutschen Volkes zu zerbrechen. Freilich, je länger der Druck der Rache und Unvernunft anhält, um so mehr besteht Gefahr, daß es zu Explosionen kommt. Die Schweizer Zeitschrift „Neues Europa“ (15. August) redet von einem „deutschen Geheimnis“, von einem „deutschen Isolationismus“ gegenüber dem Osten wie dem Westen: „Die deutsche Politik von heute steht im Lichte Bonns, die von morgen aber im Schatten der deutschen Massen.“ Die Chicagoer Tribune (21. Juni) sagt: „Amerikaner sollten sich darüber klar sein, daß — sollte sich Deutschland je wieder um einen fanatischen Führer scharen, um einen Revanchekrieg zu führen — diese Entwicklung ebensosehr von Dummheiten (blunders) amerikanischer Politik als von der angeborenen Verderbtheit (!) (perversity) des deutschen Charakters kommt. Mr. Roosevelts Doktrin der „bedingungslosen Übergabe“, die rohe, oftmals sinnlose Bombardierung deutscher Bevölkerungszentren während des Krieges, der harte Friedensplan Morgenthaus, die Direktive 1067 des Generalstabs einen Rachefrieden aufzuerlegen, die fehlgeleitete Entnazifizierungspolitik, die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse haben alle es schwer gemacht, Deutschland her-

überzugewinnen. Sollte der Hitlerismus wieder aufleben, unsere Mithilfe bei der Erzielung dieses Resultates wäre nicht gering. Wir haben bereits mehr als unseren Anteil an den Irrtümern zu verzeichnen. Jetzt ist die Aufgabe, die durch den Krieg und die Besatzungsmethoden verbitterten Beziehungen zu verbessern."

Es soll nicht verschwiegen werden, daß man gewisse ‚deutsche' Emigranten — gerade der Typ, der in Deutschland und bei den Besatzungsmächten willkommen und gefeiert ist — sehr viel beiträgt, das Verhältnis zwischen dem Westen und Deutschland zu vergiften und den Haß zu verewigen. Dazu gehört das ‚Natterngezücht der Morgenthauisten' — wie The Florida Times-Union vom 31. Mai einen Artikel von Dorothy Thompson überschreibt, der eine Untersuchung der Hintergründe der „Gesellschaft zur Verhinderung des 3. Weltkrieges" fordert. Erinnern wir uns daran, daß der ‚Historiker' Emil Ludwig, eine der Säulen dieser Gesellschaft, der Biograph Mussolinis, Roosevelts und Stalins, der große Prophet, der 1944 vorhersagte, daß Stalin nicht an eine Weltrevolution denken kann und wird, — Erzieher der höheren Offiziere in Charlottesville, Virginia, war. Thomas Mann, der ‚repräsentative Deutsche' unserer Liberalen mit der Naziseele, hat an den amerikanisch-jüdischen Kongreß folgende Botschaft gerichtet: „Die ... jüdische Bevölkerung hat nur zu recht, wenn sie die gegenwärtige Situation in Deutschland, das Wiederaufleben des Nazismus, das Wachsen des Antisemitismus, das Versagen der Umerziehung und die Immunität, der sich ein großer Teil der kriminell Schuldigen erfreut, mit großer Sorge betrachtet. Es hat den Anschein, daß die Kräfte, die im letzten Krieg besiegt wurden, nicht soviel von ihrem früheren Einfluß in Deutschland wiedergewonnen haben würden und zusammen mit dem Nationalismus, Neonazismus und Antisemitismus nicht wieder ihr drohendes, häßliches Haupt gezeigt hätten, wäre es nicht die Auffassung verschiedener Kreise, daß der Bedrohung aus dem Osten gerade mit diesen Kräften am besten entgegengetreten werden könne. Es ist dies ein Trugschluß, der — wenn er nicht schnell revidiert wird — uns teuer zu stehen kommen kann. Eine solche Politik zwingt uns zu einem Betrug an den besseren Elementen in Deutschland." Wie der Vater so die Tochter. Erika behauptete Ende März vor einer Sonderkonferenz des amerikanischen jüdischen Kongresses über die „Renazifizierung Deutschlands" in San Francisko:

„In Deutschland vergeht kein Tag, ohne daß eine Synagoge oder eine jüdische Grabstätte geschändet wird; alle großen Nazis sind wieder in öffentlichen Ämtern, während wirkliche Antinazis kaum eine Möglichkeit haben, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das Bonner Parlament ist mit Nazis und Nazifreunden durchsetzt. Es gibt dort nichts, was auch nur im entferntesten an Demokratie erinnert." (Zitiert nach ‚Das Gewissen', Ulm, 15. Mai 1950.) Es ist sinnlos mit dem Goethe von 1950 oder seiner congenialen Tochter zu argumentieren. Merkwürdig, daß die jüdische ‚New York Times' am 22. Juli berichtet, daß „mehr als 700 Juden in letzter Zeit aus Israel nach Deutschland zurückgekehrt sind und die österreichischen Behörden schätzen, daß auch 2—300 Juden von dort nach Österreich zurückkehrten. Diese Leute haben dadurch alle Rechte auf internationale Hilfe verloren. Sie sind aber darüber hinaus ein Problem, weil die von ihnen verbreiteten Mitteilungen über die Verhältnisse in Israel es schwer machen, andere Juden zu überreden, dorthin zu gehen." Man fragt sich doch, wo nun eigentlich Antisemitismus herrscht?

Wem ist mit den unverantwortlichen Schreibereien — besser gesagt, Hetzereien — der Mann und Genossen gedient? Sicherlich schaden sie den Manns nicht; sie sind auch bei Piecks und Eisners zu Hause. Wir fühlen uns verantwortlich, nicht allein für Deutschland, sondern für Europa und vor allem für das christliche Abendland, aus dem die Östler emigrierten und sich selber ausbürgerten. Nur darum kritisieren wir; nur darum bedauern wir die Mißgriffe der Besatzungsmacht. Der jüdische Journalist George E. Sokolsky schrieb unlängst im Anschluß an einen Film „Am Rande des Verhängnisses": Der Film zwang mich zu der Frage, warum wir Amerikaner nicht mehr mit der Erforschung des eigenen Gewissens uns befassen. Offenbar stimmt etwas nicht bei uns. Wir sind nicht hart, nicht begeistert, nicht sauer. Wir sind losgebrochen von der Verankerung. Eine Nation kann nicht stärker sein als ihr Glaube. Der Glaube ist kein Gummiband, etwas, das sich dem Augenblick anpaßt. Lassen Sie mich eine Frage stellen: Seit hundert Jahren hat Amerika Millionen von Dollars nach China, Indien und beinahe jedes asiatische Land gegeben... ein Beispiel selbstlosester Caritas. Und doch, beim ersten Gegenwind, sehen wir uns gehaßt, Kriegshetzer, Wallstreet-Imperialisten. Warum? Es kann nicht alles Undankbarkeit sein. Irgendwo haben wir versagt. Irgendwie wurden unsere Wohltaten sauer... Das

Versagen ist noch tiefer bei uns zu Hause. Sprich mit jungen Leuten wie sie herumtappen in der Welt der Ideale und des Glaubens. Ein Mann muß glauben, hoffen, Sinn für seine Bedeutung und Würde haben. Das ist das Rückgrad seiner Existenz; keine Philosophie kann ohne das ein großes Volk bilden. Vielleicht sind wir so tief untergetaucht im Materiellen, in Wohltaten und von Politikern geschaffenen Sicherheiten, daß wir nicht mehr aufrecht stehen können, als Persönlichkeiten. In diesem Augenblick unserer Tragödie, fühlt man den Mißklang. Die Nachrichten sind schlecht, vielleicht sind sie morgen besser oder schlechter. Laßt uns Zucker hamstern oder Kaffee oder Nylons! Ist das der ganze Sinn? Lenken wir unsere Schritte zurück über unsere Geschichte, um unsere Fehler und die Ursache dafür zu entdecken. Wir müssen unser eigenes Gewissen erforschen." (Chicago Herald American, 31. Juli 1950.) — Klagen wir nicht pharisäerhaft die ‚angeborene Schlechtigkeit der Deutschen' an; erforschen wir unser Gewissen!

Schon lange hatte ich den Wunsch, einmal an einem Entnazifizierungs-Verfahren teilzunehmen. Es bot sich eine günstige Gelegenheit. Ein Besucher aus Österreich machte mich aufmerksam, daß am nächsten Tage, am 24. Mai, vor einer Münchener Spruchkammer das Berufungsverfahren gegen den weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannten Dichter E. G. Kolbenheyer stattfinden solle. Ich wurde dem Dichter vorgestellt, dessen Persönlichkeit mir außerordentlich sympathisch war; ich folgte der Verhandlung mit gespanntester Aufmerksamkeit. Am Ende des Verhandlungstages kamen Pressevertreter — lauter blutjunge Leute — zu mir um meine Meinung zu erkunden. Ich stellte zunächst fest, daß ich Dr. Kolbenheyer zum ersten Male bei dieser Verhandlung begegnete, daß mich aber gerade die Behandlung seines ‚Falles' besonders interessiere, schon der Weltgeltung des Dichters wegen. Ich mußte zugeben, daß sowohl der Vorsitzende der Spruchkammer wie der öffentliche Kläger sich wenigstens äußerlich korrekt verhielten. (Inzwischen habe ich einen Auszug aus der ersten Verhandlung am 22. Oktober 1948 nachgelesen, die doch teilweise ein beschämend tiefes Niveau hatte.) Etwas anderes ist es, daß es heute — fünf Jahre nach Beendigung der Feindseligkeiten! — überhaupt noch derartige Verfahren gibt. Sie sind wahrhaftig kein Ruhmensblatt für die Deutschen.

Dr. Kolbenheyer verteidigte sich würdig und mannhaft; er leugnete seine Gesinnung nicht; er suchte seine Haltung zu

erklären, nicht zu entschuldigen. Der Beweis, daß Kolbenheyer Nazi war, scheint mir völlig mißlungen; es mag sein, wie Professor Dr. Schneider bei der ersten Verhandlung darlegte, „die Nazis sozusagen Kolbenheyers wurden, nicht aber Kolbenheyer ein Nazi". Die Nazi-Ideologie ist ja zunächst nicht auf deren Mist gewachsen, sie ist nicht einmal rein deutsches Gewächs; es haben auch Franzosen und Engländer daran mitgebaut. Zeugen haben unter Eid bestätigt, daß Kolbenheyer zu führenden Nazis in schroffstem Widerspruch stand. Das sie ihn ausnützten — erleben wir nicht, daß ein Thomas Mann zum Parade-Demokraten erhoben wurde? Das neuerliche Urteil, obwohl gegenüber dem ersten wesentlich gemildert, erscheint mir ungerecht, ganz abgesehen davon, daß man eine Gesinnung, eine geistige Haltung, ein politisches Fehlurteil überhaupt nicht bestrafen kann, am wenigsten in einer Demokratie. Ein Mann, der den Satz prägte: „Wer den Geist verrät, verrät sein Volk!" ist gesinnungsmäßig kein Nazi.

In dem eben erschienen Buch ‚This is Germany' hebt John Anspacher in einem Beitrag über ‚die deutsche Schuld' (S. 129) hervor: „Es war eines der Hauptziele des Entnazifizierungsprogrammes, dem deutschen Volk die Gesamtschuld der Nation an der verbrecherischen Förderung eines verbrecherischen Regimes für dreizehn Jahre einzuprägen." Der Satz muß festgehalten werden: Deutsche Menschen haben also mitgeholfen, die absolut unzutreffende These von der Gesamtschuld aller Deutschen zu verewigen. Waren die Richter, die Ankläger, die Beisitzer keine Deutschen? Warum sind sie von der Gesamtschuld ausgenommen? Ist ein Antifaschistenschein oder der Aufenthalt in einem KZ ein unwiderleglicher Beweis ‚demokratischer' Gesinnung? Eugen Kogan — um nur einen Zeugen zu nennen — weist in seinem ‚SS-Staat' nach, daß in einem KZ auch verbrecherische, asoziale Elemente sich befanden.

Ich kann mir nicht denken, daß man in irgendeinem Lande, schon gar in einer Demokratie, politische Gesinnung oder politische Fehlurteile unter Strafe stellt. Bis heute ist in Amerika die kommunistische Partei zugelassen, obwohl es auch dem Blinden klar ist, daß sie auf den Umsturz der politischen Ordnung abzielt. Wird jemand strafrechtlich verfolgt, der für Roosevelt stimmte, der die Hauptverantwortung dafür trägt, daß der Kommunismus in Europa und Asien so gewaltige Fortschritte machte?

Noch erscheint er vielen als Idol, verherrlicht wie einstmals Hitler.

Ich bin über jeden Verdacht einer Sympathie für den Nazismus erhaben, wie übrigens auch bei der Kolbenheyer-Verhandlung festgestellt wurde. Das kann mich nicht hindern, immer wieder zu betonen, daß man den Nazismus nicht einfach mit Hitler erklären kann. Geistesgeschichtlich ist Hitler nicht Ursache der Zeitnot, sondern ihr Ausdruck. Politisch lassen sich viele Gründe ins Feld führen: der Vertrag von Versailles, der keinen Frieden schuf, der Völkerbund, der nur ein Machtinstrument der Sieger von damals war, die Inflation, die Zersplitterung der Parteien, die Arbeitslosigkeit, der drohende Bolschewismus. Im Kolbenheyer Prozeß wurde an ein Wort Churchills erinnert, der noch im Jahre 1938 in einem Brief an Hitler in der Londoner Times dem Sinne nach schrieb: „Sollte mein Land einmal in die gleiche Not kommen wie das Ihre, so werde ich Gott bitten, ihm einen Mann gleich Ihnen zu schenken.“ — Warum sollte der Mann auf der Straße in Deutschland sich gegen Hitler auflehnen, wenn die ‚großen demokratischen Staatsmänner‘ nach Berchtesgaden und Godesberg pilgerten? — Wenn ich besonders von den Sudetendeutschen spreche: Hat nicht Lord Runciman in dem offiziellen Bericht erklärt, daß das Zusammenleben zwischen Sudetendeutschen und Tschechen unmöglich geworden sei (fügen wir hinzu: weil die Tschechoslowakei die Fehler des alten Österreich wiederholte, weil man den Sudetendeutschen das Selbstbestimmungsrecht verweigerte, weil die Tschechen, die gegenüber allen anderen Nationen des Staates Minderheit waren, sich als Herrenrasse gebärdeten)? Hat nicht der britische Erstminister bei einem Luncheon in Lady Astors Haus am 10. Mai 1938 erklärt, die Tschechen sollten mit Hitler zu einer Vereinbarung kommen (G. T. Garrat, Europa's Dance of Death, S. 270 f), hat nicht die Londoner Times am 7. September 1938 die Abtretung des Sudetenlandes empfohlen? (Ebd. 274.) Wurde nicht Henlein von führenden Engländern, darunter Churchill, empfangen, was sein Prestige gewaltig heben mußte. Hätte der einfache Mann diese ‚demokratische‘ Dampfwalze aufhalten können? Sollte er alles — wirklich alles — riskieren, wenn die Abtretung des Sudetengebietes bereits beschlossene Sache war? Was konnte er tun gegen die Beschlüsse der Münchener ‚Großen Vier‘? Warum aber entnazifiziert man ihn, nicht die Schuldigen? Es ist un-

verantwortlich, wenn ein David M. Nichol in seinem Beitrag ‚Der harte Friede‘ (This is Germany p. 277) heute noch von der ‚angeborenen Verderbtheit des deutschen Tyrannen (bully)‘ spricht.

Der Engländer Montgomery Belgion vergleicht in „Victors Justice“ (S. 127) die Entnazifizierung mit den nazistischen Judenverfolgungen: „Die Ungerechtigkeit der Judenverfolgung wurde ausgeglichen durch die Ungerechtigkeit in der Durchführung der ‚Entnazifizierung‘.“ Unrecht müßte Unrecht sein, ob es an Juden oder Deutschen geschieht, wenigstens in einer Gesellschaft, die sich zur abendländischen Kultur bekennt. Warum schreit man das Unrecht an den Juden in die Welt und verschweigt das Unrecht an den Deutschen oder nennt es schamlos ‚Umerziehung‘?

Ich habe während meines Aufenthalts in Deutschland mit einer Reihe englischer und amerikanischer Persönlichkeiten gesprochen. Sie gaben uneingeschränkt zu, daß die Entnazifizierung ein Fehlschlag war. Russell Jones schreibt in „This is Germany“: „Die nüchterne Wahrheit ist, daß das Entnazifizierungsprogramm, so gute Absichten es verfolgt haben mag (??), beinahe ein vollständiger Versager war.“ Hören wir weiter: „Die geistige Grundhaltung, die die Übernahme der Hitler-Philosophie möglich machte, besteht noch; der Plan, Deutschlands Militarismus abzulenken und auf die Pfade der Demokratie führen, schlug fehl; nach Ansicht der meisten von uns, die an Ort und Stelle waren, stehen wir gerade dort, wo wir 1945 waren.“ Glaubt jemand, daß Hitler jemand mit KZ oder die Juden mit Verfolgungen zur ‚Demokratie‘ erzogen hätte? ‚Vom Militarismus abzulenken‘ klingt fast wie eine Ironie, wenn wir den preußischen Militarismus übertrumpfen und die Deutschen fast betteln, zu re-militarisieren, wenn man auch das Wort vermeiden möchte, um ‚Gesicht zu wahren‘. Eben sah ich in einem Zeitfilm die Remilitarisierung der Japaner. — Es geht weiter: „Vielleicht ist es gut so. Mag sein, daß die Männer, die den ursprünglichen Besatzungsplan entwarfen, zu sehr von den Leidenschaften des Krieges aufgewühlt waren und Vergeltung mit Umerziehung verwechselten. Vielleicht war es politische Expediency, die Bestrafung aller Schuldigen zu versprechen, wenn man wußte, daß das Programm nicht durchführbar war. Was immer der Grund, die Entnazifizierung, wie sie durch das Gesetz bestimmt und von denen gedacht war, die den Krieg gegen den Hitlerismus führten, wurde nicht

durchgeführt und es wird wahrscheinlich nie dazu kommen."

Wenn der Vorsitzende der ersten Verhandlung gegen Kolbenheyer meinte: „Die Spruchkammer ist das Einzige, was Deutschland dem Ausland als Zeichen seiner Sühnebereitschaft zu bieten hat", so kann man nur wiederholen, daß das Ausland bis heute diese ‚Sühnebereitschaft' nicht zur Kenntnis genommen hat. Aber eines wurde erreicht: Das deutsche Volk hat sich selbst erniedrigt wie kaum je zuvor in seiner Geschichte; es hat sich aufgespalten und geradezu selbst zerfleischt; die niedrigsten Instinkte kamen oben auf: Haß, Neid, Mißgunst, Strebertum, Verleumdungssucht; Christentum und Demokratie wurden mit Füßen getreten; das Rechtsbewußtsein wurde zutiefst erschüttert. Der einzige Nutznießer des Skandals ist der Bolschewismus. Nur mit brennender Scham kann man die beiden Bände lesen, die Dr. Karl Kollbach über seinen Kreuzweg unter dem Titel ‚Aktenzeichen 475-39' (Verlag Remagen, Rhein) herausgebracht hat. Darin wird u. a. ein Artikel aus ‚Christ und Welt' zitiert, in dem es heißt: „Ein Gerichtsverfahren dient nicht mehr dazu, die Gerechtigkeit zu finden, sondern es ist ein Schauspiel von Akteuren vorgeführt. Solch ein Schauspiel ist schon zu oft aufgeführt worden, mit oder ohne Anrufung des Namen Gottes, als daß irgend jemand in einem derartigen Gerichtsverfahren etwas anderes als ein Theater sehen könnte — selbst wenn es ausnahmsweise einmal um Gerechtigkeit gehen sollte. Die gegenwärtigen Machthaber sollen sich nicht wundern, wenn die Völker sich entschließen, nicht mehr Partei zu ergreifen, sondern schweigend und mit zynischer Bewußtheit mitlaufen. Wer nicht mitläuft, wird erschossen oder auf andere Weise unmöglich gemacht. Der Fall Mindszenty steht in diesem Zusammenhang: Und man soll sich nicht täuschen: der fürchterliche Zusammenhang dieser Rechtszerstörung reicht weit in den alltäglichen Verlauf der Dinge auch bei uns hinein. Tagtäglich werden auf behördlichem Wege Existenzen zerstört, ohne daß sich jemand der Gerechtigkeit annimmt... Es ist wenig Grund vorhanden, sich über die Methoden des Mindszenty-Prozesses zu entrüsten, so lange im Kleinen die selben Methoden angewandt werden. Aber man sollte sich nicht täuschen, wenn das Recht zerstört ist. Dann bricht über kurz oder lang auch die Macht zusammen." (24. Februar 1949.)

Es ist wirklich nicht gelungen, mit diesem Entnazifizierungstheater, mit den Hitlermethoden der Massenverurteilung, der

Sippenhaftung auch nur einen einzigen Nazi umzuerziehen oder auch die Idealisten unter ihnen — und es gab sie in großer Zahl — zu gewinnen, obwohl der Boden dafür nach der militärischen Niederlage reif war. Mit Recht schreibt Dr. Kollbach (II 187): „Wohl niemals in der Geschichte ist... die seelische Läuterung eines geschlagenen Volkes größer gewesen wie gerade beim deutschen; Nach dem Grauen dieses insbesondere auch so unbarmherzig gegen die Zivilbevölkerung geführten Krieges, nach den in Todesängsten durchlittenen Bombennächten der unschuldigen Frauen und Mütter mit ihren Kindern, nach dem Inferno brennender Großstädte... nach den furchtbaren Blutopfern, die jede Familie meist sogar im engsten Kreise gebracht, nach all diesem menschlichen Jammer, war wohl niemals ein Volk innerlich mehr geläutert. Und noch niemals aufnahmebereiter für eine neue Lehre, die man dem so grenzenlos gemarterten, verzweifelten und in seinen besten Trägern betrogenen Volke als Halt, Trost und neue Zukunftshoffnung bringen konnte: die Lehre des Christentums! Und der politischen Idee des Nationalsozialismus waren den mit diktatorischer Gewalt beherrschten unfreien Menschen die Segnungen wahrer demokratischer Freiheit gegenüberzustellen. Beides aber, Christentum und Demokratie nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat! — Wunder wären gewirkt worden, selbst bei dem verstocktesten Nazi..." Was man den geschlagenen Deutschen brachte, war Haß, Rachsucht, Antichristentum und brutale Diktatur, verbrämt als Demokratie. Wenn man heute von einem Wiedererwachen des Nazismus spricht, so stellen Schweizer Blätter fest, daß die Sieger den Nationalismus zuechteten. Was gefährlicher ist: diese Art der Entnazifizierung, die oft einer Entdeutschung gleich kam, war — bewußt oder unbewußt — Hilfe für den Bolschewismus. „Der wehrhafte deutsche Wall zum Schutz unserer abendländischen Kultur ist abgetragen", schreibt Dr. Kollbach (II 202). „Nun beseitigen wir selbst auch noch das letzte vorhandene moralische Bollwerk" — und das im europäischen Vorfeld des Bolschewismus!

Die Chicagoer Tribune (28. Mai 1950) schrieb in einem Artikel über das ‚Kastensystem in Deutschland': Der ganze Entnazifizierungsprozeß war ex post facto Gesetzgebung. Zweifellos war eine bestimmte Minderheit schuldig an Verbrechen für die sie hätten bestraft werden sollen nach dem Gesetz jedes Kulturvolkes. Aber die Schuldigen wurden nicht für ihre Taten

bestraft. Sie wurden mit der Mehrheit zusammengeworfen und bestraft für die Förderung eines Regimes, das Widerstand mit Tod oder KZ ahndete. Das ganze Verfahren widerstrebte jeder amerikanischen Vorstellung von Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit. Vom politischen Standpunkt aus war das Gesetz verhängnisvoller Weise so geplant, daß es die Deutschen in die Arme Stalins treiben mußte — ein Ziel, um das sich die Kommunisten bei den Entnazifizierungsgerichten unablässig bemühten. Wirtschaftlich gesehen, krüppelte dieses Programm den Wiederaufbau, weil es die meisten Fachleute, die einmal die Industrie und die Beamten stellten, disqualifizierte. Und doch beharrt die Truman-Regierung vier Jahre nach dem Irrtum auf ihrer Torheit. Vielleicht ist dies politisch expedient; bei einer Versammlung in Chicago weigerte sich ja unlängst B'nai B'rith sogar, einen jüdischen Sprecher anzuhören, der kritisch dieser Frage gegenüberstand. Den wirklichen Nutzen haben die Kommunisten, weil die Entnazifizierung Westdeutschland schwächt und die amerikanische Besatzung in Mißkredit bringt."

Ist es ein Wunder, daß die anständigen Menschen, die noch ein Gefühl für nationale Würde und christliches Empfinden sich bewahrten, sich von den Organen der Entnazifizierung sich distanzieren? — Noch eine Frage. Ist Kollaboration, das Verächtlichste was es in den Augen der Demokratie geben konnte, heute eine Tugend? Dr. Alde Dami schreibt im Schweizer ‚Turmwart' (Juni 1950) an einen französischen Freund: „Kollaboration? Es scheint mir, daß sich die Deutschen seit fünf Jahren keiner anderen Beschäftigung hingeben. Wenn in der Stunde der Befreiung die Deutschen nach französischem Vorbilde alle Beamten und Journalisten erschießen würden, die — es besteht ja noch kein Friedenszustand — für die Besatzungsmacht gearbeitet haben, so würde ihnen die Arbeit nicht so rasch ausgehen." Es lohnt sich darüber nachzudenken, es sei nur die Doppelmoral an einem neuen Beispiel zu studieren. Im Zusammenhang damit sei erwähnt, daß die Russen verlautbarten, daß jeder, der nach dem 1. Oktober für die Amis arbeitet, zur Rechenschaft gezogen werde. „Die Angst ist so groß, daß die Arbeiter lieber stempeln gehen und arbeitslos bleiben." Schöne Aussichten: Die Ostzone wird entkommunisiert, wenn Amerika siegt im nächsten Kriege, obwohl die Menschen dort durch die westlichen Kreuzfahrer ans Messer geliefert wurden; die Westzone wird entamerikanisiert

im umgekehrten Falle. Das ist der Fluch der bösen Tat und des Irrsinns, daß sie fortsetzend Böses müssen gebären...

Soll denn das immer so bleiben? Es scheint mir, daß Dr. Gorbach beim Landesparteitag der OeVP in Graz darüber klare Ziele formulierte (Das Steirerblatt, 4. Juni 1950): „Als Christ sage ich mir, daß es nicht meiner religiösen Überzeugung und meinen ethischen Grundsätzen entsprechen würde, Rache zu üben. Als Politiker bin ich der Meinung, daß wir Schiffbruch leiden müssen, wenn wir unsere Handlungen nur durch Reminiszenzen an die Vergangenheit bestimmen lassen, statt durch die Aufgaben der Gegenwart und durch die Gefahren der Zukunft, derer wir uns zu erwehren haben. Der Nationalsozialismus ist zusammengebrochen und wird nie wieder entstehen. Es ist müßig, über die grauenhafte Schuld zu sprechen, die er auf sich geladen hat. Sie wird dadurch nicht geringer, daß die Sieger von 1945 ebenfalls Greuel begangen haben, welche den nationalsozialistischen Untaten in nichts nachstehen. Die riesengroße Gefahr, die Österreich (fügen wir bei: Deutschland) heute und morgen bedroht, ist aber nicht der tote Nationalsozialismus, sondern der lebendige Kommunismus. Wir müssen uns an die Tatsache halten, daß die meisten österreichischen Nationalsozialisten, vor allem die Intelligenz- und Mittelstandskreise schwer unter die Räder der Verbotsgesetzmaschine geraten sind. Eine hohe Zahl ist vollkommen verproletarisiert und dem Elend ausgeliefert... Nun treten die offenen und getarnten Emissäre des Bolschewismus an diese Menschen heran und versprechen ihnen Arbeit und Gelegenheit zur Rache, wenn sie sich den Zielen des Ostens verschreiben... Mir war es schon 1946 vollkommen klar, daß das Verbotsgesetz nur ein Kuckucksei ist, das uns von Moskau über die kommunistisch infiltierte erste Staatsregierung der zweiten Republik ins Nest gelegt wurde, um einen großen Teil unseres Mittelstandes und unserer Intelligenz zu proletarisieren und für den Bolschewismus reif zu machen.

Wer angesichts dieser unwiderlegbaren Tatsachen die Bedeutung des Nationalsozialistenproblems nicht erkennt, dem ist nicht zu helfen. Wer heute noch an die Schuld von gestern, statt an die Gefahr von heute und morgen denkt, der wird nie begreifen, daß das Leben weitergeht und daß die Zukunft gebieterisch ihre Rechte fordert. Ich kann diese Leute nicht hindern, sich selbst die Konzentrationslager der Zukunft bereiten zu helfen, indem sie ihr ganzes Streben nur darauf

richten, die Konzentrationslager der Vergangenheit zu rächen. Jeder vernünftige Politiker (fügen wir hinzu: besonders jeder Christ. Christus ist ja auch für die Nazis am Kreuz gestorben!) wird sich sagen müssen, daß es höchste Zeit ist, einen großen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen, und alle ... die kein persönliches Verbrechen begangen haben, für den Wiederaufbau und die Verteidigung unseres Vaterlandes zu gewinnen."

Soll ich eigens erwähnen, daß gewissen ‚deutschen' Preßreptilen meine Stellungnahme zum Entnazifizierungsrummel nicht paßte, daß sie mich dafür denunzierten und sogar nach dem Kadi riefen. Wer wundert sich darüber? Diesen Menschen fehlt nicht bloß der Sinn für Wahrheit und Demokratie, sondern jegliches grundsätzliche, christliche Denken. Sie leben und handeln aus dem Geist der Fluchpsalmen: „Wenn das Gericht anhebt, soll er verurteilt sein! Keine Gnade finde sein Flehen. Seine Tage seien kurz; sein Amt erhalte ein anderer; seine Kinder sollen verwaisen, seine Frau zur Witwe werden! Unstet sollen seine Kinder wandeln und betteln, vertrieben aus ihren zerstörten Häusern. Der Wucherer pfände den ganzen Besitz und Ausländer plündern die Frucht seiner Arbeit. Keiner soll ihm Mitleid zeigen und keiner sich seiner Kinder erbarmen. Der Vernichtung sei seine Nachkommenschaft übergeben; schon im nächsten Geschlecht verlösche sein Name!" (Psalm 108, nach der Übersetzung von Claus Schedl.)

Karl Goerdeler, der bei seinem Kampf gegen die Gewaltherrschaft entschieden den politischen Mord ablehnte, schrieb kurz vor seiner Hinrichtung: „Haltet ein mit dem Richten! Haltet ein mit den Kriegen! Besinnt euch, daß wir es schlimmer getrieben haben als die Tiere, die nur töten, wenn sie hungrig sind. Besinnt euch auf eure göttliche Natur! Seht nicht die Splitter nur im Auge der anderen, seht die Balken im eigenen. Setzt euch zusammen, gebt euch die Hände und sprecht zueinander. Das Blut, das vergossen ist, fließe in einen Strom. Unsere toten Söhne, Väter und Brüder, Frauen und Kinder, stehen nun beieinander in einer anderen Welt. Versuchen auch wir beieinander zu stehen und folgen wir dem Strom. Er führe uns zu wahrem Frieden, zu gegenseitiger Hilfe, zu schöner und beglückender Gemeinschaft der Völker, zu froher Gesundung. Suchen wir den gerechten Frieden ..." (Zitiert ebd. II 211).

Sven Hedin, der Forscher von Weltruf, der warme Freund des deutschen Volkes, schrieb im Vorwort zu Dr. Kollbach

‚Aktenzeichen 475-39‘: „Heutzutage verhandeln wir fast ausschließlich mit Menschen. Und was für Menschen! Menschen, die von Haß, Rache, Neid, Furcht und schlechtem Gewissen gefüllt und geleitet sind. Für die Sieger ist es nicht genug, daß sie Deutschland total besiegt haben — sie suchen auch noch die Gelegenheit, die Individuen zu plagen und zu strafen oder, wie es heißt, zu anständigen Demokraten zu erziehen. Die Zukunft wird nicht an die Taten von Nürnberg glauben, und vernünftige Menschen lachen schon jetzt über die Entnazifizierung von Hunderttausenden von Deutschen. Gleichzeitig spricht man von Frieden auf der Erde. Wir leben in einer Welt von Lügen und Verbrechen.“

Zweifellos wußte Rußland allein, was es bei den Konferenzen in Teheran, Jalta und Potsdam wollte: Die Massenaustreibungen, die Entnazifizierung, die Nürnberger ‚Gerichte‘ dienten dem Bolschewismus. Die Frage, ob die Westmächte wirklich nur blunderten oder bewußt dem Bolschewismus in die Hände arbeiteten — wie man aus vielen Anzeichen schließen muß — bedarf noch der Klärung. Jedenfalls erfordert die Gerechtigkeit festzustellen, daß sie in vollem Maße mitverantwortlich sind.

Hochverrat im Osten

Eines Abends schalteten wir im Freundeskreis irgendwo in Württemberg das Radio ein. Zufällig stießen wir auf den Sender der Ostzone, der in ganz Deutschland gut vernehmbar ist. Die Stimme eines gemütlichen Sachsen klang an unser Ohr. Nanu, Komiker in der Ostzone? Darf sich das befreite Volk schon am Radio Luft machen wenigstens mit Witzen, die sonst nur geflüstert werden, so wenn etwa der Zeitungskolporteur durch die S-Bahn geht und fragt: „Wünscht jemand ein ‚Neues Deutschland‘?“ und eine schüchterne Stimme antwortet im Dunkel: „Wir möchten alle eins.“

Der Mann im Sender war aber nicht ein Komiker sondern der stellvertretende Ministerpräsident von GPU (Grotewohl-Pieck-Ulbricht)-Deutschland, Genosse Ulbricht. Wir waren nicht mit Max Reimann am Stammtisch oder mit Tante Ulrike bei einem Täßchen Bliemchenkaffee: Genosse Ulbricht rapportierte im volksdemokratischen Stile dem Genossen Pieck über seine Fahrten ins Rote, nach Warschau, Prag und Budapest und erzählte von seinen Triumphen und Erfolgen.

Gerne hätte ich die Gesichter der Zuhörer in Leipzig und Berlin gesehen oder auch ihre Gedanken gelesen. Vielleicht zitterten manche vor Wut und Erregung über die Schändlichkeit, die sich als Beitrag zum Frieden maskierte. Wenn Goethe volksdemokratisch stubenrein ist, hat wohl mancher Götz von Berlichingen zitiert, wenn ihm die Erinnerung kam an die gute, alte Zeit, in der (1910) der damalige Rektor Erich Schmidt bei der Festrede zur Hundertjahrfeier der Berliner Universität in Gegenwart des Kaisers ins übervolle Auditorium hineinrief: „Und so erheben wir uns von unseren Plätzen und rufen mit Goetz von Berlichingen: — — Es lebe der Kaiser, es lebe das Reich!"

Es ist hier nicht der Raum, den dreifachen Hochverrat des Genossen Ulbricht eingehend zu behandeln. Es sei nur kurz festgestellt, daß er die Oder-Neiße-Linie als bleibend anerkannte, und das Sudetenland abschrieb, weil es, und wie es Moskau befahl. Bezüglich des Sudetenlandes meinte Moskau Charley Mac Carthy: „Die Regierungen der CSR und der DDR sind überzeugt, daß zwischen den beiden Staaten keine strittigen und offenen Fragen mehr bestehen. Unsere beiden Staaten haben keine Gebiets- und Grenzansprüche und ihre Regierungen betonen, daß der durchgeführte Abschub aus der CSR unabänderlich, gerecht und definitiv geregelt ist." Fehlte nur die Bemerkung, daß der „Abschub ordentlich und human" vollzogen wurde — im Sinne der neuen Unmenschlichkeit von Potsdam.

Deutschland, soweit es noch national fühlt, vor allem die Vertriebenen, haben klar und unmißverständlich geantwortet, daß Ulbricht oder die ostdeutsche Marionettenregierung nicht berechtigt sind, im Namen des gesamten deutschen Volkes zu sprechen oder bindende Verträge abzuschließen. Die GPU-Zone ist nicht Deutschland, Potsdam hat die Oder-Neiße-Linie nicht als endgültig anerkannt, sondern die Entscheidung der Friedenskonferenz (die freilich auf den St. Nimmermehrstag verlegt zu schein scheint) vorbehalten. Der Vertrag bedürfe also zumindest der Zustimmung der Westmächte. Diese können freilich niemals ihre Zustimmung geben, soferne sie nicht jede Selbstachtung verlieren wollen, sie haben ja in der Atlantic-Charta Abs. 2 ausdrücklich erklärt: „Keine territorialen Veränderungen, die nicht im Einklang stehen mit den frei zum Ausdruck gebrachten Wünschen der Bevölkerung."

Die „betreffende Bevölkerung", d. h. also die Vertriebenen aus Ostdeutschland und aus dem Sudetengebiet, die nach der Atlantic-Charta zuständig sind, haben dem Genossen Ulbricht ein unzweideutiges „Niemals" zugerufen. Sie bestehen auf dem Recht auf ihre Heimat. Die Oder-Neiße-Linie und das verschacherte Sudetenland werden niemals Friedens- und Freundschaftsgrenzen sein, wie Genosse Pieck meinte, sondern Grenzen, an denen Friede und Freundschaft aufhören. Auf Unrecht kann man keinen dauernden Frieden gründen, noch weniger bleibende Freundschaft.

In der heutigen Politik regiert freilich nicht das Recht, sondern die Macht, vor allem die Expediency. Es soll sich niemand darüber täuschen, daß die Westmächte bereit sind, sowohl Ostdeutschland wie das Sudetengebiet abzuschreiben, genau so kaltblütig, aber zynisch mit pazifistisch humanitären Phrasen verbrämt, wie Genosse Ulbricht, wenn man sich davon einen Vorteil verspricht. Die Polen, für deren Unabhängigkeit doch angeblich der Krieg begonnen wurde, aber auch die Chinesen, die Bundesgenossen der Westmächte, sind anschauliche Beispiele auch für die Unbelehrbaren. Schließlich und endlich liegen ja auch die Abtrennung des Saargebietes, das urdeutsches Land ist, und die verschiedenen „Grenzkorrekturen" im Westen auf derselben Linie. Wie die Abmachungen der Moskaufiliale. Das Unrecht wird dadurch nicht geringer, daß es von den Westmächten mit weniger Zeremoniell begangen wurde.

Es kommt darum gar nicht so sehr auf die Proteste der Vertriebenen oder auch des Bundestages an, sondern auf die Aufnahme der Ulbrichtiade bei den Westmächten. Es liegt ein ganz offener Bruch der Potsdamer Vereinbarungen vor. Die Westmächte könnten also mit vollem Rechte heraussteigen. Es blieb bei schüchternen Protesten; gelegentlich suchte man die Erregung des Deutschen Volkes über den Hochverrat der Moskaufilialleiter propagandistisch auszuwerten. Das ist alles. Nirgends eine Tat. Bezüglich des Sudetenlandes haben Beamte des US-Hochkommissariates ausdrücklich noch erklärt, das Abkommen mit den Tschechen sei überflüssig, weil ja „abgesehen von Hitler kein deutscher Politiker irgend einen Anspruch Deutschlands auf das Sudetenland ausgesprochen oder angemeldet habe".Die Vereinbarungen zwischen den Sudetendeutschen und der Prchalagruppe werden sowohl von der Politik wie der maßgebenden Presse totgeschwiegen. Die „Sozialisti-

sche Volkszeitung“ Frankfurt a. Main schrieb triumphierend am 5. Mai 1950, „Rückkehr-Theorie endgültig zusammengebrochen“ und berief sich dabei auf den Walterbericht. — Die „Rhein-Neckar-Zeitung“ Heidelberg schrieb am 28. Juni: „Kein vernünftig denkender Politiker wird der Erklärung der amerikanischen Hohen Kommission widersprechen, daß jenes von Ulbricht mit der CSR-Regierung abgeschlossene Abkommen über den Verzicht auf das Sudetenland völlig unnötig war. ...Niemand in Deutschland wird heute so töricht sein, das einst von Deutschen besiedelte Gebiet in der CSR zurückzufordern.“

So sehr Deutschland gegen die Abmachungen der Östlinge rebelliert und protestiert, es ist eine Täuschung, anzunehmen, daß die Westmächte davon profitieren könnten. Es ist doch bezeichnend, daß ein Blatt von der Bedeutung der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (19. Juli) schreiben kann: „Es zeigt sich jetzt, daß das sowjetische System seine Satelliten auch zur Überbrückung zwischenstaatlicher Abgründe bewegen kann, die für die westliche Welt unübersteigbar wären. Es ist den Sowjets gelungen, nationale Feindschaften und Gefahrenherde in ihrem Bereich rasch und glatt zu beseitigen, die so tief eingewurzelt waren, wie die zwischen der Tschechoslowakei einerseits und Polen und Ungarn andererseits oder die Streitpunkte zwischen Polen und Rumänien. Und jetzt ist es für die Regierung der sowjetischen Zone sogar möglich, die Oder-Neiße-Linie und die Sudetenaussiedlung ausdrücklich gut zu heißen und vertraglich sogar anzuerkennen. Dies ist aber nicht weniger bemerkenswert als die Tatsache, daß trotz der schweren psychologischen Hemmnisse die Einbeziehung der Sowjetzone als eines politisch und gesellschaftlich gleichberechtigten Partners in ein ostpreußisches (es soll wohl heißen: osteuropäisches) Vertrags- und Bündnissystem möglich gemacht wurde“. Fehlt nur noch: Heil Stalin, Heil Pieck, Heil Moskau! Kann denn wirklich jemand glauben, daß zwischenstaatliche Gegensätze ausgeschaltet, nationale Gefahrenherde beseitigt und ein einiges Europa geschaffen wurde durch eine einzige Rundreise des Genossen Ulbricht? Dann wäre es an der Zeit, den Wundermann nach Straßburg einzuladen oder sogar nach Paris, London und Washington, damit es auch mit der Überwindung der Gegensätze der friedliebenden westlichen Nationen, der Beseitigung chauvinistischer, plutokratischer Gefahrenherde und der Einigung „West-Rumpf-Europas“ vorangeht! — —Die „Volks-

stimme" (Stuttgart 28. Juni) haut in dieselbe Kerbe und sieht in der Ulbrichtiade eine „Antwort an die Kriegshetzer" — „Die westdeutsche Bundesrepublik" hat es noch nicht fertiggebracht, mit irgend einem Nachbarstaat wirklich freundschaftliche Beziehungen aufzunehmen. Dagegen ... heißt es (in der Abmachung zwischen CSR und DDR): Innerhalb von 2 Monaten wird die Frage der Grenzübergänge sowie des kleineren Grenzverkehrs geregelt. Man muß die Fuchsiade von Passau, anläßlich meiner Kundgebung in dieser Drei-Flüsse-Stadt in diesem Lichte sehen! Daß die volksdemokratische Presse jubelt, ist selbstverständlich. Befehl ist Befehl!

Man sollte die Propagandawirkung der neuen „Verträge" nicht unterschätzen. Die Heimatvertriebenen können wieder in die Heimat zurückkehren; es gibt ja keine nationalen Feindschaften und Gefahrenherde mehr und die „befreiten Länder" brauchen Sklaven! Westdeutschland kann nicht einmal Propagandaverträge abschließen. Es wird Zeit für den Westen, zu handeln, statt zu konferieren und die Welt mit Papier zu füttern.

Verrat im Westen

Die Ulbrichtiade, d. h. der in GPU (Grotewohl-Pieck-Ulbricht)-Deutschland verübte Verrat an den deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland, findet eine Paralelle in einer Geheimabmachung Washingtons mit den Exilpolen, deren Inhalt meinen Freunden von einem Diplomaten mitgeteilt wird, der an den Verhandlungen teilnahm. Begreiflicherweise kann die (mir persönlich bekannte) Quelle nicht mitgeteilt werden — im Zeitalter der KZ und der legendären Redefreiheit. Es sei nur erwähnt, daß die Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann. — Die Vereinbarung hat folgenden Wortlaut:

„1. Die Oder-Neiße-Grenze wird offiziell als Demarkationslinie anerkannt, wie dies im Vier-Mächte-Abkommen vom 5. Juni 1945 und im Potsdamer Abkommen festgelegt ist.

2. Es wird vom State Departement erklärt, daß das endgültige Schicksal dieser deutschen Provinzen von einer Volksabstimmung abhängig gemacht werden soll.

3. An dieser Volksbefragung, an der aber nur die gegenwärtig in diesen Gebieten lebenden Personen teilnehmen — nicht aber die vertriebenen Deutschen."

Diese Vereinbarung ist geradezu ungeheuerlich und ein neuerlicher Beweis für die von mir lange vertretene These, daß die Kreise, die unsere amerikanische Politik machen — und sie sind nicht identisch mit dem Kongreß! — insgeheim mit den Moskowitern Hand in Hand arbeiten.

Es liegt auf derselben Linie, wenn die Londoner „Times" die seinerzeit als erste die Abtrennung des Sudetenlandes von der Tschechoslowakei „prophezeite", in einem Leitartikel vom 24. Oktober die Russen zu appeasen sucht mit dem Schreckgespennst der deutschen Gefahr, zur selben Zeit, da man die Deutschen zwingt, zu remilitarisieren. Wörtlich schreibt das führende Blatt Englands: „Die Westmächte haben nichts zu befürchten, wenn sie noch einmal in ganz klaren Worten ihre friedlichen Absichten betonen... Darüber hinaus könnten sie die Versicherung geben, daß, wenn deutsche Truppen auch für die Verteidigung des Westens eingesetzt werden, die Truppen keinesfalls für einen Versuch der Änderung der Oder-Neiße verwendet werden. (Von mir gesperrt. E. J. R.) Anders gesagt: Die Oder-Neiße-Linie ist nach Ansicht des Londoner Blattes und wohl der Londoner Politik endgültig geregelt. Dasselbe Blatt erklärt übrigens auch, daß nur sehr geringe Hoffnung besteht, daß Deutschland in naher Zukunft wieder vereinigt wird."

Die Vereinbarung besagt ja nichts anderes, als daß die deutsche Ostgrenze „unabänderlich, gerecht und definitiv geregelt ist" (wie es in Ulbrichts Erklärung über die unmenschliche Vertreibung der Sudetendeutschen heißt); denn wenn nur die gegenwärtig in diesen Gebieten lebenden Personen, nicht aber die vertriebenen Deutschen an der Volksbefragung teilnehmen dürfen, kann das Resultat des Referendums nicht zweifelhaft sein. Eine merkwürdige Gerechtigkeit: Diebe und Räuber entscheiden, ob sie den Raub behalten oder herausgeben wollen!

Die Vereinbarung, den deutschen Osten den Satelliten Moskaus zu überlassen, ist ein Hohn auf die Atlantic Charta, die ausdrücklich erklärt, daß „keine territorialen Veränderungen erfolgen sollen, die nicht mit dem frei ausgesprochenen Willen der betreffenden Bevölkerung im Einklang stehen". Die vertriebenen Ostdeutschen haben (zuletzt in Köln) klar und deutlich ihren Willen zum Ausdruck gebracht, daß das Ostland deutsch ist und deutsch bleiben muß. — Die Vereinbarung ist ein neuerliches Verbrechen gegen die Menschlichkeit, weil es

einerseits Deutschland die Kornkammer raubt, ohne die es auf die Dauer nicht bestehen kann, andererseits die Vertriebenen weiterhin im Elend verkommen läßt. — General Clay erklärte bei der Übergabe der ‚Freiheitsglocke' an die Berliner: „Ich glaube an die Unantastbarkeit und an die Würde des einzelnen Menschen. Ich glaube, daß allen Menschen das gleiche Recht auf Freiheit von Gott gegeben wurde. Ich verspreche, der Agression und der Tyrannei Widerstand zu leisten, wo immer sie auf Erden auftreten mögen, auf daß diese Welt im Namen Gottes die Wiedergeburt der Freiheit erleben möge." Welche Ironie, um nicht zu sagen Blasphemie angesichts dieser Vereinbarung. Man müßte die Glocke „Totenglocke der Freiheit" nennen.

Derzeit werden die Deutschen umworben, in den Freiheitskampf einzutreten; sogar Mrs. McCloy rührt die Werbetrommel und erzählt deutschen Frauen, sie müßten sich darauf vorbereiten, ihre Söhne ‚im Dienste für die Freiheit' zu opfern. Wo ist die Freiheit für die Deutschen? Kann man wirklich erwarten, daß sich die Heimatvertriebenen als Kanonenfutter der ‚friedliebenden Nationen' hergeben, wenn ihre dauernde Versklavung beschlossene Sache ist? Kein Deutscher würde sich weigern, für wahre Freiheit zu kämpfen. ‚Lieber tot als Sklav.' „Nur Narren sterben für die Sklaverei." Die letzten Wahlergebnisse reden eine deutliche Sprache, die man auch in Washington verstehen müßte.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß das amerikanische Volk, selbst der Kongreß bis heute nicht alle Geheimabmachungen kennt. (Erst am 19. September brachte die NYT die Mitteilung, daß ein Bericht eines amerikanischen Offiziers sieben Jahre unterdrückt wurde, der die Russen als Mörder von Katyn brandmarkte; genau so wie man jetzt zugibt, daß in Monte Cassino, dem ältesten Kloster der Christenheit, zur Zeit der Bombardierung keine Deutschen waren!) Es müßte eine der ersten Aufgaben des neuen Kongresses sein, diese Geheimabmachungen aufzudecken und zurückzuweisen, soweit sie der Menschlichkeit und der Ehre Amerikas widerstreiten, auch wenn unser Staatssekretär Acheson einen Schlangenring „Reexaminists" zur Hand hat, um wirkliche Amerikaner verächtlich zu machen. Es sind wahrhaftig genug der „blunders" geschehen. „Die meisten intelligenten Leute sind sich heute darüber klar", schreibt eben (26. November) Karl H. von Wiegand, „und geben zu, daß die völlige Zerstörung Deutschlands und

Japans, die Ausführung der unconditional surrender-Politik zur Befriedigung der Rachsucht und der Eitelkeit Roosevelts und Churchills, die größten und verhängnisvollsten Fehler von Staatsmännern der Gegenwart waren.“ Es wird Zeit zur Wahrheit, zu den Grundsätzen zurückzukehren, die einmal Amerika groß machten. Mit Lügen baut man keinen Frieden, sondern treibt Amerika in die Katastrophe.

IRO's Hinterlassenschaft

Die Tage der I. R. O. gehen zu Ende. Sie mag um die DP's manche Verdienste haben, so wie manche DP's daran gut verdienten. Für Menschen, die jeden als Menschen anerkennen, der Menschenantlitz trägt, die jedem ohne Unterschied der Rasse, Klasse und Religionszugehörigkeit Menschenrechte zubilligen, wird sie immer mit dem Stigma eines unchristlichen Rassismus bemakelt bleiben. Das nazistische Rassengesetz der IRO ist verantwortlich, daß die Heimatvertriebenen, obwohl de facto vertrieben, nicht auf dieselbe Stufe mit den DP's gesetzt, darum nicht offiziell unterstützt und von der Auswanderung ausgeschlossen wurden. Leider lebt der Ungeist dieser Rassengesetze weiter. Stalins Fünfte Kolonne darf es sich erlauben, den amerikanischen Kongreß, der allzu spät aber mit überwältigender Mehrheit ein Gesetz gegen die Wühlarbeit der Kommunisten annahm, lächerlich zu machen. Das Gesetz wird seines Sinnes beraubt. Die Kommunisten bleiben ‚unter Grund‘, sie verbergen sich unter hundert ‚Fronten‘, sie machen die Demokratie und Umerziehung. (Ein Redakteur eines Hetzblattes z. B., das sich an Mr. McCloy wendete, um Strafnachlaß für deutsche ‚Kriegsverbrecher‘ zu verhindern und auch eine ausführliche Antwort erhielt, war sz. in Prag Mitarbeiter des kommunistischen ‚Gegen-Angriffs‘ und versuchte vergebens, einen weit bekannten Nazigegner zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten zu bewegen. Der deutsche Patriot wird heute als Kommunist verschrieen, der Kommunist ist amerikanischer ‚Demokrat‘. Auf Ellis Iland sitzen hunderte Einwanderer, die auf legalem Wege, nachdem sie die Tretmühlen der Bürokratie durchlaufen hatten, hier gelandet waren, darunter Frauen amerikanischer Soldaten und dürfen nicht einwandern, weil irgend jemand entdeckte, daß sie einst bei der Hitlerjugend, der Arbeitsfront, der Volkswohlfahrt waren und darum eine Gefahr für Amerika bilden. Die ganze Entnazifizierung war leerer Zauber, auch die Ent-

lasteten bleiben belastet, weil sie eben Deutsche sind. Es bleiben also nur mehr Kleinkinder und Säuglinge, die nach 1945 geboren sind, bei den vorher Geborenen könnte es sein, daß der Taufpate oder der Standesbeamte mit der Partei verbunden war und so den Säugling nazistisch, faschistisch beeinflußte.) Was man wohl sagen möchte, wenn irgend ein Land als Anhänger der Parteien Roosevelts oder Churchills von Besuchsreisen ausschließen möchte, weil diese Parteien durch das ‚größte Verbrechen der Geschichte' belastet sind?

DP' dürfen aber noch immer unbehindert hierher kommen. „Ist dies schon eine Tollheit, hat es doch Methode", möchte man mit Hamlet sagen. Als Amerikaner kann man sich dieser unwürdigen Komödie nur schämen. Für die Welt ist es ein Augenöffner über die wahre Lage. Ob man nach diesem Anschauungsunterricht noch jemand hierher senden muß, um ‚Demokratie' zu studieren? Ob sich noch jemand dazu hergibt, — wenn seine Brüder auf Ellis Iland sitzen, weil sie Deutsche sind (oder Italiener). Warum der österreichische Künstler, den man zurückhielt, weil er als elfjähriger Junge bei der HJ war, oder Arturo Toscanini nach diesem Empfang nicht mit dem nächsten Schiff zurückfuhren?

Am 11. Juli übergab die IRO etwa 80 000 DP's der deutschen Verwaltung, besser gesagt, Westdeutschland wurde verpflichtet, sie künftig zu versorgen. Es handelt sich dabei zumeist um Alte, Kranke, Angehörige gewisser Intelligenzberufe, die kein anderes Land aufnahm, aber auch um Verbrecher und asoziale Elemente. Es mag interessant sein, in diesem Zusammenhang auf eine Statistik hinzuweisen, die das Landesamt für Kriminalerkennungsdienst Württemberg-Baden herausbrachte. Darnach sind die DP's an Mord und Totschlag mit 90,7 Prozent (Vertriebene 3,1 Prozent), Körperverletzung 48 Prozent (16,4 Prozent), Raub und Erpressung 77,2 Prozent (5 Prozent), Einfacher Diebstahl 39,6 Prozent (23,9 Prozent), Schwerer Diebstahl 66,3 Prozent (12 Prozent), Unterschlagung und Betrug 41 Prozent (18,3 Prozent), Sittlichkeitsdelikte 44,7 Prozent (17,5 Prozent), übrige Verstoße 47,5 Prozent (13,5 Prozent) beteiligt.

Dazu kommt noch eine andere Verpflichtung. Wie die N. Y. Times vom 21. Juli meldet, hat ein „Erlaß der Westalliierten den Deutschen befohlen, alle nichtdeutschen Personen, die in Westdeutschland Zuflucht nehmen, anzunehmen, so schnell wie möglich zu klären, ob es sich um bona fide Flüchtlinge handelt und ihnen einen Lebensstandard zu sichern, der nicht ge-

ringer sein darf, als jener, den deutsche Bürger in entsprechender wirtschaftlicher Lage genießen. Den Deutschen wurde aufgetragen, sofort gesonderte Lager in allen Westzonen für diese Flüchtlinge einzurichten. Die letzte Entscheidung über jene Fälle, die von den Deutschen nicht als echte Flüchtlinge anerkannt werden, liegt bei den alliierten Hochkommissaren."

Diese Befehle beleuchten schlagartig die wahre Lage in Deutschland. Man halte daneben die jahrelangen Verhandlungen über das DP-Gesetz in Amerika, das nun ausgehöhlt und wertlos gemacht wird durch rassistische Interpretationen. Woher diese Affenliebe für die DPs, und die stiefmütterliche Behandlung der wirklich Displaceten Heimatvertriebenen? Es ist gerecht und billig, daß Deutschland für die DPs sorgt, die wirklich durch das Hitlerregime zur Arbeit in Deutschland gezwungen oder dorthin aus irgendwelchen Gründen verschleppt wurden. Anders liegt die Frage bei denen, die freiwillig kamen, weil sie gut verdienten, gut versorgt wurden und dem Dienst an der Front entgingen. Sie müßten nun entnazifiziert werden; soferne es sich um Verbrecher handelt, gehören sie vor deutsche Gerichte, die ja jetzt zuständig sind. Soferne es sich um Opfer des guten alten Joe handelt, besteht jedenfalls keine rechtliche Verpflichtung, für sie zu sorgen, das müßte Sache von Joes Freunden sein.

Es ist recht und billig, wirklich politisch Verfolgten das Asylrecht zu gewähren. Merkwürdig, daß dieselben Alliierten das Asylrecht deutschen Menschen aus der Ostzone verweigern, Menschen, die in ihrer Heimat Zuflucht suchen! Und wiederum taucht das Veto auf. Die Alliierten behalten sich vor, zu entscheiden, wer wirklich als politisch Verfolgter zu gelten hat. Man kann sich ungefähr vorstellen, was dabei herauskommt, wenn man sich erinnert, daß Menschen, die dem Kommunismus Zutreiberdienste leisteten, bis es ihnen selber an den Kragen ging, Menschen, die an dem ‚größten Verbrechen der Geschichte', den Massenaustreibungen, aktivsten Anteil nahmen, heute in London und Washington sitzen, um dort das demokratisches Eisen im Feuer zu halten, falls es mit Moskau schief ginge.

Wenn man Deutschland neue Bürden auferlegt, dann müßte man doch auch sorgen, daß es die Lasten tragen kann. Die Demontagen, die künstliche Drosselung der Ausfuhr, die enormen Auslagen für die Besatzungsmacht, sind kein Weg dazu. Nach offiziellen Berichten hat Deutschland bis Ende 1949 eine

Billion 34 Millionen Dollars an 19 Nationen bezahlt, Rußland erhielt dazu 3 Billionen 171 Millionen Dollars. Amerikas Anteil betrug Ende 1949 Dollar 203 138 272, Englands Dollar 168 498 — dazu kommt noch die ungeheuerliche Werteverschleppung zur Zeit der Zigarettenwährung (Chicago Tribune, 26. Mai).

Gerecht oder ungerecht, man kann den deutschen Regierungen nur raten, die Befehle der wirklichen Regierung bestmöglichst zu erfüllen. Es gibt tausend Stellen, die darüber wachen, dieselben Stellen, die in tausend Zungen schweigen über das untermenschliche Leben der Heimatvertriebenen. Die Hinterbliebenen der IRO und die ‚politisch Verfolgten' werden sich nicht behandeln lassen wie die Vertriebenen. Würde man sie auch auf Hungerrationen setzen oder in Löchern unterbringen, es könnte sein, daß die Kempnerei wieder aufgenommen wird, und neue Verbrechen gegen die Menschlichkeit konstruiert werden, von denen, die ihre Schuld am ‚größten Verbrechen der Geschichte' vergessen machen möchten. Unsere Politik lebt ja aus dem Gedanken der Gesamtschuld. Vielleicht darf ich hier eine Stelle zitieren aus dem Buch eines Professors der Pariser Sorbonne, Maurice Bardeche, Nürnberg oder das gelobte Land (Buenos Aires, 1948, 2. Aufl. S. 10 f.): Die Grundlage für den Nürnberger Prozeß, jene, die man nicht zu nennen gewagt hat, dürfte wohl, so fürchte ich, nichts anderes sein, als F u r c h t. Der Anblick der Ruinen versetzte die Sieger in Panik. D i e a n d e r e n m ü s s e n U n r e c h t h a b e n. Sie m ü s s e n, denn man bedenke nur, wie die Welt aussähe, wenn sie keine Ungeheuer sind, man bedenke, wie schwer dann diese zerstörten Städte, und diese Tausende von Phosphorbomben auf ihr lasten würden. Der Schrecken, die Verzweiflung der Sieger sind das wahre Motiv des Prozesses. Sie haben ihr Angesicht verhüllt vor dem, was sie tun mußten, und um sich Mut zu machen, haben sie ihr Blutbad in einen Kreuzzug verwandelt. H i n t e r h e r haben sie sich ein Recht zum Blutbad im Namen der Menschlichkeit gezimmert. Während sie eigentlich Totschläger waren, machten sie sich zu Polizisten." . . .

+

+ +

Zurück nach Amerika

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in Deutschland waren überschattet durch den Ausbruch des Krieges in Korea, der nur allzuleicht sich in einen neuen Weltenbrand ausweiten kann. Angst und Sorge lastete über allen Gemütern: Wann ist Deutschland an der Reihe, das wehr- und waffenlose Deutschland, das noch aus tausend Wunden blutet? Deprimierend wirkte die Ahnungslosigkeit, in der der kommunistische Überfall Amerika antraf, deprimierend die bisherigen Niederlagen unserer durch die Besatzungszeit verweichlichten Armee, deprimierend die Flucht der amerikanischen Zivilbevölkerung in Flugzeugen. Menschen, die innerlich ganz und gar nichts mit dem Kommunismus gemeinsam haben, fragten sich, ob Widerstand noch Sinn habe, wenn man doch einfach preisgegeben werde? Angstkäufe setzten ein, verständlich — die Deutschen wissen ja, was Hunger heißt und doch unentschuldbar, weil so die Lebenshaltung der breiten Schichten neuerdings herabgedrückt wird. Wird nicht die Konzentration auf den Krieg, die enormen Aufwendungen für militärische Zwecke das Problem der Vertriebenen neuerdings in den Hintergrund schieben und die ohnehin geringen Auswanderungsmöglichkeiten verriegeln?

Mit solchen Gedanken bestieg ich in München das Flugzeug der Pan American Air Lines, einen Tag früher als geplant. Das fahrplanmäßige Flugzeug war in letzter Stunde eingestellt worden, wohl weil man die Flugzeuge für Kriegstransporte einstellte.

Ich war reichlich mit Lektüre versehen. Während des zweistündigen Aufenthaltes am Flughafen in London kaufte ich mir die ‚Sunday Times' vom 9. Juli. Darin fand ich zu meinem Entsetzen, daß ein ‚Internationales Komitee zum Studium europäischer Frage', dem auch — wer schon sonst? — Lord Vansittard angehört, den Vorschlag machte, Atombomben auf

Korea abzuwerfen. (Der Vorschlag wurde inzwischen auch in Amerika gemacht.) Noch brennt in Millionen Herzen Scham und Reue über das Verbrechen von Hiroshima und Nagasaki und die ‚Kreuzfahrer' sind wierderum bereit, Millionen unschuldiger Menschen hinzumorden! Was können doch die Sklaven in Nordkorea und die ‚Befreiten' in Südkorea tun, den Krieg zu verhindern oder einzustellen — sie sind doch nur Opfer und willenlose Werkzeuge einer skrupellosen Politik!? Laßt die Stalin und Truman und Churchill, meinetwegen auch die Vansittards und atombombenbegeisterten amerikanischen Senatoren den Kampf auf einer menschenleeren Insel mit Atombomben ausfechten, wenn „Mord jetzt die Losung ist" (Schiller). Vielleicht hat es sich mittlerweile auch in London und Washington herumgesprochen, daß auch die Bolschewisten die Atomwaffe haben und daß Amerika verwundbarer ist als Rußland. Wir haben in Hiroshima und Nagasaki den Anspruch auf die moralische Führerschaft der Welt verwirkt — wir sind daran, völlig unser ‚Gesicht' im Orient zu verlieren.

Die französischen Bischöfe verdienen den Dank und die Anerkennung der ganzen abendländischen Welt, daß sie offen gegen die Verwendung der Atombombe protestierten: „Wir verurteilen diese Waffen aus allen unseren Kräften, so wie wir nicht gezögert haben, während des letzten Krieges die massiven Bombardements zu verurteilen, die beim Angriff auf militärische Objekte zu gleicher Zeit die Greise, Frauen und Kinder getroffen haben." — „Wir bitten die Männer des Staates, die in dieser Stunde die furchtbare Verantwortung tragen, nicht der Versuchung nachzugeben, diese Mittel der Vernichtung anzuwenden und alles ins Werk zu setzen, um zu einem allgemeinen und absoluten Verbot ihrer Anwendung zu gelangen." (Zitiert nach ‚Die öster. Furche', 1. Juli 1950.) — In Amerika proponiert der Marineminister F. P. Matthews, der frühere Grand Knight der Kolumbusritter, einen Präventivkrieg: Wir würden einen populären Titel erwerben; wir würden die ‚first aggressors for peace'. (Vgl. Time Magazine, 4. Sept. 1950.) — Ist es wirklich nur der mutige Father Gillis, der ‚einen wirklichen Sinn für Humanität' hat, um ein Wort Papst Pius XII. zu gebrauchen? Er betrachtet die Verwendung der Atombombe als ‚Massaker der Unschuldigen', als ‚Massenmord'."

Vielleicht darf ich hier einige Gedanken aus der Pfingstansprache einschalten, die der bekannte Dichter Reinhold Schneider über den Südwestfunk hielt: „Vergebens hat das

Exekutivkomitee des Amerikanischen Kirchenbundes versucht, gegenüber der H-Bombe einen Beschluß zu fassen. Es hat nicht an Theologen gefehlt, die die Anwendung dieser Waffe unter gewissen, sehr sonderbaren, zum Teil absurden Voraussetzungen für erlaubt erklärten. Sonderbarerweise blieb die Erklärung, daß „die internationalen Probleme unter keinen Umständen je gelöst werden dürfen, durch die Vernichtung von Millionen von Menschenleben" dem Moskauer Patriarchen überlassen. Um so dankenswerter ist das Ansuchen des Internationalen Roten Kreuzes an alle Regierungen der Welt, die Atomwaffen zu verbieten. Es hätte viel mehr Aussicht auf Erfolg, wenn die Sprecher des Christentums sich ihm angeschlossen hätten, wenn etwa auch die Universitäten sich zu einer ähnlichen Erklärung bereitgefunden hätten. — Die modernen Waffen sind Teufelswerk. Glaubt man durch Teufelswerk Kirche, Kultur und Geist verteidigen, das Naturrecht ausüben zu können? Dieses Teufelswerk hat alle Aussicht, die Natur aufzuheben, von der das Recht auf seine Anwendung hergeleitet wird. — Gewiß, es ist keine Aussicht, daß die Erklärung Einzelner etwas bewirken, daß man sie anders beantworten wird als mit Hohn und Erbitterung. Was liegt daran? Ich möchte diese Stunde nicht erlebt haben — ohne protestiert zu haben, einzig meines Gewissens wegen. Ich bin überzeugt, daß man morgen ganz anders denken wird in diesen Fragen; daß auch die Theologen, soferne sie, wie ich ihnen wünsche, zu den Überlebenden gehören, ihr Gutachten über die H-Bombe begreifen als das, was es ist: eine ungeheure geistige Schuld und ein Verrat an dem Herrn, dem sie dienen wollen. Aber ich wünsche inständig, die Erfahrungen, die diesen Wandel des Denkens bewirken müssen, würden der Welt erspart." —

Am Flughafen in Gander (Neufundland) kam mir eine Nummer der NY Herald Tribune (10. Juli) in die Hände mit einem sehr merkwürdigen Brief des Sekretärs der berüchtigten „Gesellschaft zur Verhinderung des dritten Weltkrieges". Darin findet sich der Satz: „Wenn auch unsere Aufmerksamkeit im Augenblick auf den Fernosten konzentriert ist, möchte es die Gesellschaft zur Verhinderung des dritten Weltkrieges doch klar machen, daß Deutschland der Gefahrenherd Nr. 1 bleibt." Es ist mittlerweile allen vernünftigen Menschen klar geworden, daß unsere Deutschlandpolitik von den Tagen des unseligen Morgenthauplanes bis herauf in die Gegenwart ein völliger Versager war. Mit Haß und Rache baut man nun ein-

mal keine neue Welt, noch weniger kann man sich damit als ‚Kreuzfahrer‘ legitimieren. Es ist allen Einsichtigen auch klar, daß mit Deutschland Europa fällt, weil keine europäische Macht ohne Deutschland den Bolschewismus aufzuhalten imstande ist. Freilich den Morgenthauboys, den Hißlingen, liegt nichts an Europa, dessen Seele sie nie verstanden, dessen Kultur ihnen fremd blieb, dessen Geist sie zersetzten. Ihr Ziel ist und bleibt die eine atheistische Welt, in der sie zu regieren hoffen. Es sei nur wieder an die Landkarte des Moriz Gomberg erinnert, nach der Deutschland, wenn es umerzogen ist, in die Sowjetrepublik eingegliedert werden soll. Die ‚Politik‘ der Morgenthauboys hätte nicht anders sein können, wollte man Deutschland bewußt in die Arme Moskaus treiben! Und sie baben bis zur Stunde maßgebenden, wenn nicht entscheidenden Einfluß auf unsere ‚Politik‘, die von Katastrophe zu Katastrophe treibt, herauf bis zum ‚Roosevelt Memorial War‘, wie W. Pegler den Krieg in Korea nennt.

Ein führender französischer Journalist, Maurice Duverger, schrieb unlängst: „Eine alte Welt bricht um uns in Stücke; wie eine Gesellschaft von Blinden und Tauben aber klammern wir uns an den Kleinkram überkommener und zärtlich gehegter und gepflegter Vorstellungen . . . In den sowjetischen Kerkern oder in den Kellern des Atomkrieges werden die Jünger Maurras' — fügen wir hinzu: die Morgenthauboys und die britischen Halbkommunisten, die eben wieder eine Absage an Europa richteten — über die deutsche Gefahr nachdenken können, die Anhänger von Jaures über die Sozialisierung und die Nachkommen von Adam Smith' über den wirtschaftlichen Liberalismus.“ (Zitiert in: Der Turmwart, Zürich, Juni 1950, S. 158).

Die Stunde ist ernst, sehr ernst. Sein oder Nichtsein der abendländischen Welt, das ist die Frage. Es wird Zeit, daß die Christen vom Schlafe aufstehen, daß alle Europäer sich besinnen, den Haß, den Chauvinismus, das Herrenmenschentum begraben und sich die Hände reichen, ehe ein neuer Weltkrieg die weiße Rasse austilgt. Werner Meyer schrieb im ‚Turmwart‘ Ebd. S. 134: „Europa hätte alle Möglichkeiten gehabt, heute, im Sommer 1950, in anderer Verfassung den Ereignissen die Stirne zu bieten. Diese Möglichkeiten sind in Leichtsinn, Torheit, Haß und Verblendung vertan worden . . . Vermag man jetzt zu tun, was in letzter Stunde — jede ist ein Geschenk des Schicksals! — getan werden muß? Und das heißt: Die so-

fortige totale Beendigung des zweiten Weltkrieges. Die Anerkennung Deutschlands, Italiens und Spaniens als gleichberechtigte Mächte. Die Freigabe aller Kriegsgefangenen, die Amnestierung aller noch Verhafteten und Verurteilten. Die Aufhebung jeder Diskriminierung. Die Zusammenfassung aller Kräfte auf dem Boden der militärischen Verteidigung . . . Es geht heute nicht um Systeme und Doktrinen, es geht nicht um Rechthaberei und Eigenbrödlerei: Es geht um die Substanz der europäischen Völker und dessen, was Jahrtausende abendländischer Kultur darstellen. Vor diesem Anspruch hat sich jeder andere zu beugen. Der Blick ist jetzt von allem Bedeutungslosen abzuwenden und auf das Wesentliche zu richten: Die Erhaltung und Wiederauferstehung Europas. Die Rettung dessen, was noch ist, die Rückgewinnung des Verlorenen. Es gibt noch 250 Millionen Europäer. Man gebe ihnen die Freiheit, die Waffen und das Recht: Und Europa wird gerettet."

Der Gefahrenherd liegt nicht in Deutschland. Er liegt bei denen, die mit ihrem Reichtum Hitler einst und heute den Bolschewismus finanzierten, bei denen, die das geistige, sittliche und religiöse Leben der Welt zersetzen und so zu Wegbereitern der Anarchie werden, bei den Geheimzirkeln gewisser Internationaler, deren Spionage auch Amerika unterhöhlt. Rassenmäßig sind es nicht Deutsche. Wenn diese Erkenntnis sich nicht durchsetzt, wenn man daraus nicht die unvermeidlichen Folgerungen zieht, versinkt auch Amerika im Abgrund, trotz seines materiellen Reichtums oder gerade deswegen. Das goldene Kalb kann Geist und Gott nicht ersetzen.

Ein Freund hatte mir eine Nummer der Zeitschrift ‚Der Monat' mitgegeben. Ich las darin Abschnitte aus dem Roman von George Orwell „1984", der realistisch die Entwicklung zum teuflischen Staat des Totalitarismus von 1984 schildert. Zweifellos sind wir auf dem Wege dahin, fragt sich nur, ob wir bis 1984 zu warten haben.

In der hochstehenden Zeitschrift findet sich auch ein Artikel von Hans Kohn über Dostojewski. Der russische Dichter hielt den Krieg zwischen Rußland und dem Westen für unvermeidlich. Er erwartete von einem allgemeinen Kriege die Lösung aller Probleme. Dostojewski war vom Siege Rußlands überzeugt, der das Antlitz Europas ändern würde. „Soviel Neues und Zukünftiges wird in den Beziehungen der Menschen einsetzen, daß es vielleicht unnütz ist, zu trauern und vor diesem letzten Kampfe des alten Europa zurückzuschrecken." Eine

Katastrophe sei im Anzug, aber sie werde das Heil bringen. Eine neue Epoche der Menschheit werde anbrechen. An Stelle des römischen Katholizismus werde sich ein neubelebtes orthodoxes Christentum erheben. (Man vergleiche dazu die oft zitierten Scandrett-Erklärungen! EJR.) Die freie bürgerliche Gesellschaft werde außerstande sein, einen großen Krieg zu überleben, Frankreich erwarte das Schicksal Polens, und „vielleicht werden nicht wir, aber unsere Kinder das Ende Englands erleben." In dieser schrecklichen Zeit der Wirren werde die Menschheit eine einzige mächtige Zukunft bleiben, ein heiliger Altar der Wahrheit — Rußland. Es werde von Europa die Wissenschaft und die technischen Erfindungen übernehmen, aber weder seine bürgerliche Zivilisation, noch seine entarteten und unbrauchbaren Regierungsformen. Dann würde sich innerhalb dieser neuen Weltordnung in Rußland die echte bürgerliche Freiheit in höherer Form als irgendwo in Europa und sogar in Amerika entwickeln können. (Heft 14, 2. Jahrgang, S. 188 f.)

Vor mehr als 100 Jahren — genau am 12. Juli 1842) schrieb Heinrich Heine in seinen Pariser Betrachtungen von „dem gräßlichen Zerstörungskrieg, der leider die beiden edelsten Völker der Zivilisation in die Arena riefe zu beider Verderben; ich meine Deutschland und Frankreich. Sie mögen wollen oder nicht, die listige Wasserschlange von Albion wird sie schon aufeinanderhetzen, zu eigenem Nutz und Frommen, und der Eisbär des Nordens wird nachher an den Sterbenden und Verstümmelten seine Freßgier stillen . . . Das wäre nur der erste Akt des großen Spektakelstückes, gleichsam das Vorspiel. Der zweite Akt ist die europäische, die Weltrevolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede sein: nur Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiösen Doktrinen der Vergangenheit in allen Landen sich zu einem verzweifelten Widerstand erheben, und wird etwa dieser Versuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Kostüm und mit neuen Stich- und Schlagworten? Wie würde dieses Schauspiel enden? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Wasserschlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird freilich nur dann einen

Hirten und **eine** Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblöckende Menschenherde! Wilde, düstere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so schreckliche, daß die älteren johanneischen Tiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht auch aus Besorgnis über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr viel Prügeln. Ich rate unseren Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut auf die Welt zu kommen." (Heines Werke, Verlag Max Hesse, 10. Band S. 25 f.)

Deutschlands Sympathien in dem kommenden Entscheidungskampf zwischen Rußland und Amerika liegen bei Amerika, auch die Sympathien, der durch Roosevelt-Truman an den Kreml verratenen Deutschen des Ostens und der Heimatvertriebenen. Das ist nach fünf Jahren „Umerziehung" und dem Erlebnis Morgenthau keineswegs so selbstverständlich. Bundeskanzler Dr. Adenauer hat wohl aus dieser Stimmung heraus Westdeutschland an die Westmächte verschrieben. Hoffentlich war es nicht ein neuerliches, unconditional surrender, sondern eine Verbindung, die Westdeutschland nicht leere Versprechungen und schöne Grundsätze bietet, sondern konkrete Garantien als ‚Gleiche und Gleichen', um Massaryks Phrase zu wiederholen. Das Risiko einer Bindung an den Westen ist ja enorm: Die Aufspaltung Deutschlands wird damit zu einer Tatsache, die nur ein Krieg ändern kann. Im Kriegsfalle wird Westdeutschland nicht bloß Aufmarschgebiet (Neutralitätserklärungen sind für die Sieger des zweiten Weltkrieges nur Fetzen Papier), sondern Kriegsgebiet, dem alle die Schrecken des Bolschewismus bevorstehen, ohne daß der Westen in der Lage, vielleicht nicht einmal willens wäre, entsprechend zu helfen. Ein Bürgerkrieg scheint fast unvermeidlich. Mit Recht schrieb Karl H. von Wiegand, einer der besten Beurteiler der europäischen Lage: „Adenauer riskiert Leben, Eigentum und die Zukunft der Deutschen und der westdeutschen Nation in der Erwartung, daß es zu keinem Kriege komme, oder daß Deutschland genügend Zeit habe, wiederum ein Bollwerk gegen Rußland zu werden." Ob der Optimismus begründet ist? Vor mir liegt ein Brief eines bekannten europäischen Diplomaten, der seine Morgenthauer kennenlernte: „Korea ist nur der Be-

ginn . . . Stalin hat in Asien England, Frankreich und die USA. in Kriege verwickelt, um die ‚weisen' Staatsmänner abzulenken von dem Schlag, der in Europa kommen wird . . . Der dritte Weltkrieg ist in full swing. Die ‚weisen' Staatsmänner haben die moskowitische Gefahr selbst geschaffen, dem Kommunismus freiwillig g e h o l f e n, fast die Hälfte der Menschheit unter die Knute zu bringen — und jetzt wird man für diese ‚Weisheit' zahlen müssen! Lehrgeld! —

In diesem Zusammenhang sei die Predigt erwähnt, die der protestantische Kirchenpräsident Martin Niemöller am 11. Juni in Düsseldorf hielt, die überall Aufsehen erregte. Niemöller wandte sich gegen die „infame Irrlehre", daß die Kirche zugrunde gehen müsse, wenn sie eines Tages in einer bolschewistischen Welt aufwache. Er warnte vor einer Kirchenpolitik, die darauf hinausläuft, sich aus Angst vor dem Bolschewismus den Amerikanern anzuschließen. Er bot eine Million Mark an, dem, der beweisen könne, daß ein vorbereitender Widerstand gegen den Bolschewismus in der Bibel begründet sei. Auch ein Kommunist sei zur Kindschaft Gottes berufen und nicht schlechthin ein Unmensch. Christus würde heute vielleicht sagen: „Die Kommunisten und die Huren werden eher ins Himmelreich kommen als ihr." Das Schicksal der Kirche hänge nicht an Ost und West; der Kirche könne nichts geschehen, was nicht heilsam sei, solange sie nach dem Reiche Gottes strebe. — Es ist schwer, zu diesem Gemisch von Wahrheit und Konfusion in wenigen Worten Stellung zu nehmen. Jedenfalls sind derartige Erklärungen, zudem von der Kanzel, sehr gefährlich und geradezu unverantwortlich. Man darf wohl mit Bestimmtheit sagen, daß Niemöller nicht im Namen einer überwältigenden Mehrheit der Christen sprach, die tief im Schatten des Eisernen Vorhanges ihren Kreuzweg gehen. Ganz gewiß, die Rettung der Kirche hängt nicht von Amerika ab; aber die Kirche ist auf göttlichem Grund gebaut, nicht auf Dollars und Atombomben. Es ist widerlicher Pharisaeismus, wenn Mr. Mc Cloy den Gegensatz zwischen Ost und West mit dem Gegensatz zwischen Christ und Antichrist gleichsetzte. Das ist der alte Kreuzzugschwindel, der eine Neuordnung aus dem Geist des Gekreuzigten versprach, und Sichel und Hammer in Prag, Wien, Warschau, Budapest, Agram und Berlin aufpflanzte. Amerika hat dem Atheismus des Kreml nur einen verfeinerten Materialismus — aber immerhin nur Materialismus — entgegenzusetzen. Es ist auch richtig, daß auch Kommunisten zum

Reiche Gottes berufen sind; Christus starb am Kreuz für alle Menschen. Der bekannte Radiosprecher Msgr. Fulton Sheen erklärte einmal: „Ich hasse den Kommunismus, aber ich liebe die Kommunisten“, sicherlich nicht, weil sie Kommunisten, sondern weil sie Menschen sind, Kinder Gottes. Es scheint mir druchaus möglich, daß mancher, der aus irregeleitetem Idealismus sich dem Kommunismus anschloß, mehr Aussicht hat, ins Himmelreich einzugehen als Nichtkommunisten vom Pharisäertyp der Morgenthauer. Auf der anderen Seite unterschätzt Niemöller die Gefahr des Kommunismus für den äußeren Bestand des Christentums. Wo immer der Bolschewismus die Herrschaft antritt, wird das Christentum in die Katakomben verbannt, die Christen sterben in Gaskammern, Sklavenlagern und KZ. Es gibt kein Kompromiß zwischen Christentum und Kommunismus. Wer das nicht sieht, wer glaubt, Kompromisse machen zu müssen, mag sich eine Zeit lang dieser ‚Klugheit‘ erfreuen, am Ende liegt er unter den Opfern. Der Kommunismus hat keine Verwendung für Konjunkturritter.

Es ist interessant, die Meinung Pater Lombardis zu hören: „Der Kommunismus in der Welt bereitet den Weg Jesu vor. In Berlin, im Ostsektor, habe ich es deutlicher gespürt als anderswo. Deutschland ist jetzt vorbereitet auf die Welt Gottes auf eine wunderbare Weise. Sehen Sie, meine Idee ist die: Der Kommunismus weiß klar, was er will, er hat einen weltweiten Plan. Alle anderen Völker sind sich einig in ihrer Ansicht über den Kommunismus, aber sie sind sich nicht einig untereinander. Darum gehe ich zu allen und sage ihnen: Vereinigt euch untereinander in einer Idee gegen den Kommunismus. Und ich gebe ihnen diese Idee. Sie ist nicht Individualismus, nicht Kollektivismus — diese Idee ist das Evangelium. Sie ist nicht ruhig, sondern stark und lebendig — sie ist kämpferisch, gegen die Demagogen des Volkes, gegen die Jugend ohne Idee, gegen die Priesterfaulen.“ (Regensburger Bistumsblatt, 6. August 1950.)

Ich habe nie die hysterische Hetze gegen den Kommunismus mitgemacht, hinter der sich oftmals Egoismus, un- und asoziales Denken, wirkliches Ausbeutertum verbergen, ohne daß diese Antikommunisten daran dachten, die Ursachen für das Aufkommen und die Erhaltung des Kommunismus zu entfernen. Ich bin schon wirklich kein ‚Agent des Dollarimperialismus‘, wie mich die östliche Presse zu nennen pflegt. Ich

halte mit Karl H. von Wiegand den Kommunismus für die „stärkste, mächtigste und durchdringendste Idee seit dem Entstehen des Christentums, seit dem Aufkommen Mohammeds und des kämpferischen Islam im siebenten Jahrhundert". (Chicago Herald American, 18. Juni.) Ich glaube nur, daß man diese Idee nur überwinden kann durch eine stärkere, lebensträchtigere, opferwilligere Idee, anders gesagt, durch praktisches, lebendiges Christentum, das wahre Freiheit, praktische Gerechtigkeit und allumfassende Liebe als Ausweis trägt. Der westlichen Politik fehlt dieser Ausweis. Er fehlt auch vielen, die sich Christen nennen. Darin liegt die größte Gefahr unserer Zeit.

Gefährlicher als offene Kommunisten sind die Salonbolschewiken, die gerade in Amerika in der Ära Roosevelt wie die Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden schossen. Vielleicht darf ich in dem Zusammenhang daran erinnern, daß der von den Morgenthauern und ihren deutschen Lakeien verherrlichte ‚repräsentative Deutsche' Thomas Mann noch nicht vor langer Zeit begeistert war, von der ‚Volkserziehung Buchenwalds', des kommunistischen KZ, die eingreifender sei als im Westen, daß der autoritäre Staat die Wohltat mit sich bringe, daß endlich einmal ‚Dummheit und Frechheit das Maul zu halten hätten', während im Westen von der Freiheit ‚ein unverschämter Gebrauch gemacht würde'. Er sah in die östlichen Gesichter, denen ‚angestrengt guter Wille auf der Stirn geschrieben stand. Gesichter, in denen asketischer Ernst, strenge Ruhe und eine der Verbesserung des Irdischen zugewandte Frömmigkeit stand'. (Zitiert nach: Der Monat, p. 220.) Derselbe Mann schrieb in seinen ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' (S. 444 ff.) vor Jahren: „Wenn Seelisches, Geistiges überhaupt als Grundlage machtpolitischer Bündnisse dienen soll und kann, dann gehören Rußland und Deutschland zusammen; ihre Verständigung (jetzt), ihre Verbindung für die Zukunft ist seit den Anfängen des Krieges (von 1914) der Wunsch und Traum meines Herzens, und mehr als eine Wünschbarkeit: eine weltpolitisch-geistige Notwendigkeit wird diese Verständigung und Verbindung sein, falls, was wahrscheinlich ist, der Zusammenschluß des Angelsachsentums sich als dauerhaft erweisen sollte." (Ebd. S.189.) Merkwürdig, daß Herr Mann den Wunsch und Traum seines Herzens inmitten der Angelsachsen weiterspinnt!

Ernste Gedanken erfüllten meine Seele auf diesem Fluge: noch einmal zogen die schönen Stunden mit alten Freunden,

die Erlebnisse unter den Heimatvertriebenen an mir vorüber, all die Wunder der Heimat, die ich bei diesen Kreuz- und Querfahrten genießen durfte. Fliegen wir hinein in den Sturm eines neuen Weltenbrandes? Werde ich die Heimat nochmals wiedersehen? Was wartet in Amerika?

Der Flug verlief planmäßig und ohne Zwischenfälle, zumeist 18 000 bis 19 000 Fuß über Seehöhe, hoch über den Wolken. Von der Landschaft konnte man wenig sehen; ich hatte zumindest den Eindruck einer Schlittenfahrt durch die Schneefelder im Gebirge. Um 22.15 mitteleuropäischer Zeit verließen wir München; in Stuttgart, Frankfurt a. M. und Brüssel waren kurze Zwischenlandungen, um 17.50 landeten wir in London. Um 20 Uhr stiegen wir wieder auf für Shannon in Irland, wo wir um 22 Uhr eintrafen. Ein gutes Abendessen erwartete uns am Flughafen. Um 23 Uhr stieg der eiserne Vogel wieder auf zum Flug über den Atlantik. Am nächsten Morgen um 7.35 (immer mitteleuropäische Zeit) erreichten wir Gander in Neufundland. Dort erfuhren wir, daß das Flugzeug warten müsse, bis sich das Wetter über New York kläre. Derzeit sei eine Landung unmöglich wegen der Grundnebel. Erst um 11 Uhr riskierten wir das letzte Stück des Fluges. Noch kurz vor New York war es nicht sicher, ob wir niedergehen oder nach Washington weiterfliegen sollten (als ob Washington nicht immer benebelt wäre!). So flog unser Schiff, bisweilen recht kräftig geschüttelt, in langem Bogen durch undurchdringliches Gewölk, bis der Pilot schließlich ein Loch in der Himmelsdecke fand, durch das er durchstoßen konnte. Es war eine ziemlich gespannte Stimmung unter den Passagieren die letzte halbe Stunde, aber keinerlei Anzeichen von Panik. Schließlich stehen wir alle in Gottes Hand und es stürzt auch kein Flugzeug ab, ohne seine Zulassung. Trotzdem waren wir froh, als wir gegen 15 Uhr in New York wieder festen Grund unter uns hatten. Die Zollrevision vollzog sich diesmal rasch und in den urbansten Formen. Da man bis Dollar 500 zollfrei einführen kann, wird nur selten jemand Zoll bezahlen müssen, jedenfalls nicht die gewöhnlichen Sterblichen für die Dollar 500 immerhin ein kleines Vermögen sind. In New York mußte ich im Autobus vom Flughafen Idlewild zum Laguardia Field. Ich hatte Glück und erreichte noch ein Flugzeug der United Air Lines, das wegen Nebelgefahr gleichfalls verspätet war. Um 4 Uhr nachmittags (22 Uhr europ. Zeit) landeten wir sicher und ruhig in

Chicago, wo mich ein polnischer Freund mit dem Auto erwartete.

Hunderte von Briefen und andere Arbeiten häuften sich an; es wird etliche Tage brauchen, bis alles wieder ‚ins Geleise' kommt, bis ich mich wieder an das neue Leben gewöhne. In meinen Gedanken klingt noch ein Wort nach, das ich auf einer schönen Spruchkarte im Kapuzinerkloster zu Altötting fand:

„Ein Tag sagt's dem andern:
‚Das Leben ist ein Wandern
Zur großen Ewigkeit'.
O Ewigkeit, Du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit."

(Teerstegen.)



